

Kraft, Michael

Book — Digitized Version

Ökonomie zwischen Wissenschaft und Ethik: Eine dogmenthistorische Untersuchung von Léon M.E. Walras bis Milton Friedman

Forschungsergebnisse der Wirtschaftsuniversität Wien, No. 7

Provided in Cooperation with:

Peter Lang International Academic Publishers

Suggested Citation: Kraft, Michael (2005) : Ökonomie zwischen Wissenschaft und Ethik: Eine dogmenthistorische Untersuchung von Léon M.E. Walras bis Milton Friedman, Forschungsergebnisse der Wirtschaftsuniversität Wien, No. 7, ISBN 978-3-631-75448-1, Peter Lang International Academic Publishers, Berlin, <https://doi.org/10.3726/b13966>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/182840>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Michael Gerhard Kraft

Ökonomie zwischen Wissenschaft und Ethik



Michael Gerhard Kraft

Ökonomie zwischen Wissenschaft und Ethik

Mit der Formulierung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie liegt ein systematischer Ansatz in der ökonomischen Theoriegeschichte vor, die ökonomische Wissenschaft als eine den Naturwissenschaften analoge, exakte Wissenschaftsdisziplin auszuweisen und von der Moralsphäre abzugrenzen. Dieses utopische Ansinnen der Abgrenzung von ethischen Überlegungen führte mittels methodologischer Ummodellierungen jedoch nur zu einer kontinuierlichen Beschneidung der Aussagen reichweite der ökonomischen Wissenschaft und der Verschleierung der zugrundeliegenden Werturteile. Die Arbeit geht diesem Anspruch idealtypisch am Beispiel von L. Walras, F. Knight, L. Robbins und M. Friedman nach. Sie zeigt auf, dass die theoriegeschichtliche Entwicklung nicht eine kontinuierliche im Sinne des wissenschaftlichen Fortschritts darstellte und sucht die Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Ethik aufzudecken.

Michael G. Kraft, geboren in Mauthausen (Oberösterreich), studierte Handelswissenschaften an der Wirtschaftsuniversität Wien und Philosophie sowie Soziologie an der Universität Wien und der Freien Universität Berlin. Er absolvierte Studien- und Forschungsaufenthalte in Manchester und Berlin. Er lebt und arbeitet als freier Sozialwissenschaftler in Wien.

Ökonomie zwischen Wissenschaft und Ethik

Forschungsergebnisse der Wirtschaftsuniversität Wien

Band 7



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

Michael Gerhard Kraft

Ökonomie zwischen Wissenschaft und Ethik

Eine dogmenhistorische Untersuchung
von Léon M. E. Walras bis Milton Friedmann



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Open Access: The online version of this publication is published on
www.peterlang.com and www.econstor.eu under the international
Creative Commons License CC-BY 4.0. Learn more on how you
can use and share this work: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.



This book is available Open Access thanks to the kind support of
ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft.

Zugl.: Wien, Wirtschaftsuniv., Diss., 2004

**Gefördert durch die
Wirtschaftsuniversität Wien.**

**Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.**

**ISSN 1613-3056
ISBN 3-631-53844-8**

ISBN 978-3-631-75448-1 (eBook)

**© Peter Lang GmbH
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2005**

Printed in Germany 1 2 3 4 5 7

www.peterlang.de

Selbstbeschränkung und Willensverschränkung
Brauchbares Rezept?
Allgemein und universal,
Sprach erlaubt es,
welch Konstellation, egal.
Formalismus, geduldet in Prinzipien des Infinitesimal,
Rechenschieber, Kurve konvex und rund,
Mensch darin kunterbunt,
rutscht herunter,
bleibt ein Punkt,
zu hoffen, tangential,
Berührung vertikal,
an natürlicher Rate,
fällt ab,
prallt auf,
bleibt liegen,
steht nicht mehr auf,
runter, rauf, runter , rauf,...

„Das Licht des Sollens wird aus der Welt des Geistes entwendet
und in der Kamera obscura der Naturwissenschaft
wohl verborgen. Alles versinkt im bangen Dunkel.
Plötzlich bricht durch die farbigen Scheiben des Seins
ein heller Strahl hervor und aus Gnaden der Wissenschaft
kommt das Sollen neu in die Welt.“

Karl Polanyi (2005a, S. 178)

meinen Eltern

Saskya

DANKSAGUNG

Ich widme diese Arbeit meinen Eltern, die mir den Weg bis zu diesem vorläufigen Endpunkt mittels ihrer großzügigen Unterstützung ermöglicht als auch die unzähligen Verzweigungen des Rhizoms offen gehalten haben. Dafür sei Ihnen gedankt.

Meiner Freundin Saskya, die wie niemand anderer in diesen Entstehungsprozess eingebunden war, mich über die Jahre in meinem Schreiben begleitete, das da heißt

„in die Bejahung der Einsamkeit eintreten, wo die Faszination droht; heißt sich dem Wagnis der Abwesenheit von Zeit ausliefern, wo das ewige Wiederbeginnen waltet; [...]“ (Maurice Blanchot)

Für Ihr Gewähren, mich darin walten zu lassen, sei ihr gedankt.

Besonderer Dank für die Entstehung dieser Arbeit geht an meinen Doktorvater Prof. Dr. Claus Thomasberger, der mir mittels unzähliger Unterredungen den Weg aus einer zunächst chaotischen Vision hin zu der hier vorliegenden Arbeit gewiesen hat und Herrn Prof. Dr. Pfeiffle für die Übernahme der Zweitbegutachtung der Dissertation. Zuträglich für das Fortschreiten dieser Arbeit war insbesondere die wissenschaftliche Atmosphäre während eines einjährigen Forschungsaufenthaltes in Berlin, wobei ich Herrn PD Dr. Frieder Otto Wolf von der Philosophischen Fakultät der FU Berlin für Anregungen von Seiten der Moralphilosophie, Herrn PD Dr. Rainer Adolphi vom Institut für Philosophie der TU Berlin für Hinweise zu Fragen des Pluralismus sowie Claudio Roller, M.A., dessen PS „Modelle der Wissenschaftsentwicklung“ an der TU Berlin im WS 2003/04 eine Reihe neuer Einblicke auf die Wissenschaftstheorie eröffnete, danken möchte. Für das Lektorat des Manuskripts sei Ronald Heinz und Saskya C. Rudigier gedankt. Selbstverständlich liegt die volle Verantwortung für etwaige Unstimmigkeiten dieser Arbeit beim Autor.

Michael Gerhard Kraft im Juni 2005

GELEITWORT

Die Entwicklung der wirtschaftsliberalen Theorien während des letzten Jahrhunderts kann als eine Reihe immerwährender, aber letztendlich utopischer Versuche betrachtet werden, die ökonomische Disziplin in eine exakte Wissenschaft zu transformieren. Es ist diese These, die den roten Faden der von Michael G. Kraft vorgelegten Untersuchung bildet. Tatsächlich - so sein Argument - gelang es den wirtschaftsliberalen Theorien trotz aller Bemühungen, dem Vorbild der Naturwissenschaften nachzueifern, schließlich nur, die Werturteile in immer raffinierterer Weise zu verschleiern, nicht aber, diese aus der Theoriebildung auszuschließen.

Um diese Aussage zu belegen, untersucht der Autor die Theorieentwicklung im zwanzigsten Jahrhundert aus der Perspektive des Verhältnisses von wissenschaftlichen Aussagen und normativ-ethischen Vorstellungen. Die Analyse konzentriert sich auf die Linie Lausanne (L. Walras), London School of Economics (L. Robbins) und Chicago School of Economics (zunächst F. Knight, nach dem Zweiten Weltkrieg dann M. Friedman). Sie zielt dabei auf den Nachweis, dass ethisch-normative Reflexionen eine unabkÖmmliche Dimension ökonomischer Theoriebildung darstellen, d.h. dass die Formulierung einer „reinen“ ökonomischen Theorie, die sich auf die Analogie zu den Naturwissenschaften stützt, ein illusorisches Unterfangen darstellt. Auch wenn ökonomische Erscheinungen - relative Werte, Preise etc. - objektiven Charakter annehmen, so können diese nicht von den menschlichen Handlungen, auf denen sie basieren, losgelöst werden. Die ökonomischen Theorien - so Krafts Auffassung - sind immer eingebettet in ein umfassenderes, ethische Normen einschließendes Vorverständnis des Gegenstandes, von dem sie nicht getrennt werden können.

Aus der Perspektive des Verhältnisses von reiner Wissenschaft und Ethik betrachtet hat die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften im zwanzigsten Jahrhundert - so ein Ergebnis der Arbeit - einen Zirkel durchlaufen. Milton Friedmans Statement, „positive economics is, or can be, an ‘objective’ science, in precisely the same sense as any of the physical sciences”,¹ bedeute letztendlich eine Rückkehr zu jener Utopie, auf die schon Walras Bezug nahm, als er davon sprach, dass „the pure theory of economics or the theory of exchange and value in exchange, that is, the theory of social wealth considered by itself, is a physico-mathematical science like mechanics or hydrodynamics”.²

¹ Friedman, 1953, S. 4.

² Walras, 1954, S. 71.

Allerdings zeigt Krafts Untersuchung auch, dass zwischen diesen beiden Extremen eine Periode des Übergangs, der Krise und der Öffnung des wirtschaftsliberalen Denkens lag, in der die Grenzen der theoretischen Erkenntnisse enger gezogen und das Verhältnis von Ethik und Wissenschaft für die Theorieentwicklung bestimmend wurde. Es ist diese Periode, in der die Kritik a) der Reduktion der Ethik auf eine Art „glorified economics“, b) der Identifikation des Gleichgewichtsmodells mit einer bestimmten institutionellen Struktur (Markt) wie auch c) der Kategorie des sozialen Werts (Problem des interpersonellen Nutzenvergleichs) ins Zentrum der Auseinandersetzung rückten. Die Vorbehalte, die Knight jenseits und Robbins diesseits des Atlantik gegenüber Walras' Interpretation der reinen Theorie zum Ausdruck brachten, zielten auf den wunden Punkt, indem sie deutlich machten, dass die Verknüpfung der wissenschaftlichen und der ethisch-moralischen Ebene, die dem Modell zugrunde lag, *wissenschaftlich* unhaltbar war.

Von besonderem Interesse ist die Arbeit zunächst aus methodologischer Perspektive, bringt sie doch einen Aspekt in die jüngere Debatte ein, der geeignet erscheint, die Grenzen, innerhalb derer sich die Auseinandersetzung zwischen Falsifikationismus und Instrumentalismus bewegt, zu überwinden. Denn Kraft belässt es nicht bei einer Kritik der „Verschleierung“ normativer Urteile, sondern er leitet aus den gewonnenen Einsichten in die Entwicklung der ökonomischen Theorien im zwanzigsten Jahrhundert die Forderung ab, anzuerkennen, dass der wirtschaftswissenschaftliche Diskurs in einen normativen Rahmen eingebettet ist. Es gelte, so seine Folgerung, das Spannungsverhältnis zwischen Sollen und Sein, zwischen Ethik und Wissenschaft, zwischen Freiheit und Determiniertheit, zwischen menschlichen Handlungen und Objektivationen sowie zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft offen zu thematisieren und *innerhalb* des theoretischen Diskurses zu reflektieren.

Sie wirft darüber hinaus ein neues Licht auf die Theoriegeschichte, denn sie macht deutlich, dass von einem systematischen Fortschreiten in den Wirtschaftswissenschaften nur in dem eingeschränkten Sinne der „analytic or scientific aspects of economic thought“³ gesprochen werden kann. Demgegenüber ist nicht nur die Kontinuitätsvorstellung, die dem Falsifikationismus implizit ist, zu hoch angesetzt, sondern - so eine Kernaussage - die theoretische Entwicklung als solche kann nur angemessen erfasst werden, wenn das Verhältnis von wissenschaftlicher und ethisch-normativer Dimension in die Betrachtung einbezogen wird.

³ Schumpeter, 1954/94, S. 3.

Sie stellt schließlich auch einen bemerkenswerten Beitrag zur Diskussion des Verhältnisses von Ethik und reiner Theorie in den ökonomischen Wissenschaften dar, die in den letzten beiden Jahrzehnten vor allen Dingen von sozio-ökonomischer Seite (A.O. Hirschman, A. Sen, A. Etzioni u.a.) wiederbelebt wurde. Indem er die normativ-ethische Dimensionen als einen immer vorhandenen Aspekt der ökonomischen Theoriebildung nachweist, zeigt er, dass die Herausforderung weniger darin besteht, ökonomische Theorie und Ethik zusammenzuführen, als vielmehr den bestehenden Zusammenhang sichtbar zu machen und bewusst zu reflektieren.

Claus Thomasberger im Juni 2005

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	17
-------------------	-----------

I *e-A*: MARKTZEITALTER UND TRADITIONELLER LIBERALISMUS

§ 1 LÉON WALRAS' SYSTEM DER UNBEDINGTEN ÜBERLEGENHEIT	29
§ 1 (1) VERSUCH EINER ABGRENZUNG ZU DEN KLASSIKERN	32
§ 1 (2) FREIER WILLE UND GESELLSCHAFTSORDNUNG. EIN ETHISCHES UNTERFANGEN	39
§ 1 (3) LÉON WALRAS' VERSUCH EINER DEFINITION VON <i>POLITICAL ECONOMY</i> . ABGRENZUNG ZU ADAM SMITH UND JEAN B. SAY	42
§ 1 (4) DIE TRENNLINIEN DER WISSENSCHAFT, KUNST UND ETHIK	45
§ 1 (5) DIE „ECONOMIE POLITIQUE PURE“. (NATUR)WISSENSCHAFTLICHER KERN DER GESELLSCHAFT?	48
§ 1 (6) ZUM CHARAKTER DER VERHALTENSANNAHMEN INNERHALB DER REINEN THEORIE	53
§ 1 (7) DAS FREIE MARKTSYSTEM UND SEINE ÜBERLEGENHEIT	58
§ 1 (8) DIE SCHEINBAR DOPPELTE ETHISCHE KATEGORIE DES ALLGEMEINEN GLEICHGEWICHTS	60
§ 1 (9) WISSENSCHAFTLICHER DETERMINISMUS AUF ETHISCHER EBENE. DIE NEGATION DER FREIHEIT	63
§ 1 (10) IMPLIKATIONEN EINES GESCHLOSSENEN SYSTEMS AUF INDIVIDUELLER EBENE	65
§ 1 (11) DAS DIKTAT DES OPTIMUMS	67
§ 2 ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK AUF <i>e-B</i>	70

II *e-B*: DER WERTEPLURALISMUS DER 1920/30ER JAHRE

§ 1 FRANK KNIGHTS PLURALISTISCHES SYSTEM	77
§ 1 (1) KNIGHTS VERHÄLTNIS ZUR UND KRITIK AN DER TRADITIONELLEN NEOKLASSIK. DIE EPISTEMOLOGISCHE EBENE	78
§ 1 (2) DIE WERTKRITIK UND APOLOGIE DES MARKTSYSTEMS. DIE ETHISCHE EBENE	84
§ 1 (3) DIE ROLLE DER ÖKONOMISCHEN WISSENSCHAFT. EINE NEGATIVE DEFINITION	90

§ 1 (4)	WISSENSCHAFT ALS <i>TECHNIQUE OF PREDICTION</i>	96
§ 1 (5)	DIE ROLLE DER ALLGEMEINEN GLEICHGEWICHTSTHEORIE. EIN SOZIOÖKONOMISCH UNABHÄNGIGES MODELL?	97
§ 1 (6)	DAS ETHISCHE UNIVERSUM. SINNBILD DER FREIHEIT?	101
§ 1 (7)	VERSUCH EINER VERTEIDIGUNG DES MARKTSYSTEMS AUF ETHISCHER EBENE. FREIHEIT UND MACHT, ZWEI VEREINBARE KATEGORIEN?	102
§ 1 (8)	EIN NEUES VERHÄLTNIS ZUR MACHT?	108
§ 1 (9)	WISSENSCHAFT, WIRTSCHAFTSPOLITIK UND DIE UNIVERSALISIERTE FREIHEIT	111
§ 1 (10)	DIE SPHÄRE DER ETHIK BLEIBT SELBSTBESTIMMT	118
§ 2	ROBBINS' RÜCKBAU	122
§ 2 (1)	ROBBINS' <i>ESSAY</i>	123
§ 2 (2)	ROBBINS' BRUCH MIT WALRAS. DIE GESAMTGESELLSCHAFTLICHE TELEOLOGIE	125
§ 2 (3)	DIE INDIVIDUELLE EBENE. WISSENSCHAFTLICHER ANKNÜPFUNGSPUNKT AN WALRAS	127
§ 2 (4)	DER RÜCKSCHRITT AUF GESAMTGESELLSCHAFTLICHER EBENE	135
§ 2 (5)	KNIGHTS KRITIK AN ROBBINS' RÜCKFALL	140
§ 3	ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK AUF <i>e-C</i>	146

III *e-C*: DIE NEOLIBERALE KONTERREVOLUTION

§ 1	MILTON FRIEDMANS NEUES FUNDAMENT EINER POSITIVEN WISSENSCHAFT	152
§ 1 (1)	ANTWORT AUF DEN WERTEPLURALISMUS UND DIE FLUCHT IN DIE EMPIRIE	156
§ 1 (2)	REINE THEORIE, METHODOLOGIE UND ETHIK: FRIEDMAN UND KNIGHT	160
§ 1 (3)	IDEALTYPEN, EMPIRIE UND DIE KATEGORIE DER WAHRHEIT	161
§ 1 (4)	DAS NEUE FUNDAMENT DER ÖKONOMISCHEN WISSENSCHAFT	165
§ 1 (5)	WOZU EIGENTLICH ANNAHMEN?	173
§ 1 (6)	FRIEDMAN UND DIE PHILLIPSKURVE	177
§ 1 (7)	DIE MONETÄRE SPHÄRE. „WE HAVE TO CHOOSE.“	183
§ 1 (8)	FRIEDMAN, KNIGHT UND DIE ENGE FREIHEITSKATEGORIE. SUBJEKTIVE WERTHALTUNGEN	186

§ 1 (9) DIE ÜBERLEGENHEIT DER SCHEINBAR OBJEKTIVEN MARKTSTRUKTUREN	194
§ 1 (10) MAKROÖKONOMISCHE ZIELE ALS MACHTPOSITIONEN	199
§ 1 (11) DIE LÜCKE, DIE DIE METHODE LIEß	201
IV ZUSAMMENFASSUNG, EINSCHÄTZUNG UND AUSBLICK	205
V METHODOLOGISCHES POSTSKRIPTUM	217
LITERATURVERZEICHNIS	233

EINLEITUNG

„Economics stands at the meeting point of the three great branches of thought:
in his natural science, as a technique of prediction and control,
are included the facts and laws of human behaviour.
But the study of want satisfaction must consider also
the wants themselves. Hence it comes into the
closest relation with aesthetics and morals.“

F.H. Knight (1925, S. 77)

Betrachten wir die gegenwärtige Wissenschaftspraxis der Ökonomen, „what economists do“, so würden die Antworten wohl zuallererst die mathematische Modellbildung wirtschaftlicher Zusammenhänge bzw. deren Überprüfung an empirisch erhobenen Daten, die ihren Weg in verschiedene Wirtschaftsstatistiken finden, beinhalten. Wohl kaum jemand käme auf die Idee, dass die Wirtschaftstheorie in bestimmten Bereichen Fragen der Ästhetik oder Moral berühre. Zumindest würde man entgegenen, so man diese Vorstellung nicht ohnehin als absurd auffasst, dass diese Fragestellungen entschieden von der Sphäre der reinen Wissenschaft ferngehalten werden müssten, da sie metaphysisches „Geschwätz“ darstellten, das keinerlei Beitrag zum Fortschritt einer mathematisch exakten Wissenschaft beitragen könne. Womöglich würde ein solcher Einfluss *qua* seiner Wertbeladenheit gar entschieden negativ aufgefasst werden und so mancher Ökonom würde bestenfalls von einer „Ethik“ der Marktwirtschaft sprechen. Dies mag ein Kennzeichen der Ausdifferenzierung und Spezialisierung der unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen sein, wobei gerade die reine Theorie der Ökonomie seit der Formulierung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie in Abgrenzung zur *Political Economy* sukzessive danach getrachtet hat, sich diesem Ideal einer wertfreien Wissenschaft anzunähern und von der Sphäre der Moral abzugrenzen. Nun erscheint ein solches Unterfangen alles andere als einfach. Folgende „jüngere“ Definition der ökonomischen Wissenschaft nach Robert Mundell dürfte stellvertretend für die unscharfe Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Ethik und die vernachlässigte Problematisierung des freien menschlichen Willens stehen, zumal hier nicht einmal mehr eine Unterscheidung zwischen „wählen“ und „sich verhalten“ getroffen wird, wenn er die ökonomische Wissenschaft folgendermaßen definiert: „Economics is the science of choice.“ (Mundell, 1968, S. v) Eine Unschärfe, die nicht weiter verwunderlich ist, wenn er mit folgender theoriegeschichtlicher Einordnung fortfährt:

„it began with Aristotle but got mixed up with ethics in the Middle Ages. Adam Smith separated it from ethics, and Walras mathematized it. Alfred Marshall tried to narrow it, and Keynes made it fashionable. Robbins widened it, and Samuelson dy-

namized it, but modern science made it statistical and tried to confine again.“
(Mundell, 1968, S. v)

Bezugnehmend auf seine Definition stellt sich die Frage, wie eine Wissenschaft der Wahl(handlung) möglich sein kann, so sich der Untersuchungsgegenstand der Ökonomen nicht wie eine Kompassnadel *verhält*, sondern als Mensch eben frei *wählt* und diese Wahl ihrer Definition gemäß undeterminiert sein muss? Aus dieser Problematisierung ist ersichtlich, dass sich die ökonomische Wissenschaft ohne Zweifel mit einer außerordentlichen Herausforderung konfrontiert sieht und daraus erwächst, so meinen wir, auch ihr besonderes Verhältnis zur Ethik.

Was dieses Verhältnis betrifft, so hatte Karl Polanyi die Wirtschaftstheorie und die Soziologie sogar als Wissenschaften charakterisiert

„die keinen wahren Zusammenhang mit dem ursprünglichem System der Wissenschaften mehr hatten und denen die Aufgabe zu Teil wurde, jene Provinzen zu besetzen, die von dem Reiche der Ethik unrechtmäßig abgetrennt worden sind.“
(Polanyi, 2005b, S. 208)

Ist die Wirtschaftstheorie tatsächlich kaum mehr als ein spät besetzter Bereich eines zuvor ethischen Gemeinplatzes? Welche Ansprüche kann eine solche Wissenschaft stellen und wie musste sie sich in Folge von der Moralsphäre abgrenzen? Diese Fragen werden in dieser Arbeit keineswegs in ihrer gesamten Dimension erfasst und behandelt werden können, doch wie das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Ethik über die letzten hundert Jahre in der ökonomischen Theoriebildung gedacht wurde, steht im Zentrum dieser theoriegeschichtlichen Untersuchung von Arbeiten ausgewählter Ökonomen. Auch sei an dieser Stelle eingeräumt, dass in dieser Arbeit die Perspektive eines Ökonomen eingenommen wird, der das problematische Verhältnis primär von Seiten der ökonomischen Theoriebildung aufbereitet und eine ausgewogene Sichtweise in der Einbindung explizit moralphilosophischer Positionen in dieser Untersuchung nicht unternommen wird können. Denn der Fokus dieser Arbeit liegt auf der *ökonomischen* Theoriegeschichte des 20. Jahrhunderts und den daraus abzuleitenden Schlussfolgerungen für die *ökonomische* Wissenschaft. Dennoch wären solche Untersuchungen überaus wünschenswert, um die „barriers to fruitful exchange between economic theory and moral philosophy“ (Walsh, 1987, S. 868, zitiert nach Vickers, 1997, S. vii) zu überwinden und eine gemeinsame, zukünftige Basis auszuloten.

Die hier vorliegende Arbeit geht folglich der Frage nach, wie das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik in der Ökonomie seit der Formulierung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie gedacht wurde, und ob das Verhältnis aufgrund des Untersuchungsgegenstandes des freien menschlichen Willens dabei eine besondere Herausforderung eröffnet, die Moralsphäre somit eine unabkömmliche Dimension ökonomischer Reflexionen darstellt. Dabei muss ver-

ständlicherweise eingeräumt werden, dass es sich bei diesem Unterfangen um ein äußerst weitgefächertes Spektrum und einen überaus langen Zeitraum der ökonomischen Theorieentwicklung handelt, der im Ausmaß einer solchen Arbeit nicht „adäquat“ abgehandelt werden kann. Jedoch bleibt zu berücksichtigen, dass es keinesfalls der Anspruch dieser Arbeit ist, die gesamte Dogmengeschichte der orthodoxen Ökonomie der letzten hundert Jahre mit ihren vielfältigen Ausprägungen und Spezialdisziplinen aufzuarbeiten. Dies impliziert, dass gewisse ebenso wichtige Vertreter, die auf die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft entscheidenden Einfluss hatten, außerhalb unseres Untersuchungsspektrums bleiben müssen.⁴ Doch liegt unser Ziel nicht in der Vollständigkeit der Aufarbeitung der unterschiedlichen Positionen, sondern wir wollen idealtypisch am Beispiel ausgewählter und unserer Meinung nach bedeutender Positionen das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik nachzeichnen. Dadurch soll Licht auf die Frage geworfen werden, wie sich die ökonomische Theorie auf den Weg zu einer „exakten“ Wissenschaft begeben hat, nachdem sie mit der Formulierung der Neoklassik „surrendered its earlier moorings in the ethical and philosophic foundations“ (Vickers, 1997, S. vii) und welche Implikationen ein solches Bestreben letztlich nach sich gezogen hat.

Diesbezüglich gliedert sich die hier vorliegende Untersuchung chronologisch in drei unterschiedliche *episteme*. Da eine strikte Chronologisierung unmöglich erscheint, grenzen sich die einzelnen *episteme* in ihrem Verhältnis von Wissenschaft und Moralphilosophie voneinander ab, wobei jedoch sowohl die Anknüpfungspunkte als auch die Brüche in den Übergängen herausgearbeitet werden sollen. Die Einbettung der einzelnen Ökonomen in solch weitgegriffene Denkräume, die in den Überschriften der einzelnen *episteme* einigermaßen lose abgesteckt sind, kann keinerlei Anspruch auf Ausschließlichkeit stellen. Für unsere Arbeit ist bezüglich der Auswahl der betrachteten Ökonomen von Bedeutung, dass sie das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik im Gegensatz zu ihren „Vorgängern“ unterschiedlich auffassen und neu zu formulieren suchen. Solche, für die Untersuchung vorzunehmende, historische Eingrenzungen sind in gewisser Weise willkürlich und keineswegs klar zu ziehen, da Denktraditionen nicht ohne weiteres chronologisiert und unter gemeinsamen Charakteristika vereinheitlicht werden können. Dennoch sind sie keineswegs beliebig, sondern werden von unserem zugrundeliegenden Erkenntnisinteresse strukturiert. Backhouse spricht diese Perspektive des Forschers an, wenn er schreibt:

⁴ Am augenscheinlichsten wird dem aufmerksamen Leser in einer Untersuchung dreier *episteme* der ökonomischen Theorieentwicklung der letzten hundert Jahre wahrscheinlich die Ausklammerung der Position John M. Keynes erscheinen. Diese wäre in gewissen Punkten in unsere zweite *episteme* integrierbar, aufgrund der Eigenständigkeit und Unterschiedlichkeit in dieser Untersuchung vor allem im Hinblick auf unsere jüngste *episteme* (e-C) kann sie keine umfassende Berücksichtigung finden.

„The critical rationalism of Popper and Lakatos, might lead to analysis of the century in terms of the rise and fall of research programmes. [...] A Kuhnian perspective focuses on revolutions.“ (Backhouse, 2001, S. 245)

Dies verdeutlicht, dass wir uns bei der Untersuchung der Geschichte nicht von dem Blick lösen werden können, unter dem wir sie zu rekonstruieren beanspruchen. Denn welche unterschiedliche Auffassung der Natur der Wissenschaft wir vertreten, so unterschiedlich werden wir auch ihre Geschichte schreiben.⁵

Jedoch ist unsere Untersuchung auf theoriegeschichtlicher Ebene zumindest in einer weiteren Hinsicht von Bedeutung, nämlich was die Frage der zugrundegelegten, als „adäquat“ erachteten Methodologie betrifft, da, wie auch Priddat (vgl. 1998, S. 487f) meint, in der Wissenschaft der Ökonomie Fragen und Kontroversen zur Methodologie und Reichweite der Wissenschaftsdisziplin primär innerhalb der ökonomischen Theoriegeschichte diskutiert werden bzw. zu verorten sind. Diese Ebene soll vor allem Licht auf die Frage werfen, welche Implikationen die Orientierung an den „exakten“ Naturwissenschaften für die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften haben sollte, da dieser Vorschlag in unserer Untersuchung exemplarisch mit der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie in das Zentrum gerückt wurde und sie innerhalb der „orthodoxen“ Forschergemeinschaft als das „adäquate“ Leitmotiv des 20. Jahrhunderts fungierte. Deshalb werden wir auch immer wieder auf die methodologische Ebene (vgl. Weintraub, 1990) verweisen, da sich auf dieser Metaebene der jeweils als angebracht erachtete Vorschlag zur naturwissenschaftlich-analogen „Lösung“ des Problems des freien menschlichen Willens finden dürfte.

⁵ Diese Problematik unterschiedlicher Standpunkte in theoriegeschichtlichen Untersuchungen wird in der Literatur als Dichotomie absoluter *versus* relativer Standpunkt diskutiert. Erstere Auffassung impliziert, dass wir uns der Geschichte vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt annähern, dass Theorien gemäß den heute gängigen wissenschaftlichen Standards analysiert werden (vgl. bspw. Schumpeter, 1954/94 oder Blaug, 1988a). Nähern wir uns älteren Theorien demgegenüber von einem relativistischen Standpunkt an, so sehen wir sie als ein Spiegelbild zeitgenössischer Verhältnisse, eingebettet in den historischen Kontext, in dem sie entwickelt wurden. Dies kann wiederum zu einer einseitigen Fixierung auf den historischen, sozio-ökonomischen, politischen, etc. Kontext führen, mittels dem man die Theoriegenerierung zu erklären versucht. Wenngleich davon auszugehen ist, dass die Umwelt einen bestimmten Einfluss auf das Entstehen von Theorien hat, da das Theorie generierende Subjekt nicht isoliert von seinen Umwelteinflüssen bleibt und in erkenntnistheoretischer Hinsicht unser Denken von bestimmten Denkkategorien kolonisiert ist, deren Einfluss im Hinblick auf die Theoriebildung nicht ausgeblendet werden kann, bleibt bei einer solchen Vorgehensweise doch die Gefahr bestehen, dass wir uns in einer bloßen Tautologie erschöpfen. Mittels der Umwelteinflüsse könnten wir jegliches Verhalten erklären. Nichtsdestotrotz erscheint es uns hilfreich, etwas Licht auf die Generierung von Theorien zu werfen, da wir bei isolierter, absoluter Betrachtungsweise ohnehin eine Reihe von Faktoren *a priori* ausblenden. Allerdings müssen wir uns dann der Fragen bewusst sein, die wir an den sozio-historischen Kontext stellen wollen, da ansonsten, wie Coats schreibt, „[...] for in its broadest sense the term „environment“ embraces all the possible antecedent causes of the phenomenon to be explained.“ (Coats, 1993, S. 71)

Es müssten, so unsere These, aus der Problematisierung des Verhältnisses von Wissenschaft und Ethik in der theoriegeschichtlichen Formation unterschiedliche Grenzziehungen einer wertfreien Wissenschaft als auch einer dazu „zielführenden“ Methodologie beobachtbar sein, indem die für diese Untersuchung ausgewählten Ökonomen den Anspruch erhoben, die Sphäre der reinen Theorie deutlich von der Ethik zu trennen. Welche Konsequenzen dieses Bestreben auf die Reichweite der ökonomischen Wissenschaft und deren „praktische“ Aussagekraft hatte, in welche Richtung dadurch die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft „gelenkt“ wurde, und ob letztlich eine „zufriedenstellende“ Antwort gefunden werden konnte, oder der Anspruch nicht doch uneinlösbar blieb, soll in dieser Arbeit untersucht werden. Es ist jedoch zu vermuten, dass eine strikte, undurchlässige Trennung zwischen ökonomischer Wissenschaft und Ethik nicht formulierbar ist, so die Wissenschaft den Anspruch erhebt, relevante Aussagen über die Wirtschaft einer Gesellschaft zu machen. Dies impliziert, dass die (sozial)wissenschaftliche Sphäre nicht ohne Verluste von der Sphäre der Ethik abgekoppelt werden kann. Denn das problematische Verhältnis zwischen Wissenschaft und Ethik, so unsere These, liegt bereits im Untersuchungsgegenstand des freien menschlichen Willens begründet. Demzufolge stehen die beiden Sphären (das deterministische, wissenschaftliche System und die autonome Ebene der Moral) einander diametral entgegen. Die orthoxe Theorietradition glaubte diesen Widerspruch in ihrer Orientierung an den Naturwissenschaften auflösen zu können, doch tatsächlich schob sie ihn nur zur Seite und versuchte ihn zu verdecken. Es ist jedoch nicht Anspruch dieser Arbeit, diesen Widerspruch aufzulösen, sondern aufzuzeigen, dass die naturwissenschaftliche Lösung eine Scheinlösung blieb, die in ihrer Verdeckung des Problemfeldes den Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit nicht genügt, so sie ihre impliziten Werturteile nicht offen legt.

Am Beginn unserer Untersuchung steht die Konzeption Léon Walras' und dessen Allgemeine Gleichgewichtstheorie. Walras erscheint deshalb als sinnvoller Ausgangspunkt dieser Untersuchung, da er die Ebene der Ethik als gesellschaftlich bedeutsame Sphäre der freien Wahl autonomer Individuen nach der naturalistischen Epoche der Nationalökonomie würdigt und sie zum System der reinen Wissenschaft abzugrenzen sucht. Seine Neuformulierung stellt somit einen entscheidenden Einschnitt im Verhältnis von Wissenschaft und Ethik dar und sie ermöglicht es uns, den Rahmen der hier vorliegenden Arbeit einzuschränken. Walras' systematischer Versuch, die ökonomische Wissenschaft in eine reine, angewandte sowie in eine Moralwissenschaft einzuteilen und abzugrenzen, um einer den Naturwissenschaften analogen Wissenschaftsvorstellung gerecht zu werden, wird, so unsere These, letztlich sogar zur zentralen Herausforderung für die zukünftige Theorieentwicklung. Nunmehr konnte der freie

menschliche Wille nicht mehr *a priori* ausgeblendet werden und jede darauffolgende ökonomische Theorie musste in ihrem Verhältnis zur Moralwissenschaft einen Versuch der Konzeption des freien menschlichen Willens vorlegen. Die Orientierung an den exakten Naturwissenschaften hatte entscheidenden Einfluss auf die darauffolgende ökonomische Theorietradition und spannte ein nahezu unüberwindbares Spannungsfeld auf, innerhalb dessen sich die ökonomische Wissenschaft nunmehr „legitimer“ Weise bewegen konnte. Was die Abgrenzung der reinen Theorie zur Moralsphäre betrifft, so scheint folgende Einschätzung zutreffend:

„The Walrasian general equilibrium theoretic system [...] stands as the end result of the fact that the nascent economic thought schemes were shunted onto that supposedly ethically neutral road.“ (Vickers, 1997, S. 34)

Es zeigte sich jedoch, dass Walras' Lösungsvorschlag alsbald Gegenstand heftiger Kritik wurde und innerhalb unserer zweiten *episteme* (e-B) in Frage gestellt wird. Die darauffolgende *episteme* ist chronologisch in die Zwischenkriegsperiode einzuordnen und reicht in bestimmten Punkten noch bis in die 1950er und 1960er Jahre, zeichnet sich einerseits durch einen Wertepluralismus aus und knüpft andererseits nach dem 1. Weltkrieg in gewisser Weise am liberalen Gedankengut des 19. Jahrhunderts wieder an. Stellvertretend für diese Periode der Theoriebildung werden das Werk Frank H. Knights, der vor allem die Sphäre der Ethik und deren Bezug zur Wissenschaft in unzähligen seiner Schriften thematisiert, und die Arbeiten Lionel Robbins', der mit seinem „Essay on the Nature and Significance of Economic Science“ die bedeutende methodologische Grundlegung für die zukünftige Grenzziehung zwischen Wissenschaft und Ethik ausformuliert,⁶ indem er darlegt, dass „[economics] is fundamentally distinct from Ethics“ (Robbins, 1935/84, S. 152), herangezogen. Beide fungieren darüber hinaus als wichtiger Bezugspunkt zu unserer jüngsten *episteme* (e-C).

Am chronologischen Endpunkt unserer Untersuchung wollen wir die methodologische Neuformulierung der ökonomischen Wissenschaft mit Milton Friedmans Essay „The Methodology of Positive Economics“ genauer beleuchten. Dieser dürfte den Versuch darstellen, die Trennlinien zwischen Wissenschaft und Ethik abermals neu zu ziehen, um auszuweisen, dass „positive economics is in principle independent of any particular ethical position“ (Friedman, 1953, S. 4) und der Anspruch auf Wertfreiheit mittels der Objektivität der Methode erhoben wird.

⁶ Robbins' Essay „On the Nature and Significance of Economic Science“ und Friedmans „The Methodology of Positive Economics“ werden in der neueren Literatur immer wieder als die beiden, für die Wissenschaftsentwicklung der Ökonomie im 20. Jahrhundert grundlegenden methodologischen Schriften angeführt (vgl. Blaug, 1978, S. 702 oder Pheby, 1988, S. 84).

Wir sind der Ansicht, dass gerade die theoriegeschichtliche Untersuchung es uns ermöglicht, die jeweils impliziten methodologischen Fundamente der untersuchten Ökonomen freizulegen, auf deren Implikationen für die Theoriebildung zu verweisen und letztlich auch Licht auf den gegenwärtigen Stand der ökonomischen Wissenschaft zu werfen. Wir möchten klären, ob der Anspruch auf eine rein objektiv definierte Sphäre der Wissenschaft a) bis heute existiert, b) somit entscheidende Auswirkungen auf die Wissenschaftsentwicklung der Ökonomie des 20. Jahrhunderts hatte und c) dieser Anspruch letztlich eingelöst werden konnte. Denn *a priori* zu unterstellen, die Wissenschaftsentwicklung wäre eine progressive, mit wachsendem empirischen Gehalt, würde den Blick zu einseitig auf die strikt innerlogische Theorieentwicklung und Überprüfung lenken und Elemente ausblenden, die sich in ihrem Erklärungsgehalt als fruchtbar für unsere Analyse erweisen dürften. Denn wie Backhouse meint,

„there is no presumption whatsoever that the present is superior to the past or that the story is one of progress. It could equally be one of regress or of changes that cannot be classified either as progress or regress. [...] There is no implication that the story is one of „rationality“ - of logical development from one generation of ideas to the next. Chance, individual's non-cognitive goals, social institutions, ideology, politics, and many other factors may all be relevant.“ (Backhouse. 2001, S. 247)

Somit soll anhand dieser drei *episteme* in Bezug auf das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik ein Spannungsfeld zwischen Kontinuität und Brüchen in der theoriegeschichtlichen Entwicklung hervorgehoben werden, das uns erlaubt, das mit Walras vorgebrachte Ansinnen einer den Naturwissenschaften analogen, wertfreien Wissenschaft einzuschätzen. Kann eine von den „exakten“ Naturwissenschaften übernommene Methodologie der Natur der ökonomischen Wissenschaft und ihres Untersuchungsgegenstandes „gerecht“ und damit der Anspruch auf eine klar abgegrenzte, wertfreie Sphäre der reinen Theorie eingelöst werden, um daraus mögliche Schlussfolgerungen für das zukünftige Verhältnis von ökonomischer Wissenschaft und Ethik zu ziehen?

I e-A: MARKTZEITALTER UND TRADITIONELLER LIBERALISMUS

Wir beginnen unsere theoriegeschichtliche Untersuchung mit der Formulierung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie durch Léon Walras im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Diese stellt in mehrerer Hinsicht einen radikalen Einschnitt in der ökonomischen Theoriegeschichte dar und steht stellvertretend für ein Wissenschafts- und Gesellschaftsverständnis, das Karl Polanyi (1944/95) als das Marktzeitalter des auslaufenden 19. Jahrhunderts bezeichnete⁷ und F.H. Knight charakterisierte als

„the „mode“ [...] to think of social problems of conflict and struggle, between men (or „private“ groups) and between the „individual“ and the state, and between states, primarily in economic terms“ (Knight, 1939b, S. 7, meine Hervorhebung, M.K.),

was die Vorstellung mit einschloss, dass das soziale Problem primär ein ökonomisches sei. Ein solcher Einstieg ist bei derartigen Untersuchungen in gewissem Sinne immer willkürlich, da die tatsächlichen Begebenheiten dieser rationalen Rekonstruktion der ökonomischen Theoriegeschichte in bestimmten Details widersprechen. Dennoch bietet sich die Position Walras' für unsere Untersuchung insofern an, als dass sein Œuvre einen tiefgehenden Bruch zu seinen Vorgängern darstellt. In das Zentrum der Untersuchung rückt nunmehr das Problem der Allokation gegebener, knapper Ressourcen - welches fortan als das „ökonomische Problem“ identifiziert werden sollte -, eine Verlagerung des Schwerpunkts auf die individualistische Mikroebene sowie eine veränderte Sichtweise menschlicher Verhältnisse und der Gesellschaft im Glauben an die Beherrschbarkeit der Natur als auch der gesellschaftlichen Entwicklung. So kann Léon Walras in der ökonomischen Geschichtsschreibung in eine Periode der wissenschaftlichen Entwicklung eingereiht bzw. als einer der Begründer jenes großen theoretischen Systems angesehen werden, das Shackle folgendermaßen charakterisiert:

„The forty years from 1870 saw the creation of a Great Theory or Grand System of Economics, in one sense complete and self-sufficient, able, on its own terms, to answer all questions which those terms allowed. [...] In its arresting beauty and completeness this theory seemed to need no corroborative evidence from observa-

⁷ Dass der Ausdruck „19. Jahrhundert“ nicht im strikt chronologischen Sinne verstanden wird, sondern sich das liberale Marktzeitalter nach hinten um 1850 herum abgrenzt - vielleicht stellt Marx hier die entscheidende Wende dar - und noch weit in das 20. Jahrhundert hineinwirken sollte, mit gewissen Vorbehalten jedenfalls bis in die 1920er Jahre, muss von Beginn an dargelegt werden (vgl. auch Eric J. Hobsbawm in seiner Trilogie (*Europäische Revolution (1789-1848)*, *Die Blütezeit des Kapitals (1848-1875)* sowie *Das Imperiale Zeitalter (1875-1914)*) dargelegtes, wenngleich auch etwas unterschiedlich abgestecktes, langes 19. Jahrhundert).

tion. It seemed to derive from these aesthetic qualities its own stamp of authentication and an independent ascendancy over men's minds." (Shackle, 1967, S. 4f)

Es war jenes Zeitalter „which had favoured and fostered a belief in a self-regulating, inherently and naturally self-optimizing, stable and coherent economic system.“ (Shackle, 1967, S. 5) Und vielleicht war das große System nur deshalb so selbst genügsam, weil es doch „nur“ ein *technisches* Allokationsproblem beinhaltete, das *per definitionem* in sich geschlossen war und dennoch danach trachtete, in der „finality of a Greek temple [to] spread its perfect lines against a cloudless sky“ (Schumpeter, 1954/94, S. 754), doch darauf wollen wir etwas später zurückkommen. Trotz solch möglicher Einwände ist es nicht verwunderlich, dass die orthodoxe Dogmengeschichte suggeriert, dass sich der Lauf der Wissenschaftsgeschichte der Ökonomie seit der Begründung der Grenznutzen-Schule und der in der Literatur mit dem Namen „*Marginal Revolution*“⁸ bezeichneten Wende in der ökonomischen Theoriebildung *linear* auf den Weg des

⁸ Der in den ökonomischen Lehrbüchern gemünzte Terminus „Marginal Revolution“ erscheint anachronistisch, da man um 1870 herum von einer solchen nicht sprechen konnte. Zwar entwickelten sich etwa zeitgleich und mehr oder weniger unabhängig voneinander ähnliche Ansätze einer Volkswirtschaftslehre des Grenznutzens in England (William Stanley Jevons (*Theory of Political Economy*, 1871)), in der Schweiz (Léon Walras (*Éléments*, 1874)) und in Österreich (Carl Menger (*Grundsätze*, 1871)), doch „numerous statements of similar doctrine, varying in clearness and elaboration, were found scattered through the earlier literature.“ (Knight, 1931, S. 148) Was Menger betrifft, so bezog dieser eine etwas differenzierte Position. Er hatte nicht die Mathematisierung der ökonomischen Theorie im Sinne, *i.e.* eine ökonomische Theorie des Nutzens, die sich des mathematischen Formalismus bediente. Dobb (1977, S. 185) sieht in Menger sogar jenen Ökonomen, der „den Bruch mit der klassischen Tradition deutlicher und vollständiger repräsentierte“. So nennt beispielsweise Walras in seinem Hauptwerk im Vorwort zur 4. Ausgabe als Quelle seiner Ideen den Ökonomen Cournot. Weiters ist zu berücksichtigen, dass in Deutschland H. Heinrich Gossen bereits im Jahr 1854 in seinem Werk „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln“ eine Theorie des abnehmenden Grenznutzens vorlegt hatte, sein Werk in England und Frankreich allerdings kaum verfügbar war. Gossen fand in der 2. Ausgabe von Jevons' Hauptwerk trotzdem großzügige Anerkennung und Walras erwähnte ihn in der 4. Ausgabe seiner *Éléments* ebenso (siehe Walras, 1954, S. 36 u. 206). Neben Gossen hatten auch in Frankreich und England bereits mehrere Gelehrte an einer Theorie des Nutzens und der Mathematisierung der Politischen Ökonomie gearbeitet (in Frankreich beispielsweise Jules Dupuit und der Vater Léon Walras', Antoine Auguste Walras; in England formulierte Richard Jennings 1855 „the law of the variation of the sensations“, auch Fleeming Jenkin hatte dazu geschrieben und 1834 führten Lloyd und Longfield die Unterscheidung zwischen Gesamt- und Grenznutzen ein). Verbindet man folglich semantisch mit dem Terminus „Revolution“ eine „plötzliche Erschütterung und grundlegende Umgestaltung eines bestehenden Zustandes“ (Brockhaus, 1933, S. 666), so kann man im Falle der neoklassischen Ökonomie wohl kaum davon sprechen, da sich die Ideen einer ökonomischen Theorie des Nutzens, der in *mathematische Gleichungen* gebracht werden sollte, und *eines allgemeinen Gleichgewichts* erst langsam durchsetzten und keinesfalls unumstritten waren. Siehe dazu auch Walras' (1954, S. 44) vergebliche Versuche an der *Pariser Académie des sciences morales et politiques* Anerkennung für seine theoretische Arbeit zu erlangen (vgl. Dockès, 1992, S. 91). Bezüglich möglicher Herangehensweisen einer historisch-soziologischen Rekonstruktion siehe Coats (1993), Kapitel 5 „The economic and social context of the Marginal Revolution of the 1870s“, S. 63-81.

wissenschaftlichen Fortschritts begeben habe, der dieses großartige Forschungsprogramm immer detaillierter auszuarbeiten suchte. Ersterer Feststellung, den Bruch mit den Klassikern, mögen wir mit Vorbehalten zustimmen, so zwar

„general economics remained in scope and method, substantially what it had been before. But its analytic core, for which the term Value and Distribution became increasingly popular, experienced a revolution of its own“ (Schumpeter, 1954/94, S. 825)

jedoch letzterer Feststellung mit dieser Arbeit widersprechen, nämlich dass der wissenschaftliche Fortschritt aus einer Perspektive der „orthodoxen“ Ökonomie geradezu die logische Folge auf die vorangegangenen Sichtweisen zu sein scheint, der in einem kontinuierlichen Wissenszuwachs in den gegenwärtigen Positionen mündete. Eine solche Betrachtung der Theoriegeschichte verstellt den Blick auf die sich unter einer bestimmten, eingeschränkten Methodologie vollzogenen Wissenschaftsentwicklung und legt uns nahe, die Dogmengeschichte vor dem Hintergrund der Etablierung und Bewahrung des gegenwärtig vorherrschenden Paradigmas in der Wissenschaftsgemeinde der Ökonomen zu lesen.⁹ Es ist jedoch gerade die Wissenschaftsauffassung der traditionellen Neoklassik des ausgehenden 19. Jahrhunderts und deren Orientierung an den Naturwissenschaften, welche die Wissenschaftsentwicklung als auch deren Abgrenzung zur Moralphilosophie bis ins späte 20. Jahrhundert beeinflussen sollte und innerhalb unserer drei unterstellten *episteme* einen Kreislauf durchläuft. Dieses Wissenschaftsverständnis zog jedoch eine bruchhafte Entwicklung nach sich, dessen Kontinuität primär in der Aufrechterhaltung des aus der Physik entlehnten Konzepts des allgemeinen Gleichgewichts,¹⁰ dem innerhalb der drei unterstellten

⁹ Siehe dazu: Kuhn (1978). „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“. Bezüglich der „Beharrungstendenz der Meinungssysteme und die Harmonie der Täuschungen“, siehe die bereits 1935 von Ludwik Fleck veröffentlichte, wenngleich aufgrund der externen Bedingungen der Wissenschaft kaum rezipierte Untersuchung „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“, von der auch Kuhn eine Reihe von Anregungen für seine Arbeit bezog (vgl. Kuhn, 1978, S. 8).

¹⁰ Die Allgemeine Gleichgewichtsvorstellung gipfelte innerhalb des orthodoxen Forschungsprogramms nach dem Durchbruch des mathematischen Ansatzes durch Schultz, Hicks, Samuelson und Lange in den 1930er Jahren im mathematisch-logischen Nachweis der Existenz des Gleichgewichts in Arrow/Debreus' (1954) Artikel „Existence of equilibrium for a competitive economy“, der eine Verfeinerung des erstmaligen Nachweises durch den deutschen Mathematiker und Statistiker Abraham Wald darstellte. Obgleich Arrow/Hahn (1971, S. 11) in Debreus Analysen („Theory of Value“, 1959 und „New concepts and techniques for equilibrium analysis“, 1962) „the most complete systematic account of the existence conditions“ sehen, so räumen sie ein, dass „only recently has a fairly complete and rigorous examination of this long-developing construction become possible“ und „the general equilibrium theory is still in an early stage of development.“ (Arrow/Hahn, 1971, S. v und vi) Diesbezüglich kann das mathematisch-logische Forschungsprogramm, das nach dem 2. Weltkrieg seinen Höhepunkt fand, der ausgehenden *episteme* e-B (hierbei der Robbinsschen Neuformulierung der ökonomischen Wissenschaft) zugerechnet werden. Dieses steht insofern noch in der walrasianischen Tradition, als es unterstellt, dass „price signals would operate in a way to establish this degree

episteme jedoch unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben werden, zu verorten ist. Somit scheint der Ausgangspunkt unserer Untersuchungen plausibel, da

„their [Jevons, Menger, Walras, M.K.] work and outlook were dominant for more than half a century, and, of course, it lies still at the heart of economics. But in the 1920s and 1930s it was suddenly found to be not enough“ (Shackle, 1967, S. 2)

und demgemäß in unserer Untersuchung das Verhältnis von Bruch und Kontinuität in den Vordergrund rücken wird.

of coherence“ (Arrow/Hahn, 1971, S. vii), und sucht nach einem mathematisch/logischen Nachweis für die Kohärenz des Marktsystems. Im Gegensatz zu Walras soll das Modell jedoch mit der tatsächlichen Realität abgeglichen werden. Interessant ist, dass Blaug bei Debreu und Arrow den Bruch zu Walras dahingehend verortet, dass erstere das Allgemeine Gleichgewicht einzig als „a purely formal representation of the determination of economic equilibrium in a decentralised competitive economy, having no practical value whatsoever“ (Blaug, 1996, S. 557) ansehen. Diese Feststellung ist insofern richtig, als dass der Schwerpunkt der Forschung nach dem 2. Weltkrieg auf der Errichtung abstrakter mathematischer Modelle lag, daraus eine „Gestaltveränderung“ abzuleiten, weil Walras im Allgemeinen Gleichgewicht „a realistic although rarified, abstract description of price-setting in a market economy, whether capitalist or socialist“ (Blaug, 1996, S. 557) gesehen habe, scheint die Dinge auf den Kopf zu stellen. Wie wir in unserer Untersuchung sehen werden, ging es Walras nicht um eine adäquate empirische Beschreibung der Realität, vielmehr schloss er an seine Analysen die normative Forderung, dass sich die Realität dem Ideal anzunähern habe. Da dieser Weg nach der Kritik in den 1920er Jahren an der wissenschaftlichen Ableitung moralischer Normen versperrt blieb, konnte dem Allgemeinen Gleichgewicht danach bestenfalls eine empirische Bedeutung zugeschrieben werden, wenngleich die mathematischen Modelle nie einer rigorosen empirischen „Überprüfung“ unterzogen wurden. Denn Arrow/Hahn (1971, S. v) setzen voraus, „that there is perfect competition“ und gestehen ein, „that it is not sufficient to assert that, while it is possible to invent a world in which the claims made on behalf of the „invisible hand“ are true, these claims fail the actual world.“ (Arrow/Hahn, 1971, S. vii) Die Allgemeine Gleichgewichtsvorstellung wirkt jedoch bis zu den heutigen Ansätzen, wenngleich seiner historischen Bedeutung entleert, nach, wenn Becker schreibt: „Die Annahmen des nutzenmaximierenden Verhaltens, des *Marktgleichgewichts* und der Präferenzstabilität [...] machen zusammen den Kern des ökonomischen Ansatzes aus.“ (Becker, 1982, S. 4, meine Hervorhebung, M.K.) Weiters gibt der ökonomische Ansatz vor, sich auf die traditionelle Neoklassik zu beziehen: „1956 drückte ein prominenter junger Ökonom sein Erstaunen aus, als er erfuhr, dass ich über rassische Diskriminierung arbeite, und meinte ich gelte doch als ein der Neoklassik verpflichteter Ökonom. Mein Versuch, deutlich zu machen, wieso meine Arbeit eine Anwendung der neoklassischen Ökonomie darstelle, wurde sehr skeptisch aufgenommen.“ (Becker, 1982, S. 16)

§ 1 Léon Walras' System der unbedingten Überlegenheit

Wenden wir uns nunmehr Walras' Beitrag zur ökonomischen Wissenschaft und seinem Gesellschaftsverständnis zu. Zwar war Léon Walras keineswegs eine singuläre Erscheinung und gilt nicht als alleiniger Begründer der Grenznutzenschule (siehe Fußnote 8), doch thematisiert erst er mit seinen Untersuchungen das gesamte Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Ethik, indem er den Menschen im Sinne der Aufklärung als selbstbestimmt begreift. Darüber hinaus ist sein Werk auch insofern für unsere Untersuchung von Bedeutung, als dass er in Anlehnung an die Methoden der Naturwissenschaften¹¹ den Anspruch erhebt, aus der Vermengung der damaligen Politischen Ökonomie eine Sphäre herausgelöst zu haben, die sich sowohl von einer angewandten Wissenschaft, (*i.e.*, der Technik) als auch von der Moralwissenschaft abhebt. Sie folgt einzig einem abgegrenzten Bereich „metaphysischer“ Naturgesetze, die sie zu ergründen vorgibt. Somit finden wir bei Walras einerseits eine systematische Aufarbeitung des Problems der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter verbunden mit der „rationalen“ Methode der Mathematik in Form der Allgemeinen Gleichgewichtsvorstellung vor. In dieser Hinsicht ist in Abgrenzung zu den anderen Theoretikern der „Grenznutzenschule“ seine Originalität auszumachen, „for having propounded a *complete system* of more or less statical economics“ (Robbins, 1998, S. 297). Andererseits stellt die Allgemeine Gleichgewichtstheorie den theoretischen Ausfluss der (sozial)philosophischen Auffassung der liberalen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts im Sinne des Fortschrittsglaubens und der Beherrschbarkeit von Natur und menschlichem Schicksal in der Wissenschaft der Ökonomie dar. Diese systematische und rigorose Ausformulierung des „Großen Systems“ hatte Schumpeter in seinem dogmengeschichtlichen *opus magnum* „History of Economic Analysis“ dazu veranlasst, ihn als

¹¹ Dazu findet man in der Literatur recht unzureichende und wenig zufriedenstellende Erklärungen, wie beispielsweise ein vorherrschender „Neid“ der Sozialwissenschaftler auf den großen Erfolg der Naturwissenschaften, die im Soge Newtons im 19. Jahrhundert ohne Zweifel als die Leitwissenschaften etabliert waren. Aufgrund ihres Erfolges und ihres beachtlichen „wissenschaftlichen Fortschritts“ übten sie eine gewisse Vorbildwirkung auf die anderen Bereiche der Wissenschaften aus. Norbert Wiener schreibt als Beispiel dafür folgendes: „Der Erfolg der mathematischen Physik weckte beim Sozialwissenschaftler eine gewisse Eifersucht auf ihre Macht, ohne dass er die Geisteshaltung richtig verstehen konnte, die zu diesem Einfluss beigetragen hatte. Die Anwendung mathematischer Formeln hatte die Entwicklung der Naturwissenschaften begleitet und war in den Sozialwissenschaften Mode geworden. [...] So haben die Volkswirtschaftler die Gewohnheit entwickelt, ihre ziemlich unpräzisen Ideen in die Sprache der Infinitesimalrechnung zu hüllen.“ (zitiert nach: Robinson, 1971, S. 117) Auch Lenk (1986, S. 52) sieht in der Erklärung der Vorbildfunktion der Naturwissenschaften in den Sozialwissenschaften „keine Dringlichkeiten der sozialen und gesellschaftlichen Praxis“, sondern „auf den ersten Blick allein Methodenfragen und Rechtfertigungsprobleme für theoretische und methodische Ansätze.“

„the greatest of all economists“ zu bezeichnen. „His system of economic equilibrium, uniting, as it does, the quality of „revolutionary“ creativeness with the quality of classic synthesis, is the only work by an economist that will stand comparison with the achievements of theoretical physics.“ (Schumpeter, 1954/94, S. 827)

Selbstverständlich musste Schumpeter aufgrund seines absoluten theoriehistorischen Blickwinkels, der die ökonomische Theoriegeschichte auf den gegenwärtigen Standpunkt als „economics travels toward the status of a rigorous or exact science“ (Schumpeter, 1954/94, S. 827) begriff, Walras' „questionable philosophies about social justice [...] that have nothing to do with his superb achievement in pure theory“ (Schumpeter, 1954/94, S. 827f) von seiner systematischen Rekonstruktion ausschließen. Dadurch konnte er ihn letztendlich in eine französische Linie als den „true predecessor“ (Schumpeter, 1954/94, S. 828) Jean Baptiste Sais einordnen. Eine Kontinuität die wir gerade in Hinblick auf den sozialphilosophischen Ausgangspunkt der Theoriebildung bei Walras nicht nachzuvollziehen im Stande sind, da wir, so unsere These, in der Auffassung gesellschaftlicher Verhältnisse, in der Relation zwischen Freiheit und Determiniertheit, den schärfsten Bruch zu den Naturalisten verorten. Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass Schumpeters Untersuchungsschwerpunkt auf der

„history of the intellectual efforts that men have made in order to understand economic phenomena or, [...] the history of the analytic or scientific aspects of economic thought“ (Schumpeter, 1954/94, S. 3)

liegt. Das Hauptaugenmerk ist somit, wie schon der Titel des Buches vermuten lässt, primär in der innertheoretischen Logik der Theorieentwicklung zu verorten, die nur gelegentlich ihren Blick auf die „intellectual scenery“ und „some contemporaneous developments of other sciences“ (Schumpeter, 1954/94, S. 25) schweifen lässt und die Epistemologie der ökonomischen Wissenschaft oftmals ausblenden muss. Schumpeter kommt im ersten Kapitel „Scope and Method“ seiner *History of Economic Analysis* auf mögliche Einwände zu sprechen und thematisiert abschließend das Verhältnis von Ökonomie und Philosophie. Die Frage, ob die philosophischen Überzeugungen, breit aufgefasst als die „Weltanschauung“ eines Ökonomen, notwendigerweise Einfluss auf dessen analytische Arbeit hätten, sieht er für die Ökonomie als „science of human action“ nicht gänzlich geklärt. Als Beispiele führt er die theoretischen Arbeiten von Joule und Euler an, die seiner Auffassung nach mit jeglicher theologischen oder philosophischen Überzeugung kompatibel wären, doch sind sie den Naturwissenschaften und der Mathematik entlehnt. Dennoch vertritt er die These „[that] it does not apply to his [the economist's, M.K.] tools and „theorems“.“ (Schumpeter, 1954/94, S. 31) Vielmehr soll seine Untersuchung aufzeigen, dass

„even those economists who held very definite philosophical views, such as Locke, Hume, Quesnay, and above all Marx, were as a matter of fact not influenced by them when doing their work of analysis.“ (Schumpeter, 1954/94, S. 32)

Dies eröffnet die Frage, ob Schumpeters Vorgehen nicht tautologisch ist, so er zunächst vorgibt, die Entwicklungslinie auf einer innertheoretischen Ebene nachzuzeichnen und „externe“ Faktoren weitgehend, wenn auch keinesfalls vollständig, auszublenden. Daran schließt er, dass seine Rekonstruktion uns nahe legt, dass Weltanschauungen keinen Einfluss auf die theoretische Arbeit der Ökonomen hätten. Schumpeters Anspruch bleibt in dieser Hinsicht fragwürdig, sein theoriehistorisches Vorgehen steht jedoch dem unseren nicht grundsätzlich entgegen so die Schwerpunkte der beiden Untersuchungen unterschiedlich gelagert sind. Eine Charakterisierung unseres Zugangs als „pseudoexplanations“, da wir

„primarily interested in philosophical aspects“ wären „and therefore attach an undue weight to the references to such aspects which in fact abound in literature and are not always easy to recognize for what they are - frills without importance that nevertheless obliterate the filiation of scientific ideas“ (Schumpeter, 1954/94, S. 32)

können wir nicht teilen. Vielmehr erscheint uns eine Verknüpfung innertheoretischer Entwicklungen als auch externer Einflussfaktoren für unsere Fragestellung ungleich zielführender, weshalb wir auch weltanschauliche Elemente im Denken der Ökonomen in unserer Untersuchung berücksichtigen werden.

Der von Schumpeter vorgebrachte Vergleich mit der Disziplin der Physik in Bezug auf die Allgemeine Gleichgewichtstheorie bleibt jedoch mit deren Formulierung nicht bloße Metapher. Walras selbst hatte die Absicht, dass die reine Theorie der Ökonomie mit Hilfe der mathematischen Wissenschaft die grundlegenden Gesetze der Ökonomie ergründen sollte, die, wie das Konzept der Gravitation in den Naturwissenschaften, als universell und allumfassend angesehen wurden. Somit kann die Allgemeine Gleichgewichtstheorie als einer der bedeutendsten und umfassendsten Ansätze betrachtet werden, die mittels einer Dreiteilung die Sphäre der Wissenschaft mithilfe der Mathematik als den Naturwissenschaften grundsätzlich analog ausweist und eine eindeutige Trennung zwischen positiver und normativer Wissenschaft auszuformulieren sucht. Dadurch sollte die Grundlegung einer rein objektiv definierten Sphäre der Wissenschaft erreicht werden. Eine solche Wissenschaftsentwicklung sollte es uns gemäß Walras' Vorstellung nach vollständiger Ausformulierung ermöglichen, die mathematischen Gleichungssysteme der Ökonomie neben jene der Physik, Astronomie, Mechanik usw. gleichberechtigt zu stellen, sodass

„mathematical economics will rank with the mathematical sciences of astronomy and mechanics; and on that day justice will be done to our work.“ (Walras, 1954, S. 48)

Ausgehend von dieser Wissenschaftsdefinition werden wir im Laufe unserer Untersuchung aufzeigen, dass die ökonomische Wissenschaft als auch deren Verhältnis zur Ethik seit der Formulierung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie einen Kreislauf durchläuft. War die Orientierung an den Naturwissenschaften bei Walras noch primär in der Verwendung der mathematischen Methode zur Errichtung eines abstrakten, logisch-deduktiven, tautologischen Modells begründet - wenngleich nicht gänzlich empirisch leer -, so werden wir in der jüngsten *episteme* (e-C) ebenfalls auf eine Analogie zu den Naturwissenschaften stoßen, jedoch in veränderter Form.

Wir werden innerhalb e-As zunächst das walrasianische Œuvre im Hinblick auf unsere zentralen Fragestellungen untersuchen und dabei hervorheben, wie Walras das Problem des freien menschlichen Willens für die ökonomische Theoriebildung (insbesondere das Verhältnis von Freiheit und Determiniertheit) an den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen stellt und gleichsam zu lösen gedenkt, so er dieses Problem gerade in Abgrenzung zu den Naturalisten von Beginn an aufgreift. Hierbei ist eine klare Abgrenzung zwischen Ethik und Wissenschaft auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zunächst von Nöten, um im Folgenden, ausgehend von seiner Vorstellung der Moralsphäre, herauszuarbeiten, welchen „Anwendungsbereich“ er der ökonomischen Wissenschaft zuordnet. Daran anschließend wollen wir uns der inneren Logik des wissenschaftlichen Bereichs zuwenden sowie das zugrundeliegende methodologische Fundament untersuchen, um auf gesamtwirtschaftlicher Ebene abermals den Verlauf der Grenzziehung zwischen positiver und normativer Wissenschaft hervorzuheben. Innerhalb des Bereichs der reinen Theorie werden wir folglich klären, welcher Stellenwert den naturwissenschaftlichen Analogien in der Erörterung dieser Fragen zukommt, um schließlich auf die unserer Meinung nach problematische Gleichsetzung von Allgemeinem Gleichgewichtsmodell mit dem Marktsystem zu sprechen zu kommen. Letztendlich soll aufgezeigt werden, dass Walras, indem er sein wissenschaftliches Ergebnis auf ethischer Ebene anzuwenden gedenkt, seinen zu Beginn getroffenen Annahmen widerspricht und die Vorstellung von menschlicher Freiheit mit seiner Apologie des Marktsystems *ad absurdum* führt.

§ 1 (1) Versuch einer Abgrenzung zu den Klassikern

Obgleich wir in Fußnote 8 darauf verwiesen haben, dass die semantische Zuordnung des Terminus „Revolution“ zu den Entwicklungen in den 1870er Jahren in der ökonomischen Theorietradition problematisch erscheint, so bleibt doch die Frage offen, weshalb es nahezu zeitgleich in England, der Schweiz (bzw. Frankreich) und Österreich-Ungarn zu einer grundlegenden Neuformulierung der ökonomischen Theorie gekommen war. Blaug (1988a, S. 294) schreibt

in seinem Kapitel zur „Marginal Revolution“, nach möglichen Erklärungen für die Formulierung der neoklassischen Theorie suchend,

„[that] there was no real sense of intellectual crisis in the 1860s either in England or on the Continent which might have encouraged a search for alternative economic models.“

Nun sollte man auch nicht sofort von einer Krise der *Political Economy* sprechen, wenn man schon so unvorsichtig mit dem Terminus „Grenznutzenrevolution“ umgeht und, wie dies Blaug (1988a) auch richtig anmerkt, der ganze Bereich der *Political Economy* alles andere als einheitlich im Denken organisiert war. Doch dürfte eine rein innerlogische Erklärung für diese „Gestaltveränderung“ in der Theoriemodellierung unter Umständen zu kurz greifen. So wird folglich in der innerlogischen Entwicklung keine hinreichende Begründung für diesen Umbruch finden, bleibt uns als zweiter möglicher Weg für die Suche nach möglichen Erklärungen die Einbettung in den historischen Kontext. Dadurch kann die „Grenznutzenrevolution“ epistemologisch eingegliedert und die Ideen mit den soziohistorischen Umständen im Sinne einer wissenssoziologischen Untersuchung verknüpft werden. Ein Argument für ein solches Vorgehen dürfte die Feststellung sein, dass sozialwissenschaftliche Reflexionen im Vergleich zu naturwissenschaftlichen weitaus mehr an externe, gesellschaftliche Faktoren gebunden sind, denn „the world of economic phenomena is not self-contained and self-sufficient.“ (Shackle, 1972, S. 5) Nichtsdestotrotz erscheint ein rein relativistischer Standpunkt problematisch, da, wie Backhouse das zirkuläre Problem festmacht,

„any attempt to explain the marginal revolution (or, indeed any other historical occurrence) as a product of environmental influences must be specific if it is not to be merely tautological, for in its broadest sense the term „environment“ embraces all the possible antecedent causes of the phenomenon to be explained.“ (Backhouse, 1993, S. 71)

Würden wir folglich die innerlogische Struktur der Theorien gänzlich ausblenden, müssten wir die Wissenschaftsentwicklung ausschließlich kontextbezogen auffassen, etwaige Verknüpfungen ausblenden und uns dem Vorwurf des Relativismus aussetzen. Ein Problem, mit dem sich auch Thomas S. Kuhn (1978) in seinem Werk „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ konfrontiert sah. So konnte er den Übergang zwischen den unterschiedlichen Paradigmen aufgrund der Unterstellung deren Inkommensurabilität, die jedoch konstitutiv für seine gesamte These ist, nicht erklären. In bezug auf die „Marginal Revolution“ erscheint eine solche Kontextualisierung aufgrund des nahezu gleichzeitigen Auftretens in unterschiedlichen Ländern mit höchst unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründen ungleich schwieriger, da sich Frankreich, Österreich-Ungarn und England im Hinblick auf ihre wirtschaftliche Ent-

wicklung grundlegend unterschieden. Nun sollte man allerdings dieser realwirtschaftlichen Sphäre keine überlegene Rolle gegenüber anderen Determinanten der Theorieentwicklung einräumen, insofern das menschliche Denken die materielle Situation transzendiert. Folglich kann auch die von uns vorgebrachte These keinen Anspruch auf universale Geltung erheben, sondern sie soll das Spezifische des walrasianischen Ansatzes, das aus einer innertheoretischen Logik nicht zufriedenstellend erklärt werden kann, hervorheben.

Dass eine solche Vorgehensweise nicht notwendigerweise zu einer relativistischen Wissenschaftsauffassung führen muss, hatte Ludwik Fleck bereits 1935 aufgezeigt. Sein exemplarisch aus der Wissenschaftsgeschichte der Medizin (insbesondere des Syphilisbegriffs) entwickelter Ansatz der aktiven und passiven Koppelung stellt ein ungleich wirksameres Instrument als der unpräzise Paradigmenbegriff Kuhns dar. Fleck unterteilt konzeptionell die Ebene der aktiven Koppelung der Erscheinungen, die „sich kulturhistorisch erklärt“ (Fleck, 1935/80, S. 16) und etwas Subjektives darstellt und der passiven Koppelung, die aus diesen aktiven Elementen des Wissens passive, zwangsmäßige Zusammenhänge mit sich bringt. Dabei hält Fleck jedoch keine strikte Dichotomie zwischen beiden Koppelungen aufrecht, da eine passive Koppelung wiederum für einen anderen Standpunkt als aktiv gelten kann wie auch umgekehrt. Es herrscht somit eine Interdependenz zwischen aktiven und passiven Koppelungen, was hervortreten lässt, dass eine passive Koppelung allein, ohne das dahinterstehende aktive Element nicht formuliert werden könnte. Demgemäß lässt sich die Wissenschaftsgeschichte nicht auf eine rein innertheoretische Logik beschränken, da ein solches Vorgehen die „bestimmten aktiv vorgenommenen Voraussetzungen“ (Fleck, 1935/80, S. 85) ausblendet und damit auch die Grundlagen, auf denen die wissenschaftlichen Ansätze fußen, im Dunkeln belässt. Durch diese Einführung zweier unterschiedlicher Ebenen bietet Fleck eine Vermittlung zwischen Essentialismus und Relativismus. Denn unter bestimmten, gegebenen aktiven Koppelungen ist die Arbeit des Wissenschaftlers durch den „*größten Denkwang bei kleinster Denkwillkürlichkeit*“ (Fleck, 1935/80, S. 124) gekennzeichnet. Dies impliziert auch, dass es *innerhalb* eines Denkstiles keinen Relativismus geben kann, denn die Wahrheit ist dann weder subjektiv noch relativ, sondern sie ist „innerhalb eines Denkstils, vollständig determiniert.“ (Fleck, 1935/80, S. 131) Auch ist sie keineswegs instrumentalistisch als Konvention auffassbar, sondern „*im historischen Längsschnitt: denkgeschichtliches Ereignis, im momentanen Zusammenhange: stilgemäßer Denkwang.*“ (Fleck, 1935/80, S. 131) Ein solcher Zugang setzt verständlicherweise die Ansicht voraus, dass „sich das spezialistische Wissen nicht nur einfach vermehrt sondern auch grundsätzlich verändert.“ (Fleck, 1935/80, S. 85) Die im Folgenden als Abgrenzung zu den Klassikern angeführten Ansätze sowie der von uns vorgebrachte Erklärungsansatz können

in ihren Brüchen somit innerhalb des Bereichs der aktiven Koppelung verortet werden. Sie sollten den Denkwang für die zukünftige in dieser Arbeit untersuchte Theoriebildung vorgeben.

Bevor wir zu unserer These gelangen, wollen wir kurz auf Blaug verweisen, der eine Einteilung verschiedener vorgebrachter Erklärungen in vier größere Kategorien vornimmt. Diese vier unterschiedlichen Erklärungen der Grenznutzenrevolution betreffen

„(1) an autonomous intellectual development within the discipline of economics; (2) the product of philosophical currents; (3) the product of definite institutional changes in the economy; and (4) a counterblast to socialism, particularly to Marxism.“ (Blaug, 1997a, S. 282)

Es ist ersichtlich, dass sich diese Kategorien nicht notwendigerweise gegenseitig ausgrenzen, so sie doch immer auf eine unterschiedliche Schwerpunktsetzung abstellen. Man könnte diesen Kategorien zweifelsohne noch weitere hinzufügen, wie beispielsweise Philip Mirowskis (1989) Versuch, den Ursprung der Grenznutzenschule auf eine Imitation der wesentlichen Prinzipien und Kategorien (insbesondere der thermodynamischen Energieerhaltungssätze) der Physik des 19. Jahrhunderts zu reduzieren.¹² Als einen weiteren wichtigen Bruch mit den Klassikern wollen wir auf Walras' fundamental unterschiedliche Herangehensweise an den Gegenstand der *Political Economy* verweisen. Denn sein Versuch der Abgrenzung der unterschiedlichen Sphären (reine/angewandte/moralische Ökonomie), lässt eine solche Interpretation durchscheinen. Es dürfte dies die veränderte aktive Koppelung sein, von der Walras' Denken seinen Ausgangspunkt nimmt und aus dem sich notwendigerweise eine Reihe passiver Koppelungen einstellen werden.

Gibt es auch kaum Gründe die „Marginal Revolution“ als Reaktion auf eine „intellectual crisis“ der 1870er Jahre zu begreifen, wie uns Blaug (1997a, S. 278) als auch Backhouse (1993, S. 67) nahe legen, so stellte sich zu diesem Zeitpunkt doch noch immer das zentrale Problem der Preisbestimmung, das schlicht und einfach über den menschlichen Willen hinausging. Seit Adam Smiths „Wealth of Nations“ wusste man in ausformulierter Form größerer ökonomischer Zusammenhänge, „with greater force and fullness“ (Schumpeter, 1954/94, S. 185), dass der Preis eines Gutes weder vom Willen des Käufers noch

¹² Auch Knight spricht in seinem Beitrag in „The Encyclopaedia of the Social Sciences“ eine solche Rekonstruktionsweise an. „The utility theory should be seen as the culmination, historically and logically, of the rationalistic and individualistic intellectual movement of which the competitive economic system itself is one aspect and modern science and technology are others. To its admirers it comes near to being the fulfillment of the eighteenth-century craving for a principle which would do for human conduct and society what Newton's mechanics had done for the solar system.“ (Knight, 1931, S. 158)

des Verkäufers abhängig sei. Dies implizierte, dass im Lichte der Aufklärung sich gerade dieses Problem dem menschlichen Willen entzog. Zwar lieferte Adam Smith mit seiner *invisible hand* eine Erklärung für die Kohärenz des Marktsystems und war wohl, wie Blaug schreibt, „among the first to grasp it [the price system, M.K.] firmly, and certainly the first to understand its dramatic implications“ (Blaug, 1997a, S. 59), so schien seine Erklärung einerseits höchst willkürlich, ja durchaus metaphysisch, und war andererseits nicht imstande befriedigend zu erklären, warum ein System, das auf den freien Handlungen der einzelnen Akteure basiert, geradewegs in einen Zustand der Ordnung tendierte und nicht in Chaos verfiel, dass eben „free interaction of individuals produces not chaos but an orderly pattern that is logically determined“ wie Schumpeter (1954/94, S. 185) es zusammenfasst. Weiters unterstellte Smith, dass das Wohl und Interesse der Gesellschaft einfach die Summe der Interessen der Individuen sei, die diese Gesellschaft konstituieren.¹³ Diese Einzelinteressen stellen ein harmonisches Ganzes dar, das dem Wohle aller höchst zuträglich sei und den aggregierten Reichtum maximiere.¹⁴ Auch Smith stand in der Tradition der Aufklärung, glaubte, dass alle Menschen gleich geschaffen seien und ging auf individueller Ebene vom menschlichen Willen aus, doch stellte er ihm eine natürliche, metaphysischen Gesetzen folgende, Ebene entgegen. Diese metaphysische Ebene würde, so Smith, durch das menschliche Eingreifen gestört werden, im freien Wirken menschlicher Handlungen allerdings zu einem harmonischen Ganzen tendieren. Auch vertrat er im Gegensatz zu Ricardo die Meinung, dass im Aufschwung „das Los der ärmeren Arbeiter und damit der Masse der Bevölkerung offenbar [...] am leichtesten und besten“ (Smith, zitiert nach Dobb, 1977, S. 100) sei, während Ricardo „wenn jedenfalls Freihandel fehlte, einer pessimistischen Beurteilung der Wohlstandsdynamik zuneigte.“ (Dobb, 1977, S. 101) Bei Smith liegt darin der Versuch begründet, den menschlichen Willen in Gestalt der natürlichen Entwicklung zu objektivieren und somit vom Subjekt abzukop-

¹³ „It is not from the benevolence of the butcher, the brewer, or the baker, that we expect our dinner, but from their regard to their own interest. We address ourselves, not to their humanity but to their self-love, and never talk to them of our necessities but of their advantages.“ (Smith, 1993, S. 11)

¹⁴ Eine solche kompositive Vorstellung des harmonischen Zusammenspiels individuellen Eigennutzes zu einem vorteilhaften gesellschaftlichen Ganzen wurde im Laufe der ökonomischen Theoriegeschichte gemeinhin mit dem Begriff des *laissez-faire* verbunden. Sie findet sich ebenso im Frankreich des 18. Jahrhunderts im Dunstkreis der Physiokraten bei M. de Gournay, der, wenn auch nicht unbedingt als Erfinder, so doch durch seine Konversationen diese Phrase in Umlauf brachte (siehe Castellet, 1998, S. 116). Als Metapher für die systematische Präsentation einer Philosophie des *laissez-faire* in der Anwendung des Prinzips des Eigennutzes auf alle Sphären ökonomischer Aktivität durchzog Bernard Mandevilles (1714) „Fabel von den Bienen“ die ökonomische Theoriegeschichte. Sie legt uns nahe, dass, wenngleich es überraschend klingen mag, „private Laster“ zu „öffentlichen Vorteilen“ führten: „Thus every Part was full of Vice, yet the whole Mass a Paradise.“ (Mandeville, 1714/1980, S. 71) Siehe auch Rosenberg, 1994, S. 1-14.

peln. Eine Generation nach Smith erfährt das zentrale Verhältnis zwischen freiem menschlichen Willen und objektiven gesellschaftlichen Strukturen eine weitere Zuspitzung. In anderen Worten ausgedrückt kann es als das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik aufgefasst werden, das in der naturalistischen Epoche der Nationalökonomie mit David Ricardo und Jean Baptiste Say eine „einfache“ Auseinanderlegung finden sollte. Mit der naturalistischen Antwort wird die Ethik zugunsten wissenschaftlich nachweisbarer Naturgesetze an den Rand gedrängt und gleichsam von selbigen „überrollt“. Nicht zufällig war Ricardo in Anschluss an Smith und im Gegensatz zu diesem, „a rigorous theorist“ (Blaug, 1997a, S. 132), der den Schwerpunkt der ökonomischen Wissenschaft als „an engine of analysis, a method of thinking, rather than a body of substantive results“ (Blaug, 1997a, S. 132) begriff. Mit einer solchen Schwerpunktzugewinnung findet die Ebene der Ethik, auf der wir den Menschen ausschließlich als selbstbestimmt begreifen können, bei Ricardo und Say keine weitere Thematisierung. Denn die geläufige Antwort des viktorianischen Englands auf die Frage, weshalb ökonomischer Fortschritt unweigerlich mit steigender Armut verbunden war und nicht zu deren Absinken führte, war bezugnehmend auf das eherne Lohngesetz Ricardos¹⁵ von 1817 und die darauf weiterentwickelte Lohnfondstheorie von John Stuart Mill,¹⁶ dass eine zu große Zahl an Menschen einer zu geringen Menge an Kapital gegenüberstand. Entsprechend der Lohnfondstheorie, welche die Produktion weitgehend auf die diskontinuierliche Ernte in der Landwirtschaft reduzierte, war die gesamte reale Lohnsumme abhängig von der Menge des zuvor existierenden Kapitals. Demnach ergibt sich die Determiniertheit der zukünftigen Löhne von den gegenwärtigen Investitionsentscheidungen der Kapitalisten. Lohnsteigerungen waren eng an die Familienplanung geknüpft (vgl. Blaug, 2000, S. 275). Sowohl die Lohnfondstheorie Ricardos als auch die Bevölkerungsgesetze Malthus wiesen den Menschen diesen notwendigen Naturgesetzen ohnmächtig gegenüberstehend aus. So war Ricardo noch festzuhalten verleitet:

¹⁵ Ricardo ordnet der Arbeit ebenfalls einen natürlichen als auch einen Marktpreis zu. Dabei ist der natürliche Preis der Arbeit jener Preis, „welcher nötig ist, um die Arbeiter in den Stand zu setzen, sich zu erhalten und ihr Geschlecht fortzupflanzen ohne Vermehrung oder Verminderung.“ (Ricardo, 1980, S. 81) Dieser natürliche Preis hängt im folgenden von der Menge der Lebensmittel ab, die der Arbeiter mit seinem Lohn erwerben kann. Im Gegensatz zum natürlichen Preis wird der Faktor Arbeit jedoch gemäß dem Marktpreis, der den Gesetzen des Angebots und der Nachfrage unterliegt, entlohnt. Somit kann Ricardo zufolge der Arbeiter nur dann in eine gedeihliche und glückliche Lage versetzt werden, wenn der Marktpreis der Arbeit ihren natürlichen Preis übersteigt, andernfalls gestaltet sich „die Lage der Arbeiter am elendsten.“ (Ricardo, 1980, S. 82)

¹⁶ Für eine ausführliche Erörterung der Lohnfondstheorie Mills, die wiederum auf den Arbeiten seines Vaters James Mill, John Ramsey McCulloch und Nassau W. Senior aufbaute, siehe: Blaug, 1988a, S. 88-148 sowie 182-87.

„Das also sind die Gesetze, die den Lohn bestimmen und von welchen das Glück des weitaus größten Teiles jeder Gesellschaft beherrscht wird.“ (Ricardo, 1980, S. 89)

Und obgleich „diese verderbliche Tendenz dieser Gesetze für uns kein Geheimnis mehr ist“ (Ricardo, 1980, S. 90), so täten wir am besten daran sie in ihrem Wirken nicht zu behindern, und demnach „sollte auch die Festsetzung des Lohnes dem freien Wettbewerb des Marktes überlassen bleiben.“ (Ricardo, 1980, S. 90) Diese Wahnvorstellung vom ökonomischen Determinismus als allgemeines, für die gesamte Menschheit gültiges Gesetz, implizierte, dass das ökonomische System nicht mehr als in gesellschaftliche Verhältnisse eingebettet, sondern diese Verhältnisse als im ökonomischen System eingebettet angesehen wurden. Und der wissenschaftliche Determinismus ließ den Menschen in der naturalistischen Epoche der Nationalökonomie tatsächlich keine Wahl mehr.¹⁷

Insofern nahm die walrasianische Analyse einen qualitativ unterschiedlichen Ausgangspunkt, da er im Gegensatz zu den Naturalisten beabsichtigte, an den Beginn seiner Reflexionen den freien und selbstbestimmten Menschen zu stellen und damit die gesamtgesellschaftliche Ebene als eine Sphäre der Ethik in ihrem Verhältnis zur Wissenschaft einzuführen. So greift die Feststellung, ein bedeutender Bruch der Neoklassik liege darin, dass sie in das Zentrum ihrer Betrachtung den nutzenmaximierenden Konsumenten als Akteur (der letztendlich im wissenschaftlich-deterministischen System nicht handeln, nur funktionieren konnte) stellte, wenn auch innertheoretisch richtig, zu kurz. Denn auf höherer Ebene, im Verhältnis von Wissenschaft und Ethik, steht „the consumer [...] the dominant figure in neoclassical economics“ (Blaug, 1997a, S. 285) für überaus weitreichendere Implikationen, nämlich der Emanzipation des Menschen von der Natur sowie dessen Selbstbestimmung und Selbstsetzung, was die Kategorie der Freiheit zur unabdingbaren Dimension ökonomischer Reflexionen machte. Indem Walras mit diesem Ausgangspunkt ökonomischer Reflexionen den wohl radikalsten Bruch mit den Klassikern vollzog, führt er das Problem des Verhältnisses von freiem menschlichen Handeln und objektiven gesellschaftli-

¹⁷ Polanyi (1944/95) verweist bezüglich des im England des 18. Jahrhunderts vorherrschenden Fatalismus auf Townsends Lehrsatz von den Ziegen und den Hunden. Die Essenz lag darin, dass nur der Hunger die Armen zur Arbeit anspornen werde. Es bedürfe gar keiner Regierung, um das Gleichgewicht zu erhalten, denn es werde durch die Pein des Hungers und den Mangel an Nahrung von selbst wiederhergestellt. Vergleichen wir diese Vorstellung mit der Hobbesschen Gesellschaftsvertragskonstruktion, so brauchte letzterer einen Despoten, da sich die Menschen im Urzustand wie Tiere verhielten (so Polanyi), bei Townsend kam der Mensch schließlich tatsächlich dem Tier gleich. Diese Schriftstücke gewähren uns einen Einblick in die damalige wissenschaftlich-politische Debatte und sind charakteristisch für die Erörterung der sozialen Frage. Etwas später sollten Ricardo und Malthus aufgrund des anscheinend unlösbaren Problems des Pauperismus Townsends Rückfall in den Naturalismus unterstützen.

chen Strukturen, die dieses Handeln gleichsam beschränken, in die Theoriebildung mit ein. Nunmehr konnte er ungleich den Naturalisten den Menschen nicht mehr als von Naturgesetzen determiniert ausweisen. Dieser Konflikt ist somit nichts anderes als das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Ethik. Walras führt als Gegensatz zu den rein deterministisch-wissenschaftlichen Überlegungen die Sphäre der Ethik, im Sinne seines aufgeklärten Menschenbildes, als die Sphäre der Freiheit ein. Diese Überlegungen verleihen dem walrasianischen Gleichgewichtsmodell eine gesellschaftstheoretische Dimension, welche das ethische Problem anerkennt und es sich zur Aufgabe macht, eine klare Grenzziehung zwischen den beiden Ebenen der Wissenschaft und der Moralsphäre vorzunehmen, um jeder Sphäre der ihr jeweils „gerechterweise“ zukommende Stellung zuzuweisen. Damit wird in der ökonomischen Theorietradition mit Walras die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Freiheit und Determiniertheit an den Ausgangspunkt ökonomischer bzw. in ihren weitreichenderen Implikationen durchaus gesellschaftstheoretischer Reflexionen gestellt. Dessen Beantwortung wird vorerst zur grundlegenden Herausforderung wissenschaftlicher Überlegungen in den beiden darauffolgenden *episteme* bleiben und unterschiedliche Grenzziehungen in der historisch-theoretischen Formation mit sich bringen. An dieser aktiven Koppelung, die das Untersuchungsfeld in Abgrenzung zu den Naturalisten konstituiert, eine Verbindung zur Sozialphilosophie herstellt und eine Neuinterpretation von Ethik und Wissenschaft, menschlicher Freiheit und Notwendigkeit, als auch des Stellenwerts des menschlichen Willens und ökonomischer Gesetze nahe legt, wird unsere theoriegeschichtliche Untersuchung ihren Ausgangspunkt nehmen.

§ 1 (2) Freier Wille und Gesellschaftsordnung. Ein ethisches Unterfangen

Es empfiehlt sich, so wir zuerst das Problem menschlicher Freiheit gegenüber objektiven, diese Freiheit beschränkenden, gesellschaftlichen Strukturen in Walras' *Œuvre* untersuchen, zu Beginn dessen Vorstellung zur Ausformulierung der gesamtgesellschaftlichen Ebene zu betrachten. Aus deren Abgrenzung folgt jener von der Wissenschaft zu erfassende Bereich. Hierbei müssen wir konzeptionell von der gesamtgesellschaftlichen Ebene, welche die Wahl der Gesellschaftsordnung repräsentiert und eine ethische Frage darstellt, und der individuellen Ebene der Wahlhandlung unterscheiden, welche den Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Reflexionen darstellt und in der er den Menschen als Träger ökonomischer Funktionen ausweisen wird. Wollen wir uns zunächst der Ausgestaltung der gesamtgesellschaftlichen Beziehungen zuwenden, da dies jene Sphäre sein dürfte innerhalb derer Walras den Menschen als freies und selbstbestimmtes Individuum fasst.

Walras identifiziert das Problem der Aneignung seltener Dinge (*rareté*) als ein Phänomen, das dem menschlichen Wunsch und Willen entspringt und nicht den Kräften der Natur unterliegt. Die Aneignung seltener Dinge durch den Menschen und die Verteilung des sozialen Reichtums wird dadurch zu einem moralischen Phänomen und unterliegt menschlichen Entscheidungen. Er hebt die Ausgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse und die Frage der Aneignung seltener Dinge auf eine gesellschaftliche Basis, denn „this power does not reside in each of us but in all of us taken collectively.“ (Walras, 1954, S. 76) Handle es sich doch hierbei um menschliche Phänomene, welche nicht nach dem Willen des einzelnen, sondern durch die „collective activity of society as a whole“ (Walras, 1954, S. 76) geformt seien. Walras unterstreicht diese Abgrenzung zwischen Beziehungen von Menschen und Dingen auf der einen Seite, und Menschen zueinander auf der anderen Seite nochmals, indem er schreibt:

„To sum up, while nature makes things appropriable, mankind determines and carries out the appropriation. [...] the appropriation of things by persons [...] is a relationship among persons.“ (Walras, 1954, S. 76)

Entsprechend der Unterscheidung dieser unterschiedlichen Beziehungsgefüge, *i.e.*, der Aneignung *per se*, welche eine objektive Tatsache darstellt, und dem Eigentum als Recht, welches nicht ohne Überlegungen zur Gerechtigkeit auskommt, offenbart sich für ihn die Disziplin der Moraltheorie. Er hebt damit hervor, dass die gesamtgesellschaftliche Ebene in Fragen der Aneignung Beziehungen zwischen Menschen betrifft und somit der Sphäre der Ethik zuzuordnen ist. Fragen der gesellschaftlichen Ausgestaltung menschlicher Verhältnisse seien nach Walras somit der Moralwissenschaft zu überantworten, welche die Frage nach dem „Guten“ und „Schlechten“ zu stellen habe und demgemäß Fragen nach der gesellschaftlichen Verfassung, der Aneignung und der Verteilung knapper Güter „on its true plane [that of justice]“ (Walras, 1954, S. 78) diskutiert werden müssten. Diese gesamtgesellschaftliche Ebene versinnbildlicht somit die Sphäre der menschlichen Freiheit in welcher die menschlichen Verhältnisse gänzlich undeterminiert sind, denn er stellt es dem Menschen anheim, die Frage nach dem „which is right, communism or individualism“ (Walras, 1954, S. 78) nach freiem Willen und eigenem Ermessen zu diskutieren. Da sie eine moralische Frage darstellt, kann sie nur kontrovers diskutiert werden und schließt eine Notwendigkeit jedweder Form *per definitionem* aus. Walras' Sichtweise menschlicher Verhältnisse manifestiert sich als deutliche Abgrenzung gegenüber dem Naturalismus Jean Baptiste Sais (und implizit gegenüber dem ricardianischen Erbe in der angelsächsischen Politischen Ökonomie), die den Menschen als den Naturgesetzen ohnmächtig gegenüberstehend aufgefasst hatten. Walras setzt nunmehr den freien menschlichen Willen an den Ausgangspunkt seiner Reflexionen und unterstellt, dass die Menschen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene „ihre“ Gesell-

schaft nach eigenem Wunsch und Willen hervorbringen. Da Walras den Menschen als selbstbestimmt und vernünftig im Sinne der Aufklärung auffasst, schreibt er ihm innerhalb der Sphäre der Morawissenschaft, welche die Frage nach der Wahl der sozialen Organisation beinhaltet, zu, dass

„he [man, M.K.] tends more and more to choose the better part.“ (Walras, 1954, S.55)

Diese Aussage widerspricht jedoch nicht der Unbestimmtheit menschlicher Verhältnisse, denn sie ist eingeschränkt auf die Wahl der gesamtwirtschaftlichen Verfassung und hebt sich von der individuellen Ebene der Wahlhandlung ab. Sie stellt vielmehr die notwendige Voraussetzung für den Glauben an eine moralische, nach menschlichem Wunsch und Willen begründete Gesellschaftsordnung dar. Denn letztere ist für Walras eine ethische Frage, in deren Zentrum die Gesellschaft als große Gemeinschaft steht, und deren konkrete Ausgestaltung es auf moralischer Ebene zu erörtern gilt. Dies steht auch in keinerlei Widerspruch zu seinem aufgeklärten Menschenbild, denn gerade die Gesellschaftsordnung soll gemäß seiner Vorstellung einzig nach menschlichem Wunsch und Willen gestaltet sein, die Sphäre der Ethik somit die Dimension der Freiheit versinnbildlichen. Die Aufgabe der Moraltheorie ist es folglich, die Wirtschaftssysteme der Menschen im Hinblick auf deren Verteilungsgerechtigkeit zu beurteilen, um schließlich

„to inquire in what respects all past systems were, and all present systems still are defective, and to describe the only good system.“ (Walras, 1954, S. 78)

Und diese Vorstellung impliziert, dass die Bewertung der „guten“ Gesellschaftsverfassung ausschließlich auf *moralischer* Ebene erfolgen kann. Demgemäß ist uns auf moralischer Ebene ein wissenschaftlicher Zugang verwehrt, da dieser aufgrund seines Determinismus' der Unbestimmtheit menschlicher Verhältnisse widerspräche und die Sphäre der moralischen Wahl einer gesellschaftlichen Verfassung frei von jeglicher Notwendigkeit sein müsse. Es ist dies auch jene Ebene in Walras' gesamten theoretischen Entwurf, auf der er den Menschen als selbstbestimmt im Sinne der Aufklärung fassen kann. An diese Grundlegung der Moralsphäre knüpft folglich die Frage an, welchen Bereich er der ökonomischen Wissenschaft zuordnet, so er mit seiner Grundlegung der gesamtgesellschaftlichen Moralsphäre gerade den naturgesetzlichen wissenschaftlichen Determinismus der Klassiker auf dieser Ebene überwinden wollte. Dazu bedarf es jedoch einer klaren Abgrenzung gegenüber der angewandten als auch der reinen Theorie der Politischen Ökonomie, die uns Walras in den ersten Kapiteln seiner „*Éléments d'économie politique pure ou théorie de la richesse sociale*“ (im weiteren kurz *Éléments*) auch liefert und der wir uns nunmehr zuwenden.

§ 1 (3) Léon Walras' Versuch einer Definition von *Political Economy*. Abgrenzung zu Adam Smith und J. B. Say

Mitte des 19. Jahrhunderts finden wir für den Gegenstand der *Political Economy* keine allgemein anerkannte Definition vor. Deshalb macht es sich Walras zur Aufgabe, darzulegen, was für ihn den Bereich und Gegenstand der *Political Economy* ausmacht, da ihm die verschiedenen Abgrenzungen nicht zielführend und unpräzise erscheinen.¹⁸ Diese Vorgehensweise erscheint bei weiterer Lektüre geradezu als eine notwendige Voraussetzung, um den Bereich seines „Forschungsprogramms“, den er vorgibt mit seiner mathematischen Theorie abzubilden, klar gegenüber der oben definierten Sphäre der Ethik abzugrenzen. Hätte er diesen Schritt nicht gleich zu Beginn vollzogen,¹⁹ wäre unter anderem die Gefahr einer Missinterpretation seines Werkes wahrscheinlich gewesen. Denn mit der Einführung der Mathematik in die Sphäre der ökonomischen Theorie hätte man unter Umständen den Wirkungsbereich auf die praktische Anwendung reduziert. Dies mag auch eine Erklärung dafür liefern, warum für Walras die Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Kunst (*i.e.*, der Anwendung ersterer) so wichtig ist. Diese Unschärfe wirft er insbesondere Adam Smith vor, dem er zwar zugesteht,

„[that he] made the first attempt to organize the subject matter of political economy as a distinct branch of study, and he did this with remarkable success.“ (Walras, 1954, S. 51)

Allerdings führt er zwei gewichtige Kritikpunkte an Adam Smiths Definition²⁰ an. Für Walras kann es nicht Gegenstand der Wissenschaft sein, nach Dingen zu fragen, die mit „gut“ oder „schlecht“ bewertet werden. Da er diese Fragen der Moralwissenschaft zuordnet, können sie nicht in den Bereich seiner „l'économie politique pure“ fallen. Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Reflexion kann für ihn nicht die Suche nach

„a plentiful revenue for the people or to supply the State with an adequate income“ (Walras, 1954, S. 52)

¹⁸ Auch John Neville Keynes legt 1890 mit seinem Werk „The Scope and Method of Political Economy“ eine Unterscheidung zwischen einer „positive, abstract, and deductive science“, einer „ethical, realistic, and inductive science“ sowie „an art“ vor.

¹⁹ Eine Definition von *Political Economy* am Beginn seines Werkes zu liefern scheint keinesfalls zwingend, insofern Adam Smith beispielsweise dies erst in der Einleitung zum 4. Buch seines *Wealth of Nations* vollzieht.

²⁰ Adam Smith grenzt den Bereich der *Political Economy* ab, indem er schreibt: „Political economy, considered as a branch of the science of a statesman or legislator, proposes two distinct objects: first, to provide a plentiful revenue or subsistence for the people or more properly to enable them to provide such a revenue or subsistence for themselves; and secondly, to supply the state or commonwealth with a revenue sufficient for the public services. It proposes to enrich both the people and the sovereign.“ (Smith, 1993, S. 117)

sein, also Fragen deren Resultate schon zu Beginn instrumentalisiert sind und dem Bereich der angewandten Wissenschaft zuzuordnen sind. Die Aufgabe der Wissenschaft, und hier steht er ganz in der Tradition der Aufklärung, ist für ihn die Suche nach „purely scientific truths“ (Walras, 1954, S. 52). Diese könnten mit der in sich geschlossenen mathematischen Methode erschlossen werden, um die tiefer liegenden Strukturen der Welt zu ergründen. Um zur Kritik an Smiths Definition zurückzukehren, so hält Walras diese für unvollständig, da Smith die Wissenschaft in Bezug auf ihre Anwendung definiert. Ein Grund dafür, dass er diese Vorgehensweise als unvollständig akzeptiert, wenngleich sie doch nach seinen Kriterien als unzureichend angesehen werden müsste, da sie aus dem Bereich der reinen Wissenschaft²¹ streng genommen herausfällt, scheint doch die Autorität Adam Smiths zu sein, der als erster den Bereich der Politischen Ökonomie eigenständig erfasst hatte (vgl. Walras, 1954, S. 51).²² Was die Frage Smiths nach dem Einkommen der Bevölkerung und den Einnahmen des Staates betrifft, so fährt Walras fort, dass zunächst die Bedingungen für die Produktion eines ausreichenden Volkseinkommens gelegt werden müssten, bevor man sich der Frage der gerechten Verteilung des Einkommens zwischen den Individuen und dem Staat zuwenden könne. Er wirft Smith an dieser Stelle vor, dass dieser zwei von ihm konzeptionell getrennte Sphären vermenge. Wenn Smith in das Zentrum der ökonomischen Wissenschaft

„to provide a plentiful revenue or subsistence for the people [...] and secondly, to supply the state or commonwealth with a revenue sufficient for the public services“
(Smith, 1993, S. 117)

rückt, dann übersehe dieser, dass „practical expediency and fairness, or material well-being and justice, are two very different orders of considerations.“ (Walras, 1954, S. 53f) Es kann somit innerhalb des Systems der Wissenschaft nicht die Frage nach dem „gut“ oder „schlecht“ gestellt werden, da diese Fragen, wie oben abgegrenzt, auf ethischer Ebene zu stellen sind und folglich in den Bereich der Moralwissenschaft fallen. Für die von Smith angesprochene Sphäre hält er als Bewertungskriterium fest, dass

„our judgement is founded solely on considerations of material advantage; justice does not come in question one way or the other.“ (Walras, 1954, S. 53)

²¹ Zur Zeit Smiths finden wir in den Sozialwissenschaften noch keine genauere Differenzierung vor. Diese ist Resultat des 19. Jahrhunderts, wie man insbesondere der Argumentation Walras' entnehmen kann (vgl. auch Keynes, 1890/1917).

²² Die Entwicklungen in der angelsächsischen Politischen Ökonomie stießen in Frankreich zu diesem Zeitpunkt auf wenig Interesse. Schumpeter schreibt dazu als auch der Rolle Smiths: „He [Walras, M.K.] paid conventional respect to A. Smith. The rest of the great Englishmen meant little to him.“ (Schumpeter, 1954/94, S. 828)

Folglich sind auf dieser Ebene der angewandten Ökonomie nicht ethische Kriterien relevant, sondern „the *useful*, meaning material well-being“ (Walras, 1954, S. 64). Gemäß diesem Kriterium kann er zur Aussage gelangen, dass

„it is evident today that under the opposite system of freedom of enterprise and freedom of trade, industry grows and prospers.“ (Walras, 1954, S. 53)

Anschließend an Smiths Definition der Wissenschaft der Ökonomie wendet sich Walras der von Jean Baptiste Say vertretenen naturalistischen Sichtweise des Begriffes der *Political Economy* zu. Says Auffassung der Politischen Ökonomie sei jene einer „natural science“, deren Ausgangspunkt die Reflexion über die Produktion, Verteilung und den Konsum des Volkseinkommens ist. Diese naturalistische Sichtweise impliziert jedoch, dass alle Vorgänge in der Ökonomie auf eine spontane, vom menschlichen Willen unabhängige Weise zustande kommen. Diese Definition führt bei Say zu einer Ausdehnung der „naturalistischen Wissenschaft“ auf *alle* gesellschaftlichen Verhältnisse, schließt gleichsam die Sphäre der Technik mit ein und drängt ethische Überlegungen an den Rand. Demgemäß werden selbst Fragen, welche Walras einer der beiden anderen Sphären zuordnet und die anhand der Kriterien des „Gerechten“ bzw. „Nützlichen“ beurteilt werden müssten, nach einer einheitlichen *wissenschaftlichen* Logik beantwortet. Diese Logik impliziert in der Sayschen Auffassung unveränderliche Naturgesetze, was dazu führt, dass

„every proposal to reorganize production, every proposal to redistribute property was rejected *a priori* and practically without discussion, not on the grounds that such plans were contrary to economic well-being or to social justice, but simply because they were artificial arrangements designed to replace what was natural.“ (Walras, 1954, S. 54)

Durch diese Vorgehensweise werden alle drei Sphären der gleichen Logik überantwortet, die den Menschen jegliches Handlungsspielraumes beraubt, die Vorstellung des freien menschlichen Willens zu Gunsten tieferliegender Naturgesetze auf allen drei Ebenen aufgibt. Dies steht im fundamentalen Widerspruch zu Walras' Entwurf eines gesamtgesellschaftlichen Systems, das gerade am freien menschlichen Willen anknüpft. Daher lehnt er Says Sichtweise sowie den Naturalismus Ricardos entschieden ab, denn wenngleich auch er die naturwissenschaftlichen (physico-mathematischen) Methoden im Rahmen der reinen Theorie anwenden will, so folgt seine Abgrenzung einer gänzlich anderen Logik, wie wir auf ethischer Ebene gesehen haben. Im Gegensatz dazu war Ricardo mit seinen ökonomischen Gesetzen, wie dem ehernen Lohngesetz oder dem Gesetz der Bodenrente, der Ansicht, dass ideologische oder politische Bemühungen zur Beeinflussung dieser ökonomischen Gesetze erfolglos bleiben mussten. Gemäß Ricardos Auffassung war die Gesellschaft von den Gesetzen bestimmt, die den Markt beherrschten, und diese führte er wiederum selbst als von der Natur determiniert

zurück. Ein solcher Anspruch kann verständlicherweise nur eingelöst werden, wenn wir den Menschen als diesen Naturgesetzen ohnmächtig gegenüberstehend begreifen, menschlicher Wille und menschliches Handeln konsequenterweise *per definitionem* ausgeschlossen werden. Walras war sich dieses Problems durchaus bewusst und verortete darin einen wesentlichen Widerspruch zu seiner zugrundegelegten Anthropologie des aufgeklärten und selbstbestimmten Menschen,²³

„a creature endowed with reason and freedom and possessed of a capacity for initiative and progress.“ (Walras, 1954, S. 55)

Demgegenüber müsste sich eine allumfassende „naturwissenschaftliche“ Erklärung gesellschaftlicher Verhältnisse damit bescheiden, den Menschen als eine „superior species of animal“ (Walras, 1954, S. 55) auszuweisen. Ein Weg, der, so bequem er auch erscheinen mag, für Walras nicht denkbar ist.

§ 1 (4) Die Trennlinien der Wissenschaft, Kunst und Ethik

Nachdem in Kapitel I § 1 (3) Walras' Abgrenzung des Gegenstandes der Wissenschaft gegenüber Adam Smith und Jean Baptiste Say untersucht wurde, soll an dieser Stelle die von Walras vorgebrachte Abgrenzung zu den Bereichen der Kunst und Ethik noch genauer beleuchtet werden. Diese Dreiteilung ist Walras' bedeutender Beitrag zur ökonomischen Theorieentwicklung. Er erhebt damit den Anspruch auf eine den Naturwissenschaften analoge, wertfreie Wissenschaft innerhalb des Bereichs der reinen Theorie, die ungleich der naturalistischen Sichtweise jedoch einer klar abgegrenzten Sphäre folgt. Diese Forderung sollte insbesondere weitreichende Auswirkungen auf die Entwicklung und das Wissenschaftsverständnis der zukünftigen Theoriebildung haben und weitere „Verwirrung“ in der Abgrenzung zu den anderen beiden Sphären hervorrufen.

Walras führt uns als Beispiel für die Unklarheit der Ökonomen bezüglich der Einordnung des Begriffes *Political Economy* Adolphe Blanqui an. Blanqui fragt danach, ob es sich um eine Natur- oder Morawissenschaft handle und liefert die Antwort gleichsam mit Joseph Garnier, der sie sowohl als Natur- als

²³ Walras sieht sich anthropologisch in der Tradition Rousseaus und so scheint es vielleicht nicht zufällig, dass in Walras' Werk eine Analogie zu den Gesellschaftsvertragstheoretikern durchscheint, und hierbei besonders zur französischen Variante des Jean-Jacques Rousseau, der selbst auch „Citoyen de Geneve“ war. Schon Rousseau (1983, S. 5) schrieb: „Ich werde mich bemühen, in dieser Untersuchung das, was das Recht zulässt, stets mit dem zu verbinden, was der Vorteil vorschreibt, damit Gerechtigkeit und Nutzen nicht getrennt gefunden werden.“ Und an darauffolgender Stelle: „Aber die gesellschaftliche Ordnung ist ein geheiligttes Recht, das allen anderen zur Grundlage dient. Trotzdem stammt dieses Recht nicht von der Natur; es beruht also auf Vereinbarungen.“ (Rousseau, 1983, S. 6)

auch als Moralwissenschaft sieht. In dieser Vermengung der beiden Fragen *wie* Reichtum einerseits geschaffen und andererseits produziert, getauscht und verteilt *werden soll*, sieht Walras einen immanenten Widerspruch, den er auf einen Mangel philosophischer Kenntnisse der französischen Ökonomen zurückführt. Hier ortet er denselben Widerspruch, wie wir ihn schon bei Smith vorgefunden hatten. Walras will ihn nun „endgültig“ auflösen. Indem er eine klare Abgrenzung zwischen Wissenschaft, Kunst und Ethik durchführt, gelangt er zu *seiner* Definition von *Political Economy*. Walras nimmt dazu Anleihen bei Charles Coquelin, dem Mitverfasser des *Dictionnaire de l'économique politique*, der eine Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Kunst vorschlägt, indem er als fundamentales Kriterium des Unterschieds auf folgendes abzielt:

„Art advises, prescribes and directs; science observes, describes and explains“
(Coquelin, zitiert nach: Walras, 1954, S. 58)

Daraus schließt er, dass

„when an astronomer observes and describes the course of the stars, he is engaged in scientific work; but when after making his observations he deduces from the rules of navigation he is creating art. [...] Thus the observation and description of *real* phenomena is science, while the formulation of precepts and the prescription of rules is art.“ (Coquelin, zitiert nach: Walras, 1954, S. 58)

Coquelin schlägt zwar diese Unterscheidung vor und bringt in obigem Zitat den Vergleich mit der Astronomie, doch überlässt er es dem Lauf der Zeit, eine Definition für die Wissenschaft der Politischen Ökonomie zu finden, indem er schreibt:

„Time and a better understanding of the subject will do the rest.“ (Coquelin, zitiert nach: Walras, 1954, S. 59)

Walras zeigt sich darüber allerdings wenig erfreut, sondern unterstellt Coquelin, dass dieser die allgemeine Verwirrung über den Gegenstand der Politischen Ökonomie, welche dieser ursprünglich zu entspinnen vorgab, bloß noch verstärkt hätte. Er vertrete einen zu naturalistischen Standpunkt und liefere keine Antwort auf die Fragen, ob die Politische Ökonomie nun eine Wissenschaft des Reichtums, der Produktion, der Quelle des Reichtums oder doch nur ein Zweig der Naturgeschichte des Menschens sei. Folglich versucht Walras diese Verwirrung zu überwinden und eine klare Trennlinie zu ziehen. Einerseits gibt es für ihn eine Theorie des Reichtums, welche eine Theorie des Tausches und des Tauscherts und eben auch eine Wissenschaft sei, und andererseits gibt es eine Theorie der Produktion des Reichtums, eine Theorie der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, die für ihn eine Kunst manifestieren. Diese Unterscheidung analog zu Coquelin, jedoch jetzt seiner Meinung nach „richtig“ angewandt, erscheint ihm allerdings noch nicht ausreichend, da die Frage nach der Verteilung des Reichtums noch unberücksichtigt bleibe. Und an diesem Punkt

kehren wir zum Problem der Preisbestimmung zurück. Walras schält die Wert- und Preistheorie²⁴ aus dieser Vermengung heraus und macht sie zum Ausgangspunkt seiner Wissenschaft, denn nur diese Vorgangsweise, so scheint es, wird ihn zu einer Antwort auf die Frage nach der Kohärenz des Marktsystems führen. Mit dieser Annahme stellt Walras die reine Wissenschaft der Politischen Ökonomie jedoch auf eine neue und reduzierte Grundlage, jene des Tausches. Die Wissenschaft der Politischen Ökonomie soll uns gemäß Walras eine Antwort darauf liefern, „was ist“, während er im Gegensatz dazu die Kunst der Politischen Ökonomie als ein

„programme of what ought to be“ (Walras, 1954, S. 60)

sieht. Gemäß dieser Trennung von „sein“ und „sollen“ wird es zur alleinigen Aufgabe der Wissenschaft mithilfe der Mathematik nach der letzten und allgemeinen Wahrheit zu suchen. Diese Vorgehensweise und einen möglichst universalistischen Anspruch ökonomischer Gesetze rechtfertigt er, indem er sich auf die Philosophie Platons bezieht, wonach es nicht die Aufgabe der Wissenschaft sei, „corporeal identities“ zu untersuchen, sondern

„universals, their relations and their laws.“ (Walras, 1954, S. 61)

Und diese Suche nach den universellen Gesetzen, wie beispielsweise der Gravitation in der Physik, muss über die Klassifikation der Tatsachen erfolgen. Die Klassifikation der Fakten anhand derer er schließlich auch den Bereich der Wissenschaft abgrenzt, nimmt Walras als Antwort auf Coquelin nun in natürliche und menschliche Phänomene vor. Die Kräfte der Natur sind für ihn blind und unbewusst, während hingegen die auf den menschlichen Willen zurückführbaren Phänomene frei, bewusst und *unabhängig* sind.²⁵ Von Bedeutung ist hierbei,

²⁴ „Wie die Mechanik von der Bewegung, von den Geschwindigkeiten handelt, so handelt die reine Volkswirtschaftslehre, wie wir sie definiert haben, von dem Tausche, von den Preisen: den Preisen der Produkte und den Preisen der produktiven Dienste.“ (Walras, 1972, S. 24)

²⁵ Für Walras ist eine genauere Untersuchung des menschlichen Willens auch keineswegs von Interesse, zumal seine Theorie zunächst auch eine reine Hypothese darstellt. Die Auffassung der Nutzenmaximierung (das ökonomische und utilitaristische Kalkül) eignet sich einerseits für die mathematische Formulierung seiner reinen Theorie der Volkswirtschaft und wurde andererseits kaum in Frage gestellt, schien folglich schlichte Selbstverständlichkeit zu sein. Polanyi sieht darin den fundamentalen Irrtum der Industriegesellschaft. Er schreibt diesbezüglich: „Hinsichtlich des *Menschen* hat man uns dazu gebracht, den Irrtum zu akzeptieren, dass seine Motivationen als „materiell“ und „ideell“ bezeichnet werden können und dass die Anreize, nach denen das Alltagsleben gestaltet wird, materiellen Motiven entstammen.“ (Polanyi, 1979, S. 131) Der Rahmen der Aufklärung scheint von allen Ökonomen zur Kenntnis genommen worden zu sein. Mit Ausnahme der Naturalisten akzeptieren ihn alle ökonomischen Schulen. Auch Marx fällt aus diesem Rahmen nicht heraus, stellt vielleicht in dieser Hinsicht gerade den Wendepunkt für die Einleitung des „langen 19. Jahrhunderts“ dar, wenn er schreibt: „Die Vernunft hat immer existiert, nur nicht immer in der vernünftigen Form.“ (Marx, 1970a, S. 345) Im Unterschied zur Neoklassik ist sein aufgeklärter Rationalismus allerdings

dass die Unabhängigkeit des menschlichen Willens sich vom Wirken anderer Kräfte grundlegend unterscheidet. Erst aus dieser Unterscheidung heraus liefert uns Walras den Untersuchungsgegenstand seiner Wissenschaft. Der Mensch mit seinem freien Willen, der zu identifizieren und erklären und im Gegensatz zur Natur auch zu *kontrollieren*²⁶ ist, fällt aus seinem engeren Wissenschaftsbegriff in dieser Art heraus, denn

„the operation of the forces of nature constitute the subject matter of what is called *pure natural science* or *science* properly speaking.“ (Walras, 1954, S. 61)

Und wie wir in obigen Abgrenzungen aufzeigten, siedelt Walras den freien menschlichen Willen entweder in der Sphäre der Kunst in seinem Verhältnis zu den Dingen oder auf der Ebene der Moralwissenschaft, im Verhältnis der Menschen zueinander an. An dieser Stelle wird deutlich, dass für Walras, dem Theoretiker des Zeitalters des Marktliberalismus des 19. Jahrhunderts, der im Sinne der Aufklärung den Menschen in das Zentrum seiner Betrachtungen rückt, eben jener freie menschliche Wille die Abgrenzung zwischen den drei unterschiedlichen Ebenen liefert. Walras' Abgrenzung erfolgt methodologisch anhand der „freedom and cognitive nature of the human will.“ (Walras, 1954, S. 62) Somit ergibt sich in den Manifestationen des freien menschlichen Willens einerseits aufgrund der Beziehungen der Menschen zueinander eine Kategorie der Institutionen, welche das Feld der Moralwissenschaft konstituiert, und andererseits aufgrund der Beziehungen zwischen Menschen und Dingen die Kategorie der Industrie, die der angewandten Theorie zugeordnet ist. Dadurch hat Walras die drei Bereiche und deren zugehörige Kriterien abgegrenzt und wir können uns an dieser Stelle der Frage zuwenden, wie die wissenschaftliche Sphäre der natürlichen Kräfte von Walras aufgefasst wird, welchen engfassten Bereich die Wissenschaft der Ökonomie zu begründen vorgibt.

§ 1 (5) Die „économie politique pure“. (Natur)wissenschaftlicher Kern der Gesellschaft?

Wie wir weiter oben angemerkt haben, hat Walras vorerst negativ abgegrenzt, welche Bereiche von der Wissenschaft nicht erfasst werden, da diese als deterministisches System jegliche Unvorhersehbarkeit ausschließen muss. Da der Mensch seine Geschichte selbst hervorbringt und in seinen Beziehungen zu

erst nach der Revolution, die sich aufgrund der dialektischen Natur der Geschichte vollziehen wird, im idealistischen Endzustand vollzogen.

²⁶ Diese Besonderheit der Sozialwissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften, dass wissenschaftliche Vorhersage immer auch eine Kontrolle der Gesellschaft in der Wechselwirkung zwischen Wissenschaft, Wirtschaftspolitik und sozialer Realität impliziert, wird in e-C schließlich vollkommen ausgeblendet werden.

Dingen und anderen Menschen nicht von Naturgesetzen determiniert ist, fasst er die gesamtgesellschaftlichen Strukturen als Frage des menschlichen Willens, die sich der wissenschaftlichen Erklärung verschließen, auf. Im zweiten Teil seiner *Éléments* wendet er sich nunmehr dem Bereich der reinen Theorie und deren Gegenstand zu. Im Kapitel „Social Wealth and Value in Exchange“ legt er den Ausgangspunkt der reinen Politischen Ökonomie fest. Er definiert zunächst jene Dinge als aneigenbar, die nützlich aber auch in beschränkter Menge vorhanden sind. Die Summe der Dinge, die aneigenbar sind, konstituieren für ihn „la richesse sociale“. Von diesem Punkt aus nähert er sich der Sphäre des Tausches, i.e., der Ebene der reinen Theorie, an, in der jeder seltene Gegenstand²⁷ eine weitere Eigenschaft erhält, jene des Tausches für ein anderes seltenes Gut. Daraus leitet sich für Walras der Tauschwert ab, der wiederum nichts als „la richesse sociale“ konstituiert, folglich die Summe der seltenen Güter ist. Abermals stellt er die Frage nach dem Untersuchungsgegenstand der Politischen Ökonomie, da „la richesse sociale“ vom Gesichtspunkt des Tauschwertes, der Produktion oder des Eigentums untersucht werden könnte. Da sich gemäß Walras' Annahme der Tauschwert der Dinge aus deren Seltenheit (*rareté*) ergibt, jedoch nicht dem Willen des Käufers oder Verkäufers entspringt und auf keiner vertraglichen Beziehung zwischen den beiden beruht, rückt Walras diesen scheinbar ungelösten Bereich der Politischen Ökonomie in das Zentrum seiner Analyse. Indem Walras unterstellt, dass

„[...] any value in exchange, once established, partakes of the character of a *natural* phenomenon“ (Walras, 1954, S. 69, meine Hervorhebung, M.K.)

entzieht sich gerade dieser Bereich dem menschlichen Willen und folgt den „blind and ineluctable forces of nature.“ (Walras, 1954, S. 61) Der Tauschwert ist somit ein durch und durch „natürliches“ Phänomen,

„natural in its origin, natural in its manifestations and natural in essence.“ (Walras, 1954, S. 69)

Er steckt jene „natürliche“ Sphäre ab, die der Wissenschaft der Ökonomie zugänglich ist und die Walras fortan mit Hilfe der Mathematik untersuchen wird. Um die Natürlichkeit dieses Phänomens zu untermauern, wählt er als Analogie in der Physik die Gravitationskraft. „Natürlich“²⁸ bedeutet für ihn nicht unkön-

²⁷ Die Übersetzung „selten“ ist jener von Ludwig von Wintersfeld aus der „Mathematischen Theorie der Preisbestimmung der Wirtschaftlichen Güter“ entnommen.

²⁸ Zur Zeit Walras' sah man in der Natur nicht mehr primär das Zerstörerische und Wilde, denn man hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits einem langandauernden Domestizierungsprozess unterworfen und die Natur prinzipiell als kontrollierbar begriffen. Auf dieser Vorstellung der Beherrschbarkeit der Natur als auch der gesellschaftlichen Verhältnisse gründet sich Walras' Allgemeine Gleichgewichtstheorie als Gesellschaftstheorie, die versucht, die vorherrschenden Verhältnisse auf menschlichen Wunsch und Willen zurückzuführen.

trollierbar, aber doch unveränderlich in ihren Gesetzen. Man könne den (Tausch)wert nur abschaffen, indem man auch den Tausch abschafft, jeder andere Eingriff berühre die Naturgesetze keineswegs (siehe dazu Walras' (1954, S. 69) Beispiel über den Preis des Weizen). Er unterstreicht diese Natürlichkeit des Tauschwertes, indem er ihn als gänzlich objektiv sieht, der in den Dingen liege, während hingegen die Seltenheit in uns liege und somit persönlich oder subjektiv sei (vgl. Walras, 1972, S. 17). Da der Tauschwert für Walras zum Ausgangspunkt der Analyse wird, bietet sich die Mathematik als adäquate Methode an. Die Tatsache, dass die Ware einen quantifizierten Tauschwert besitzt und es sich folglich um die Lösung eines rein technischen Optimierungsproblems handelt, veranlasst Walras dazu, dies als mathematisches Phänomen zu bezeichnen.²⁹ Indem er diesen Schritt vollzieht, eröffnet er der Theorie des Tauschwertes die gesamte Sphäre der Mathematik. Die Wissenschaft der „reinen Politischen Ökonomie“ wird zu einer Wissenschaft der Mathematik. Dies erscheint vorerst auch gänzlich unproblematisch, da er im Tauschwert ein natürliches Phänomen sieht und dadurch innerhalb der Preistheorie ein tieferliegendes Naturgesetz unterstellt, das sich gänzlich dem menschlichen Wunsch und Willen entzieht. Da ja der Ausdruck „Naturgesetz“ in seiner Absolutheit jeglichen menschlichen Eingriff *ipso facto* ausschließt,

„[that] we can either resist it or give it free reign, whichever we please, but we cannot change its essence or laws“ (Walras, 1954, S. 69)

kann er diesen enggefassten Bereich deterministisch auffassen und als rein technisches Optimierungsproblem modellieren. Diese Vorgehensweise steht somit in keinerlei Widerspruch zu seinem auf ethischer Ebene unterstellten aufgeklärten Menschenbild. Der Mensch kann zwar keinen Einfluss auf die Gesetze der Natur nehmen,³⁰ die er innerhalb der wissenschaftlichen Sphäre zu untersuchen beabsichtigt, doch um ihn im Sinne der Aufklärung nicht als naturbestimmt hinzustellen, wie er uns in der Abgrenzung zu den Naturalisten aufgezeigt hatte, kann der Mensch zwar die tieferliegenden Gesetze nicht verändern, jedoch Einfluss auf ihr Wirken nehmen. Walras schließt somit einen „Kompromiss“ zwischen

²⁹ Dabei wirft er die polemische Frage auf, ob die Theorie des Tauschwertes nicht eine „branch of mathematics“ sei, um dem entgegenzuhalten, dass die Wissenschaft der Ökonomie jedoch qualitativ darüber hinausginge. Es sei an dieser Stelle im Hinblick auf das „Methodologische Postskriptum“ darauf hingewiesen, dass im Zuge der methodologischen Debatte der 1980er Jahre Rosenberg zum Zustand der modernen Ökonomie gerade eine solche Sichtweise einnehmen wird, dass „economics is best viewed as a branch of mathematics [...]“ (Rosenberg, 1983, S. 391)

³⁰ Wie aus den Anmerkungen des Übersetzers der englischen Ausgabe (William Jaffé) hervorgeht, bezieht sich Walras an dieser Stelle auf Francis Bacons Werk „Novum Organum“, der zum Verhältnis Mensch - Natur folgendes schreibt: „Naturae enim non imperatur, nisi parendo.“ (zitiert nach: Walras, 1954, S. 497) Dieser Bezug auf Francis Bacon erscheint zum ersten Mal in der 2. Auflage seiner *Éléments*.

Naturgesetz und menschlicher Freiheit, oder anders ausgedrückt, zwischen individuellem Handeln und objektiven gesellschaftlichen Strukturen. Auch wenn der Mensch die Naturgesetze in ihrem Wesen nicht verändern kann, so könnte er im Extremfall doch Einfluss darauf nehmen, indem beispielsweise durch die Abschaffung des Tausches auch der Tauschwert abgeschafft werde, was einer Absage an das Marktsystem gleichkäme. Trotz dieser „künstlichen“ Einflussnahme des Menschen wird aber keineswegs die tieferliegende Ursache für den Tauschwert, die *rareté*, beseitigt, weshalb durch menschliches Handeln die wissenschaftliche Sphäre der reinen Theorie nicht berührt wird, und er diesen Bereich einem deterministischen System überantworten kann.

Hatte Walras zuvor die Ebene der Eigentumsverhältnisse als eine moralische Frage ausgewiesen, so schränkt er nun aufgrund des vorherrschenden Systems des *laissez-faire* seine wissenschaftliche Untersuchung vorweg ein und identifiziert den Tauschwert mit dem Marktsystem, denn

„value in exchange, when left to itself, arises spontaneously in the market as the result of competition.“ (Walras, 1954, S. 83, meine Hervorhebung, M.K.)

Es erscheint ihm legitim, sein noch zu errichtendes Allgemeines Gleichgewichtsmodell auf Marktbeziehungen zu reduzieren, wenn er schreibt „we shall study value in exchange as it arises under such competitive conditions.“ (Walras, 1954, S. 86) Den Anknüpfungspunkt zum Marktsystem sieht er durch den Tauschwert - dem objektiven aber relativen Phänomen - gewährleistet, wenngleich die Natürlichkeit des Phänomens in der *rareté* - dem persönlichen oder subjektiven, aber absoluten Phänomen - liege. Hier stellt sich die Frage, ob eine solche Gleichsetzung seines technischen Modells mit Marktbeziehungen angebracht oder notwendig ist, da das Problem der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse mittels knapper Ressourcen einem Marktmechanismus nicht unbedingt bedarf. Dennoch ist Walras davon überzeugt, dass aufgrund der

„close connection between scarcity and value in exchange“ und da „the phenomenon of value in exchange manifests itself in the market“ (Walras, 1954, S. 83)

es mit der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie Marktbeziehungen zu untersuchen und abzubilden gelte.

Nehmen wir diese Vorgehensweise vorerst als gegeben hin und wollen wir zunächst Walras' Vorgehen innerhalb der reinen Theorie unter der Annahme der Gleichsetzung von Gleichgewichtstheorie und Marktbeziehungen weiter betrachten, um im Anschluss daran auf die Probleme eines solchen Vorgehens zu sprechen zu kommen. Die „*économie politique pure*“ stellt für Walras keine vollständige Abbildung der Ökonomie dar. Doch da es sich bei der Theorie des Tauschwerts um ein natürliches Phänomen handle und dieser somit Gegenstand der Wissenschaft der *Political Economy* sei, muss die „*économie politique pure*“

der angewandten Ökonomie vorausgehen und wird aufgrund ihrer Eigenschaften zu einer mathematisch-physikalischen Theorie. In der Mathematik sieht Walras jene Methode, die es ihm ermöglicht, von „real-type concepts“ eine Idealform abzuleiten, die nach ihrer Definition dazu dient, *a priori* alle Theoreme und Beweise zu erschließen. Seine Hypothesen entsprechen nicht der Realität, sie sind nur Grundstein für eine Weiterentwicklung mithilfe der mathematischen Methoden. Bereits auf der ersten Seite seines Werkes „Mathematische Theorie der Preisbestimmung der Wirtschaftlichen Güter“ legt er seine Absicht dar, dass die Folgen des *laissez-faire, laissez-passer* zuerst (wissenschaftlich) untersucht werden müssten, um darüber urteilen zu können, ob sie gut und vorteilhaft seien. Um folglich zu einer Erklärung zu gelangen, die sich der Systematik des Marktes entlehnt, trifft Walras zunächst eine Reihe von Annahmen. Er subsumiert alle auf dem Markt gehandelten Dinge unter dem Begriff Waren und will dann das Verhältnis zwischen den Mengen dieser Waren und ihren Preisen als eine mathematische Theorie des Tausches untersuchen. Von seinem wissenschaftlichen Standpunkt aus nimmt er die freie Konkurrenz vorerst als bloße Hypothese an, da es zunächst unerheblich ist, ob sie in der Realität tatsächlich existiert. Er macht sie zum Ausgangspunkt,³¹ studiert ihre Natur, Ursachen und Folgen. Sie bleibt vorerst bloße Hypothese, und er entgegnet damit auch einer möglichen Kritik, dass

„in der Wirklichkeit die freie Konkurrenz durch eine Unzahl von störenden Einflussfaktoren gehemmt ist.“ (Walras, 1972, S. 62)

Somit ist ihre Untersuchung für ihn ein reines Denkmodell, das in keinem unmittelbaren Bezug zur Realität steht. Auf der Grundlage einer solchen idealtypischen Betrachtung will er zeigen, wie sich die Markt- oder Gleichgewichtspreise aus den Nachfragegleichungen ergeben und wie sich die Nachfragegleichungen selbst aus der Nützlichkeit³² und dem Vorrat der Waren ableiten. Diese Neugier führt ihn zur Aufstellung seiner Gleichungen, die schließlich in ihren Folgen von Bedeutung sein werden.³³

³¹ Im Gegensatz zu Cournot erscheint es Walras als angebracht von der unbegrenzten Konkurrenz als dem allgemeinen Fall auszugehen und beim Monopol als dem besonderen Fall zu endigen (vgl. Walras, 1972, S. 4).

³² Was die Berechenbarkeit der Nützlichkeit betrifft, so hält er ebenfalls folgendes fest: „Die andere, die Nützlichkeit einer jeden Ware für jeden Tauscher, steht indessen wirklich weder mit dem Raum noch mit der Zeit in irgend welchem unmittelbaren und messbaren Verhältnis. Es scheint sonach auf den ersten Blick, als wäre uns aus diesem Grunde hier Halt! geboten. Doch nein! Dieser Umstand, welcher offenbar jedes numerischen Ausdrucks spottet, ist trotzdem eines streng mathematischen Ausdrucks fähig. [...] Verfahren wir ebenso! Nehmen wir für einen Augenblick an, dass die Nützlichkeit unmittelbar messbar sei.“ (Walras, 1972, S. 12)

³³ Nachdem Walras das System der Gleichungen des Tausches mathematisch aufgestellt hat, „bleibt also nur nachzuweisen, und dies ist der Hauptpunkt, dass jenes Problem des Tausches, welches wir

§ 1 (6) Zum Charakter der Verhaltensannahmen innerhalb der reinen Theorie

Hatten wir im vorigen Kapitel den Schwerpunkt auf die konzeptionelle Ebene gelegt und auf den abgegrenzten Bereich der Naturkräfte verwiesen, so stellt sich nunmehr die Frage, welche Annahmen Walras für die wissenschaftliche Untersuchung auf individueller Ebene treffen muss, wie er das menschliche Verhalten und Wahlhandlungen in diese Sphäre einzuführen gedenkt. Da Walras das Allgemeine Gleichgewichtsmodell als ein den naturwissenschaftlichen Methoden analoges Optimierungsmodell errichtet, ist der in diesem Modell aufge-spannte Raum vollkommen determiniert. Dies bedeutet gleichsam, dass er für dieses technische Problem das menschliche Verhalten objektivieren muss, um es als *datum* in das Modell einzuführen. Somit stellt auch für die wissenschaftliche Untersuchung die individuelle Ebene der Wahlhandlung den Ausgangspunkt der Reflexionen dar, da er den Menschen als Träger ökonomischer Funktionen ausweisen muss. Der Mensch als Subjekt fällt als Forschungsgegenstand heraus. Auf ihm könnte Walras seine Allgemeine Gleichgewichtstheorie nicht aufbauen, denn das menschliche Handeln wäre nicht vorhersehbar, nicht in ein vollkommen determiniertes System einzuführen und schon gar nicht zu aggregieren, um letztendlich das optimale Resultat auszuweisen. Und trotz dieses scheinbaren Widerspruches finden wir über den Preismechanismus eine kohärente Lösung des Marktsystems vor. An dieser Stelle liegt es nahe, einige grundlegende, wenn auch hypothetische Annahmen über die menschliche Natur zu treffen, um so den Menschen als Objekt in die Natur zurückzuführen und zum Ausgangspunkt des Theoriegebäudes zu machen. Walras ist sich bewusst, dass

„one of the elements of the determination of prices under free competition is free will which entails decisions which are unpredictable.“ (Walras, 1954, S. 256)

Doch er entgegnet diesem Einwand, dass es keineswegs seine Absicht sei, Entscheidungen vorauszusagen, die unter den Bedingungen vollkommener Freiheit zustande kommen. Hier führt er uns seine Trennlinie vor Augen, die er einführt, um die Auswirkungen solcher Entscheidungen mathematisch zu formulieren. Einerseits gesteht er dem menschlichen Willen, ganz im Sinne der Aufklärung, auf gesamtgesellschaftlicher Ebene die „vollkommene“ Freiheit zu. Der Mensch handelt autonom, selbstbestimmt, entsprechend seinen Vorlieben. In dieser Welt erscheint er uns frei von Zwang, und er trifft seine Entscheidungen nach freiem Willen. Dies gesteht er dem Menschen auch auf individueller Ebene zu, indem er schreibt:

soeben theoretisch gelöst haben, auch dasselbe ist, welches in der Praxis auf dem Markt durch den Mechanismus der freien Konkurrenz seine Lösung findet.“ (Walras, 1972, S. 33)

„In our theory each trader may be assumed to determine his own utility or want curves as he pleases.“ (Walras, 1954, S. 256)

Doch plötzlich vollzieht sich der Wandel, der als Grundlage für Walras' Theorie von solch großer Bedeutung ist. Sobald uns die Menschen ihre Präferenzen offenbart haben, verfallen sie zwecks wissenschaftlicher Analyse in ein System der absoluten Determiniertheit. Sie haben nichts mehr zu wählen, können ihre Entscheidungen auch nicht revidieren. Ihre Präferenzen gehen als *datum* in die Allgemeine Gleichgewichtstheorie ein. Die Nutzenfunktionen der Individuen sind vollständig bestimmt und warten auf ihre Verarbeitung. In dieser Welt ist der Mensch absolut fremdbestimmt. Er muss entsprechend den Regeln funktionieren: Er muss das „Mehr“ dem „Weniger“ vorziehen, seinen Nutzen oder Gewinn maximieren und schließlich den Marktpreis, den uns das Modell liefert, annehmen. Die Nutzenmaximierung wird für die wissenschaftliche Untersuchung zur Priorität, denn

„the first foundation on which our proof of the principle of free competition rests is the individual consumer's appreciation of the utility of final products and services.“ (Walras, 1954, S. 257)

Und dieses Kalkül der Nutzenmaximierung ist auch entsprechend weit gefasst, wo doch die Grenzen des Begriffs Nutzen nicht klar abgesteckt sind.³⁴ Wir können jegliches Verhalten darunter subsumieren, um gemäß Bentham zum „größten Wohl der größten Zahl“³⁵ zu gelangen. Sein Modell ist somit geschlossen, indem er vom überlegenen (wissenschaftlichen) Ergebnis des Utilitarismus³⁶ aus-

³⁴ Walras liefert uns in seinen *Éléments* zwar eine Definition des Terminus Nutzen, doch wie Joan Robinson (1965, S. 60) schreibt, ist dieser Terminus ein metaphysischer Begriff von unüberwindbarer Zirkularität. „Nutzen ist diejenige Eigenschaft der Güter, die den Individuen ihren Erwerb wünschenswert erscheinen lässt, und die Tatsache dass die Individuen Güter zu kaufen wünschen zeigt wiederum, dass sie Nutzen haben.“

³⁵ Jevons hebt diese Verknüpfung zum Utilitarismus vielleicht am deutlichsten hervor, wenn er in seiner *Theory of Political Economy* schreibt: „Die folgende Theorie ist vollständig auf eine Berechnung der Lust- und Unlustgefühle gegründet; und die Aufgabe der Wirtschaft ist die Erreichung eines Höchstmaßes von Glücksgütern dadurch, dass man sich Lustgefühle um ein möglichst geringes Ausmaß von Unlustgefühlen verschafft. [...] Ich zögere nicht, die utilitaristische Sittenlehre anzunehmen, nach welcher als das Kriterium von Recht und Unrecht die Wirkung auf das Glück der Menschen anzusehen ist.“ (Jevons, 1871/1924, S. 21f)

³⁶ Der Utilitarismus leitet sich von „utilitas“ (lat.: Nutzen) ab und ist eine ethische Konzeption, die unter anderen von Jeremy Bentham, John Stuart Mill und Henry Sidgwick entwickelt und vertreten wurde (hierbei sei insbesondere auf das dafür grundlegende Werk Jeremy Benthams (1789) „An Introduction to the Principles of Morals and Legislation“, T. Payne and Son, London verwiesen). Diese ethische Position bewertet eine Handlung dann als sittlich gut, wenn sie im Vergleich mit anderen Handlungsalternativen die größte Anzahl positiver Werte hervorbringt. Daraus ist ersichtlich, dass Handlungen nicht um ihrer selbst willen, sondern aufgrund ihrer Konsequenzen beurteilt werden. Der Maßstab, gemäß dem eine Handlung zu bewerten sei, ist somit der Nutzen, den eine Handlung für die Betroffenen hat. Die utilitaristische Ethik vertritt jedoch nicht das egoistische Prinzip

geht, das ja erst durch die Nutzenmaximierung zustande kommt. In dieser wissenschaftlichen Sphäre wird der Mensch im engeren (und vorerst hypothetischen) Sinne zu

„[...] a lightning calculator of pleasures and pains, who oscillates like a homogenous globule of desire of happiness under the impulse of stimuli that shift him about the area, but leave him intact. He has neither antecedent nor consequent. He is an isolated, definitive human datum, in stable equilibrium except for the buffets of the impinging forces that displace him in one direction or another. Self-imposed in elemental space, he spins symmetrically about his own spiritual axis until the parallelogram of forces bears down upon him, whereupon he follows the line of the resultant. When the force of the impact is spent, he comes to rest, a self-contained globule of desire as before.“ (Veblen, 1898, S. 389)³⁷

Jedoch ist diese Annahme für Walras zunächst eine schlichte Notwendigkeit

„[...] to show how prices result from them [utility curves, M.K.] under a hypothetical regime of absolutely free competition.“ (Walras, 1954, S. 256)

Denn die Sphäre der „pure theory“ ist für ihn vorerst bloßes Denkmodell ohne konkreten Bezug zur Realität. Demgemäss erscheinen seine Annahmen, dass „each party to an exchange seeks the greatest possible satisfaction of his wants“ (Walras, 1954, S. 143) unproblematisch, so sie nur darauf abzielen, die Lösung eines technischen Problems zu ermöglichen, um von den individuellen oder aggregierten Nachfragekurven den Gleichgewichtspreis mathematisch abzuleiten. Selbstverständlich bietet das technische Optimierungsproblem des Allgemeinen Gleichgewichts keinerlei Platz für menschliche Freiheit. Die einzelnen Nutzenfunktionen und die Wahlfreiheit der Individuen sind determiniert, das optimale Ergebnis der Theorie ist ein rein technisch-mathematisches Optimierungsproblem, das jede Rechenmaschine lösen kann. Doch gelingt es ihm

privater Nutzenmaximierung, sondern „ihr ethisches Kriterium ist vielmehr die *soziale Gesamtmaximierung* im Hinblick auf das Wohl aller.“ (Ulrich, 1998, S. 179) Was den Einfluss dieser ethischen Konzeption auf das ökonomische Denken betrifft, dazu siehe: Kirchgässner, Gebhard (1997). „Utilitarismus und ökonomische Theoriebildung: Einige Bemerkungen“, Diskussionspapier Nr. 9702, Universität St. Gallen als auch Ulrich, 1998, Kapitel 5.2. Den englischen Utilitarismus als Produkt des 18. Jahrhunderts, der sich hervorragend in das Konzept des materialistischen Rationalismus und dem damit verbundenen Liberalismus einfügte, erfahren wir bei Schumpeter (1954/94, S. 407-411).

³⁷ Diese Kritik Veblens an der hedonistischen Annahme der Natur des Menschen richtete sich an die traditionelle Neoklassik, jedoch insbesondere an die *Austrian School of Economics*. Trotzdem trifft es auch die menschliche Konzeption innerhalb der Wissenschaft bei Walras, da der Mensch jenseits der Trennlinie seine Alternativen monetär bewerten und entsprechend dem erwarteten Nutzen reihen muss. Diesseits der Trennlinie sind seine Präferenzen fixiert, vollständig abgebildet und in der Tat bedarf es nur noch deren computerisierter Verarbeitung, um zum Allgemeinen Gleichgewicht zu gelangen. Dass in der neoklassischen Theorie der Mensch bloß statisch abgebildet ist, es kein davor und danach gibt, erscheint als einer ihrer zentralen Schwachpunkte, so sie Relevanz beansprucht. Für eine ähnliche Kritik an der Neoklassik siehe auch Frank H. Knight in e-B.

dadurch zu einer Erklärung für die Kohärenz des Marktsystems zu gelangen, denn

„production in a market ruled by free competition is an operation by which services can be combined and converted into products of such a nature and in such quantities as will give the greatest possible satisfaction of wants within the limits of the double condition, that each service and each product have only one price in the market, namely the price at which the quantity supplied equals the quantity demanded, and that the selling price of the products be equal to the cost of the services employed in making them.“ (Walras, 1954, S. 255)

Dies stellt nichts anderes als die in Worte gefasste Lösung eines mathematischen Optimierungsproblems dar. Doch das Ergebnis ist wenig überraschend, da das deduktive, gänzlich deterministische System das optimale Ergebnis, *i.e.*, die optimale Allokation knapper Ressourcen bei gegebenen Nutzenfunktionen, schon zu Beginn der Untersuchung beinhaltet hatte und folglich eine Tautologie darstellt.

Begreifen wir dieses Modell tautologisch, so wäre der mögliche Einwand, dass im Gegensatz zum einigermaßen statischen Untersuchungsgegenstand der Naturwissenschaften das unvorhersehbare Verhalten des Menschen im Zentrum ökonomischer Untersuchungen steht, entkräftet. Um auf diese Analogie aus den Naturwissenschaften zu verweisen, finden wir beispielsweise auch in der Physik bestimmte Störfaktoren vor, die vom theoretischen Ideal mehr oder weniger abweichen und von denen in der Untersuchung zunächst einmal abgesehen werden muss. Doch lässt sich diese Analogie nicht ohne weiteres auf die Sozialwissenschaften anwenden. Im Bereich der Politischen Ökonomie sind die zu beobachtbaren Phänomene auf die Handlungen menschlicher Subjekte zurückzuführen und hier kann im Gegensatz zu den störenden Einflussfaktoren in den Naturwissenschaften eine Regelmäßigkeit des menschlichen Handelns nicht ohne Vorbehalte postuliert werden. Der menschliche Wille würde sich jeder wissenschaftlichen Analyse entziehen, wie Walras in seiner zu Beginn ausgeführten Abgrenzung richtigerweise festgehalten hatte. Und doch taucht er auf individueller Ebene auch am Ausgangspunkt des Allgemeinen Gleichgewichtssystems auf, da es das individuelle menschliche Handeln ist, auf dem der Marktmechanismus beruht und aus dem Preise resultieren. Doch für ein abstraktes, realitätsfernes Modell, das nicht vorgibt empirische Zusammenhänge adäquat zu beschreiben, kann ein solches Vorgehen durchaus als legitim aufgefasst werden, wenngleich darin ein ungeheures Problempotential begründet liegt, sobald der Anspruch erhoben wird, das Modell könne gesellschaftlich relevante Aussagen treffen.

Welche Verknüpfungen der Verhaltensannahmen auf moralischer und wissenschaftlicher Ebene sind nunmehr möglich, so Walras gerade durch seinen

von den Klassikern unterschiedenen Ausgangspunkt ein Problemfeld zwischen Wissenschaft und Ethik eröffnet, andererseits jedoch keine vollkommene Lösung wissenschaftlicher Reflexionen anstrebt. Indem er den Menschen in das Zentrum seiner Betrachtungen rückt, ihn im Sinne der Aufklärung als vernünftig und rational fasst und uns in seiner Theorie vorführen will, dass die wirtschaftlichen Beziehungen keine Naturverhältnisse darstellen, sondern von eigenverantwortlichen Menschen in freier Wahl geschaffen und gewählt wurden,³⁸ muss er, um zu einer Erklärung für die Wahl der Ketten bei gleichzeitiger Wahrung der Freiheit des Menschen zu gelangen, zeigen, dass sich die Menschen die Ketten freiwillig anlegen. Die Unterordnung unter das System des freien Marktes erfolgt aus dem freien Willen heraus und aus rational nachvollziehbaren Gründen, die in der Überlegenheit des Ergebnisses, das der freie Markt für alle liefert, liegen. Dies impliziert gleichzeitig, dass die menschliche Freiheit auf die Anlegung der Ketten beschränkt ist. Die Menschen können, so sie das optimale Ergebnis anstreben, nur jenes System wählen, das ihnen den größtmöglichen Nutzen verspricht. In dieser Konzeption der Wahl der Ketten versucht er zwischen dem Widerspruch von Freiheit und Determiniertheit zu vermitteln. In seiner Argumentation in der Tradition der Gesellschaftsvertragstheoretiker will uns Walras deutlich machen, dass es ihm nicht um die geschichtliche Entwicklung bzw. die Genese des Marktsystems gehe. Er begnügt sich damit, einen fiktiven Urzustand zu unterstellen, der nicht notwendigerweise jemals existiert haben müsse, jedoch dadurch charakterisiert ist, dass

„die Natur jedem das Recht auf alles gegeben hat. Daraus ersieht man auch, dass im Naturzustande der *Nutzen* der Maßstab des Rechtes ist.“ (Hobbes, 1994, S. 82f, meine Hervorhebung, M.K.)

Anhand des Kriteriums des Nutzens wird der aufgeklärte Mensch die Ketten jenes Organisationssystems wählen, das ihm den maximalen Nutzen verspricht. Ob der Mensch nun von Natur aus einen Willen zum Guten habe, wie Rousseau behauptet, oder man vom höchsten Übel ausgehen müsse, wenngleich dies bei Hobbes nicht automatisch impliziert, dass der Mensch von Natur aus böse sei,³⁹ ist für Walras nicht von Interesse. Ihn interessiert, warum die Menschen diese Fesseln, in denen sie im ausgehenden 19. Jahrhundert offensichtlich liegen, anlegen bzw. angelegt haben. Und so begnügt er sich mittels der Verknüpfung

³⁸ In diesem Punkt orientiert sich Walras' Theorie konzeptionell an Rousseaus „Vom Gesellschaftsvertrag“, der diese Ordnung ebenso sieht: „Aber die gesellschaftliche Ordnung ist ein geheiligtes Recht, das allen anderen zur Grundlage dient. Trotzdem stammt dieses Recht nicht von der Natur; es beruht also auf Vereinbarungen.“ (Rousseaus, 1983, S. 6)

³⁹ Die Bosheit ergibt sich bei Hobbes bloß aus einem Mangel an Vernunft. Wenngleich Hobbes unter Vernunft all das subsumiert, was der Erhaltung des Lebens dienlich ist. Daraus lässt sich schließen, dass im Naturzustand bei Hobbes auch der „Gute“ Misstrauen hegen muss, um sich gegen die „Bösen“ zu verteidigen.

von wissenschaftlicher und ethischer Ebene darzustellen, dass die Menschen, so sie wählen könnten, sich aufgrund des überlegenen Ergebnisses für das System der freien Marktwirtschaft entscheiden würden. Denn dies muss gemäß Walras' Logik aufgrund des *status quo* theoretisch der Fall gewesen sein. Dieser Fragestellung werden wir uns in den nächsten Kapiteln ausführlich zuwenden und insbesondere der Frage nachgehen, ob nicht in der Forderung nach gesellschaftlicher Relevanz seiner wissenschaftlichen Reflexionen ein zirkuläres Modell begründet wird, das, indem es eine Modellierung als technisches Problem erfährt, die gesellschaftlichen Aspekte gänzlich ausblendet.

§ 1 (7) Das freie Marktsystem und seine Überlegenheit

War Walras zu Beginn seiner Untersuchungen davon ausgegangen, dass gerade die Ebene der gesamtgesellschaftlichen Verfassung eine moralische Frage und somit gänzlich undeterminiert sei, so wird sein weiteres Vorgehen in Kapitel 22 seiner *Éléments* problematisch, da er die zuvor deutlich abgegrenzten Sphären nunmehr als einander gegenseitig bedingend ausweisen wird. Hatte Walras zunächst für seine wissenschaftliche Untersuchungen die Annahmen der freien Konkurrenz als Hypothese bzw. *datum* für die mathematische Formulierung seiner Allgemeinen Gleichgewichtstheorie eingeführt, und kam er in seiner Theorie zu dem Schluss, dass eben diese Organisationsform die optimale Allokation der Ressourcen ermögliche, so argumentiert er daraus ableitend, dass die vorerst hypothetische Organisationsform der freien Konkurrenz ihn zur unumstößlichen Regel der Freiheit des Tausches und der Produktion geführt habe. Sie führe zu einem überlegenen Ergebnis, denn

„diese Freiheit verschafft in gewissen Grenzen ein Maximum von Nützlichkeit; die Umstände, welche sie beschränken, stehen also jenem Maximum entgegen.“ (Walras, 1972, S. 62)

Zunächst hatte Walras ja in seiner Theorie von den störenden Einflussfaktoren abgesehen, um zu einem überlegenen Ergebnis im Hinblick auf den maximalen Nutzen zu gelangen, nun schließt er, dass gerade diese Beschränkungen, die wir in der Realität vorfinden, beseitigt werden müssten, um zum größten Nutzen der größten Zahl zu gelangen. An dieser Stelle vollzieht Walras den Schritt zurück in die Sphäre der Moralwissenschaft - der gesamtgesellschaftlichen Ebene -, die er zuvor von seinen wissenschaftlichen Untersuchungen deutlich abgegrenzt hatte. Was bedeutet dieses Vorgehen jedoch für die gesamtgesellschaftliche Ebene, wenn Walras die Auffassung vertritt, dass, nachdem er den Beweis für die Überlegenheit der freien Konkurrenz geliefert hat, dieser Grundsatz somit

wissenschaftlich festgestellt⁴⁰ ist, er in der Folge auch angewandt werden müsse. Denn er schreibt am Ende seiner „Mathematischen Theorie der Preisbestimmung der Wirtschaftlichen Güter“, wo er zuvor einen Vergleich mit den Naturwissenschaften anführt:

„Warum sollten man nicht in gleicher Weise die Beschreibung der Welt der wirtschaftlichen Phänomene, gestützt auf den Grundsatz der freien Konkurrenz für wahr annehmen? Es steht also nichts im Wege, dass man nun den Beweis des Systems bei Seite lässt, da er geführt ist, und man aus demselben nur die Behauptungen festhält, um sie bei dem Studium der Fragen der angewandten Volkswirtschaftslehre oder der praktischen Volkswirtschaft zu nutzen.“ (Walras, 1972, S. 93f)

Wird durch die Aussage, dass „hence free competition becomes a principle or a rule of practical significance“ (Walras, 1954, S. 255) die wissenschaftlich erörterte Überlegenheit des Systems der freien Marktwirtschaft nicht zum Appellativ an die gesamtgesellschaftliche Ebene, gerade diese Gesellschaftsstrukturen in der Realität auszubilden? Erscheint nicht der von Walras beschrittene Weg der Rückkehr in die Sphäre der Realität und somit auf die gesamtgesellschaftliche Ebene nach der abgeschlossen wissenschaftlichen Beweisführung problematisch, so er nunmehr die in diesem Bereich gefundenen „reinen Wahrheiten“ auch anwenden will?

„To be sure, the scholar has the right to pursue pure science for its own sake, just as the geometer has the right [...] to study the most singular properties of geometric figures, however fantastic, if he finds that they excite his curiosity. We shall see however, that the truths of pure economics yield solutions of very important problems of applied economics and social economics, which are very controversial and very little understood.“ (Walras, 1954, S. 71f)

Mit diesem Vorgehen hebt Walras sein technisches Modell, welches ja zunächst einen Idealtyp und keinen Versuch darstellte, die Realität zu beschreiben, aufgrund des überlegen Ergebnisses auf die Sphäre der Ethik, damit es tatsächlich in der „Realität“ relevant wird. Diese wissenschaftliche Ableitung ethischer Normen impliziert, dass Walras den Bereich der Wissenschaft nunmehr auf jene wahre Sphäre des freien menschlichen Willens hebt, i.e., der Ethik. Dabei hatte er zu Beginn dargelegt, dass die Wissenschaft vom menschlichen Willen gänzlich unberührt bliebe, da sie Naturgesetze ergründe und „we have never attempted to predict decisions made under conditions of perfect freedom“ (Walras, 1954, S. 256), was aufgrund des Determinismus des technisch-mathematischen

⁴⁰ Walras hatte seinen Vorgängern vorgeworfen, das Prinzip des *laissez-faire* zu propagieren ohne einen wissenschaftlichen Nachweis darüber geliefert zu haben. Nachdem er diesen Nachweis zu liefern geglaubt hat, erliegt er der Illusion, dass er sich in der Frage der Ausgestaltung der Gesellschaft nunmehr auf den wissenschaftlichen Nachweis berufen könne, da die Theorie aufgrund ihres Resultates zu bewerten sei.

Systems auch nicht möglich ist. Mit diesem Kunstgriff macht er den freien Markt zum wissenschaftlich legitimierten überlegenen Ordnungssystem, da

„[...] the equations we have developed do show freedom of production to be the superior general rule. Freedom procures within certain limits, the *maximum of utility*.“ (Walras, 1954, S. 256, meine Hervorhebung, M.K.)

Indem Walras die zuvor deutlich abgegrenzte Sphäre der Ethik durch die Wissenschaft inhaltlich auffüllt, weist er auch die gesamtgesellschaftliche Ebene freier und selbstbestimmter Menschen als deterministisch aus. Obgleich er meint, Normen für die gesamtgesellschaftliche Ordnung wissenschaftlich ableiten zu können, da sie innerhalb des Marktbereichs zum überlegenen Ergebnis führen und innerhalb bestimmter Grenzen den *größtmöglichen Nutzen* ermöglichen, bleibt trotzdem die Frage offen, weshalb wir diesen „Beweis“ als ethische Notwendigkeit oder Überlegenheit gegenüber anderen ethischen Überlegungen akzeptieren sollten, so sich gerade diese Ebene als jene der freien und unbestimmten Wahl auszeichnet. Denn das Paradoxon in Walras' Vorgehen liegt gerade darin begründet, dass er vorgibt mittels der wissenschaftlichen Ableitung ethischer Normen die Moralsphäre zu rationalisieren, was für ihn keinen Widerspruch zur freien Wahl auf ethischer Ebene darzustellen scheint, da die Gesellschaft nunmehr in Kenntnis der Gesetze der Ökonomie ihre moralischen Entscheidungen nicht mehr „willkürlich“ treffen muss. Dabei übersieht er, dass jedoch mit diesem Schritt aufgrund des technisch-deterministischen Modells jeglicher gesellschaftliche Aspekt gänzlich verloren geht. Denn zu Beginn seiner Untersuchungen hatte Walras Marktbeziehungen auf das Gleichgewichtsmodell und damit auf ein technisches Optimierungsproblem reduziert. Dadurch untergräbt er die Frage nach der Gesellschaftsordnung als eine ethische bzw. politische Frage, denn diese kann in einem deterministischen, institutionen-unabhängigen Modell nicht mehr gestellt werden. Zurecht kann man daran die Frage anknüpfen, ob nicht das technische Modell des Allgemeinen Gleichgewichts ebenso auf eine kollektive Wirtschaftsverfassung übertragbar wäre, so wir davon ausgehen können, dass irgendwelche Bedürfnisse unter knappen Ressourcen in jeder Gesellschaftsform befriedigt werden müssten und das technische Modell dafür einzig die Allokation der Ressourcen entsprechend des Grenzprodukts gewährleiste. Ein Einwand, der in unserer Untersuchung innerhalb *e-B* thematisiert werden wird, und auf den wir an dieser Stelle nur hinweisen wollen.

§ 1 (8) Die scheinbar doppelte ethische Kategorie des Allgemeinen Gleichgewichts

Im Kapitel „Elements and Mechanism of Production“ seiner *Eléments* kehrt Walras nach Aufstellung seiner Allgemeinen Gleichgewichtstheorie auf das Verhältnis zur Moraltheorie implizit zurück. Er will uns zeigen, dass das

System des *laissez-faire* nicht nur zu einem gesamtgesellschaftlichen Optimum führe, sondern das Allgemeine Gleichgewichtsmodell, wenngleich es uns keine Antwort auf das Verteilungsproblem liefert, da dieses ein ethisches Problem darstellt, doch zum geeigneten *Modell* für die Lösung dieser Frage wird. Dabei zeigt uns Walras anhand seiner Allgemeinen Gleichgewichtstheorie, dass zwar der Gleichgewichtszustand ein idealer sei, in der Realität bei Vorherrschen vollkommener Konkurrenz die Preise jedoch in Richtung des Gleichgewichts tendieren.⁴¹ Dadurch ergibt sich, dass bei vollkommener Konkurrenz, wenn der Verkaufspreis eines Produktes die Herstellungskosten desselben übersteigt, neue Unternehmen aufgrund der zu erzielenden „exzessiven“ Profite in die Branche eintreten werden. Dies führt zu einer Erhöhung des Outputs und folglich einer Senkung des Preises. Dadurch reduziert sich die ursprüngliche Differenz zwischen Preis und Kosten und die zuvor verdienten Profite. Gegensätzlich verhält es sich im Allgemeinen Gleichgewichtsmodell wenn aufgrund eines zu niedrigen Verkaufspreises ein Verlust entsteht. Anhand dieses Beispiels erfahren wir die Verknüpfung zwischen „applied“ und „social economics“. Einerseits ist der Unternehmer in seinen Handlungen bestimmt von der Vermeidung von Verlust und der Erzielung von Gewinn. Jedoch wird der Marktmechanismus in seiner Tendenz zum Allgemeinen Gleichgewicht zum Regulativ, denn in solch einem Zustand

„les entrepreneurs ne font ni bénéfice ni perte.“ (Walras, 1954, S. 225)

Daraus ergibt sich, dass auch die Unternehmen ihren Unterhalt nicht aus den Gewinnen bestreiten, sondern als Grundbesitzer, Arbeiter oder Kapitalisten ihr Einkommen erzielen. Entsprechend dieser Konzeption können wir zwar *a priori* auf dieser „technischen“ Ebene keine Aussage darüber treffen, ob das Marktsystem wünschenswert sei, denn

„our description of free competition [...] leaves the question of justice entirely to one side, since our sole object has been to show how a certain distribution of services gives rise to a certain distribution of products. The question of the [original] distribution of services remains open, however.“ (Walras, 1954, S. 257)

So jedoch die Frage der Verteilung der Ressourcen auf ethischer Ebene geklärt ist und wir ein moralisch/gerechtes Ergebnis zum Ausgangspunkt der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie heranziehen können, ist durch das Modell zumindest sichergestellt, dass die gegebene Einkommensverteilung nicht in Richtung

⁴¹ Dies ist als Analogie zu den Naturwissenschaften, vor allem Newtons Gravitationsgesetz, zu sehen. Im Gegensatz zu Adam Smith wird jedoch in der neoklassischen Theorie die Annahme des Gleichgewichts als der Gravitationspunkt, wohin alle Preise tendieren - eine fälschliche Analogie Smiths, da Newton davon ausgegangen war, dass die Kräfte in unterschiedliche Richtungen aufeinander wirken - durch die Annahme des Gleichgewichts als eine Abfolge temporär markträumender Preise ersetzt (siehe dazu: Mirowski, 1986).

größerer „Ungerechtigkeit“ tendiert. Damit hebt Walras den Unterschied zwischen materiellen und moralischen Erwägungen auf dieser Ebene auf, denn seine Allgemeine Gleichgewichtstheorie berücksichtigt beide Bereiche in ihrer Entlohnung entsprechend des Grenzproduktes der Produktionsfaktoren. Das Modell schafft zwar *per se* keine Gerechtigkeit, doch gewährleistet es selbige, so sein Ausgangspunkt irgendwann ein „gerechter“ genannt werden kann. Indem Walras seine Theorie auf das utilitaristische Kalkül aufbaut, die Handlungen des Menschen als ökonomisch determiniert sieht und das System der freien Marktwirtschaft anhand des Nutzenkriteriums als überlegen ausweist, wird auch die ideell/moralische Komponente des Menschen von der Wissenschaft inhaltlich aufgefüllt. Der freie Markt ist im Sinne des Utilitarismus deshalb moralisch, weil er nicht nur den größten individuellen Nutzen ermöglicht, sondern gleichsam auf das größte Wohl der größten Zahl abzielt. Er gewährleistet eine „gerechte“ Verteilung entsprechend des Grenzprodukts (*i.e.*, er schafft keine weiteren Ungerechtigkeiten) und wird zum Korrektiv, das in seiner Tendenz zum Gleichgewicht Abweichungen und damit die Tendenz zu weiteren Ungerechtigkeiten bereinigt. Darüber hinaus vollzieht Walras die Verbindung der ökonomischen Seite des Menschen mit einer Aura von Rationalität, indem er mit seiner Theorie den Anspruch auf universale Geltung erhebt. Gemäß den Postulaten der Aufklärung, auf die er sich in seinen Annahmen bezieht, wird der ökonomisch handelnde Mensch, der bestrebt ist seinen Nutzen zu maximieren, gleichsam zum Sinnbild der Rationalität. Folglich war es

„fast unmöglich, der fälschlichen Schlussfolgerung zu entgehen, dass, da der „ökonomische“ Mensch der „reale“ Mensch war, somit auch das ökonomische System die „reale“ Gesellschaft darstelle.“ (Polanyi, 1979, S.141f.)

Interessant ist jedoch, dass Walras diese Beweisführung auf die Marktsphäre einschränkt, so er auch gleich zu Beginn die Allgemeine Gleichgewichtstheorie auf den Bereich des *laissez-faire* reduziert und er in jenen Bereichen, in denen marktwirtschaftliche Arrangements nicht zum erwünschten Ergebnis führen, unterschiedliche ethische Überlegungen zulässt. Denn nachdem er die Überlegenheit des *laissez-faire* wissenschaftlich nachgewiesen hat, sei es notwendig

„to distinguish immediately between the cases to which the principle applies and those to which it does not apply.“ (Walras, 1954, S. 256)

Dabei kommt Walras abermals auf seine zu Beginn getroffene Unterscheidung zwischen individuellen und sozialen (gesamtgesellschaftlichen) Bedürfnissen zu sprechen. Hatte er innerhalb der Sphäre der reinen Theorie als wissenschaftliche Annahme „the individual consumer's appreciation of the utility of final products and services“ (Walras, 1954, S. 257) unterstellt, so meint er, dass diese An-

nahme für die Produktion von Gütern für die *private* Nachfrage unproblematisch sei, während hingegen

„the principle of free competition [...] is not applicable to the production of things where public interest is involved.“ (Walras, 1954, S. 257)

Er räumt damit ein, dass sein Modell nicht auf alle Ebenen ökonomischer Beziehungen anwendbar sei. Es sei zwar zulässig, das Modell auf privater Ebene - und damit Annahmen, wie die Menschen sich zu verhalten hätten - auf die moralische Sphäre zu übertragen, während hingegen es nicht zulässig sei „[to] extend it [laissez-faire, laissez-passer, M.K.] to the completely extraneous question of property“ (Walras, 1954, S. 257), was nunmehr die Frage der gesamtgesellschaftlichen Verfassung deutlich abhebt. Er identifiziert einen bestimmten, eng definierten Bereich, innerhalb dessen das System der freien Marktwirtschaft nicht den „größten Nutzen der größten Zahl“ liefern dürfte, indem er als Beispiele dafür ein natürliches Monopol oder öffentliche Güter (vgl. Walras, 1954, S. 257 u. 438) anführt, doch ändert dies nichts an seinem auf die ethische Ebene übertragenen wissenschaftlichen Determinismus. Denn in der Frage der Auswahl des „adäquaten“ Wirtschaftssystems kommt der Wissenschaft die entscheidende Rolle zu.

„Free competition is not the only possible system of economic organization; there are other systems like those of public regulation, price fixing, special privileges, monopolies, etc. In order to make a choice between free competition and the other systems [...] we must consider the effects of the other systems as well. [...] [We] still have to inquire into the natural and necessary consequences of various possible types of social organization“ (Walras, 1954, S. 431)

wodurch die Logik der Wahl der „wünschenswerten“ Wirtschaftsordnung bereits in der wissenschaftlichen Effizienzategorie begründet liegt. Die Wahl ist somit bereits vorab innerhalb des wissenschaftlichen Systems determiniert. Die Entscheidung folgt auch auf ethischer Ebene der Mechanik eines technischen Optimierungsmodells. Denn ebenso den Bereich der öffentlichen Güter gilt es wissenschaftlich zu untersuchen, damit für diese Fragen die Wissenschaft die in der Realität zu verfolgenden Lösungen liefert.

§ 1 (9) Wissenschaftlicher Determinismus auf ethischer Ebene. Die Negation der Freiheit

An dieser Stelle werden wir genauer untersuchen, welche Implikation die von Walras vorgenommene Zusammenführung von wissenschaftlicher und gesamtgesellschaftlicher Ebene mit sich bringt. Wenn wir uns die zu Beginn vorangestellte Dreiteilung zwischen reiner, angewandter und sozialer Politischer Ökonomie vergegenwärtigen, so ist ersichtlich, dass Walras mittels der „économie politique pure“ versuchte, eine Norm für die Gesellschaft wissenschaftlich

abzuleiten. Wenngleich sich das ausgehende 19. Jahrhundert gerade durch seinen Optimismus im Glauben an eine nach menschlichem Wunsch und Willen geformte Gesellschaft auszeichnete, so hat uns doch die Geschichte bitter gelehrt, dass die großartigen wissenschaftlichen Erkenntnisse und Versprechungen keineswegs in einem vom Fortschritt herbeigeführten paradiesischen Endzustand der menschlichen Geschichte zu einem Ende kamen, sondern vielmehr in grausamen Diktaturen und einem wahrhaft menschenunwürdigen Zeitalter mündeten. Deshalb wollen wir die Widersprüche, die in einem solchen Ansatz der unscharfen Trennung von Wissenschaft und Ethik begründet liegen, deutlich hervorheben.⁴²

Werfen wir einen Blick auf den Bereich der reinen Theorie, so müssen wir erkennen, dass, stünde diese völlig isoliert für sich selbst, sie tatsächlich kaum mehr als reine Neugierde wäre, wie Walras ja zu Beginn vorgibt. Sie bliebe ohne Bezug zur Moralsphäre oder Technik reine Hypothese, denn die Schlussfolgerungen, die daraus ableitbar wären, hätten keine konkrete Bedeutung für die Ausgestaltung gesamtgesellschaftlicher Strukturen. Sie könnten bestenfalls gleichberechtigt in den ethischen Diskurs aufgenommen werden, wenngleich wir es mit einem höchst idealistischen technischen Optimierungssystem zu tun haben, dessen praktischer Wert für den ethischen Diskurs fragwürdig bleibt. Walras war sich schon zu Beginn seiner Arbeit dieses Problems bewusst, hoffte jedoch, dass die Wahrheit der reinen Theorie auch Lösungen für die wichtigen Probleme der angewandten und reinen Ökonomie finden werde⁴³ (siehe Walras, 1954, S. 72). Er will uns in seiner reinen Theorie, die noch immer bloße Hypothese ist, zeigen, dass die freie Marktwirtschaft ein überlegenes Ergebnis liefere. Der entscheidende Schritt ist nun, dass, wenn sich die Menschen an seine „wissenschaftliche“ Norm hielten, gleichsam seine Theorie Relevanz erlange. Die Möglichkeit der Relevanz ist eben nur durch eine Erhebung auf die Ebene der Ethik möglich. Dadurch bleibt die reine Theorie nicht nur bloße Hypothese, sondern sie liefert uns ab diesem Punkt eine Anleitung zur Ausgestaltung gesamtgesellschaftlicher Strukturen sowie eine individuelle „Handlungsanleitung“, um diese Strukturen zu ermöglichen. Sie gibt sowohl die Norm vor, wie gesellschaftliches Zusammenleben zu funktionieren habe, d.h. dass sich die Menschen dem Funktionsmechanismus Markt unterzuordnen hätten, als auch, wie diese Unterordnung zu erfolgen habe. Da jedoch die walrasianische Vorstellung der Gesellschaft eine nach menschlichem Wunsch und Willen geformte war, musste er den wissenschaftlichen Determinismus auf ethischer

⁴² Es sei an dieser Stelle auch auf die Position Frank H. Knights innerhalb *e*-Bs verwiesen.

⁴³ Eine Vorstellung, die auch in *e*-C wiederkehren wird, gerade jedoch den Anspruch auf eine wertfreie, rein objektive Sphäre der ökonomischen Wissenschaft überaus problematisch erscheinen lässt.

Ebene umhüllen, um der freien Wahl auf gesellschaftlicher Ebene nicht allzu offensichtlich zu widersprechen und uns vorführen, dass der Mensch sich diesem äußeren Zwang aus „freien“ Stücken unterwirft. Hier gelangen wir zu Rousseau zurück und finden eine Erklärung für die Ketten in denen die Menschen offenbar liegen. Es gibt keinen äußeren Zwang, denn es bleibt dem menschlichen Willen überlassen ob er die Ketten des institutionellen Arrangements anlegt, doch legt uns die Wissenschaft aufgrund des überlegenen Ergebnisses nahe, dass wir sie anlegen *sollten*. Zumal er zu Beginn bestimmte Annahmen über den Menschen getroffen hatte, die nicht nur die reine Theorie betrafen und unterstellte, dass der Mensch auf gesellschaftlicher Ebene stets das „Bessere“ im Auge habe,⁴⁴ wird sich das aufgeklärte Individuum für das System der freien Marktwirtschaft entscheiden. Die Wissenschaft wird uns letztendlich eine Erklärung und Apologie für den *status quo* liefern, der zu Beginn als hypothetische Annahme in die Theoriebildung eingeflossen war. Und obgleich Walras vorgab, mit seiner reinen Theorie nicht die „Realität“ beschreiben zu wollen, so liefert er doch mit diesem Schritt eine „wissenschaftliche“ Erklärung und Legitimation für die ungeheure Expansion der Sphäre des freien Marktes im 19. Jahrhundert - ein Zeitpunkt, zu dem der Höhepunkt des Marktzeitalters jedoch bereits überschritten war (vgl. Polanyi, 1944/95).

§ 1 (10) Implikationen eines geschlossenen Systems auf individueller Ebene

Seine mathematische Theorie der reinen Volkswirtschaftslehre ist als tautologisch, logisch-deduktives Modell in sich vollständig geschlossen, doch dies setzt die Vorstellung eines technischen Systems voraus. Der freie Markt ist auf theoretischer Ebene deshalb das überlegene Ordnungssystem, weil er innerhalb bestimmter Grenzen den größtmöglichen Nutzen ermöglicht. Gehen wir davon aus, dass die Menschen „vernünftigerweise“ den maximalen Nutzen wollen, so müssen sie sich, wenn das wissenschaftliche Modell tatsächlich in der Moralsphäre Relevanz erlangen soll, die Fesseln der freien Marktwirtschaft anlegen, denn nur sie versprechen das optimale Ergebnis. Und dieses optimale Ergebnis kann wiederum nur aufgrund der Nutzenmaximierung zustande kommen. In dieser Geschlossenheit kann man entweder die Stärke des neoklassischen Theoriegebäudes sehen oder einen infiniten Regress. Der preisbildende Mechanismus des Marktsystems kann nur dann als überlegener Vorteil geltend gemacht werden, wenn Walras in seiner Theorie von nutzenmaximierenden Akteuren ausgeht. Gingen wir von dieser Annahme ab, wäre das Ergebnis nicht

⁴⁴ „[...] and generally in all matters pertaining to social organization, man has the choice between better and worse and tends more and more to choose the better part“ (Walras, 1954, S. 55)

mehr als überlegen einzustufen. Dies hat Walras in seiner Allgemeinen Gleichgewichtstheorie nicht weiter untersucht. Es war ihm vorerst auch gleichgültig, welche Natur der Mensch habe, ob seine Theorie der Realität entspreche. Die Nutzenmaximierung⁴⁵ liegt für Walras keineswegs in der Natur des Menschen, jedoch muss er sie anwenden, so er sich für das überlegene Ergebnis entscheidet. An dieser Stelle kommt die Einseitigkeit und Eindimensionalität seines Theoriegebäudes zum Ausdruck, wenn es Walras auf die gesellschaftliche Ebene überträgt, es folglich um

„die Darlegung des Einklanges dieser Wirkungen mit dem allgemeinen Besten und folglich die genaue Aufzählung der Anwendungen des Grundsatzes der freien Konkurrenz auf die Landwirtschaft, die Gewerbe, den Handel und den Kredit“ (Walras, 1972, S. 1)

geht. War zu Beginn seiner Theorie die Annahme der Nutzenmaximierung der Akteure bloße Hypothese, wird sie jetzt zur ungeschriebenen Regel. Indem er in seiner Theorie vom optimalen Resultat des marktwirtschaftlichen Mechanismus ausgeht, wird dieses Resultat zum Diktat. Wählte Walras die hypothetischen Annahmen (insbesondere die Figur des *homo oeconomicus*) zu Beginn seiner Untersuchungen, um zu einer Erklärung für die Kohärenz des Marktsystems zu gelangen und lieferte er uns zunächst keine Beschreibung der menschlichen Realität (der *homo oeconomicus* fungierte keineswegs als adäquates Verhaltensmodell menschlicher Verhältnisse), so wird er vielmehr durch die Elevation des technischen Modells auf die Moralsphäre zu jenem Verhaltensmodell, das es anzustreben gilt, wenn die Menschen sich für das Marktsystem und damit einhergehend für den maximalen individuellen als auch gesamtgesellschaftlichen Nutzen entscheiden. Er führt den Menschen ein überlegenes Ergebnis vor und legt ihnen damit nahe, dass sie, um dieses Optimum zu erreichen, sich entsprechend seiner für die wissenschaftliche Analyse getroffenen Annahmen zu verhalten hätten.

„Freedom procures, within certain limits, a maximum of utility; and, since the factors which interfere with freedom are obstacles to the attainment of this maximum, they should, without exception, be eliminated as completely as possible.“ (Walras, 1954, S. 256)

Der Mensch, der nicht nutzenmaximierend handelt, wird zum störenden Hindernis. Erst an dieser Stelle wird der *homo oeconomicus* zur ethischen Norm. Walras überträgt dadurch den (nutzenmaximierenden) Menschen, den er zum Ausgangspunkt der ökonomischen Theorie gemacht hatte, nunmehr als Endpunkt auf die gesellschaftliche Ebene.

⁴⁵ Auch Rousseau (1983, S. 7) schreibt diesbezüglich: „[...] und da alle gleich und frei geboren sind, veräußern sie ihre Freiheit einzig zu ihrem *Nutzen*“ (meine Hervorhebung, M.K.).

§ 1 (11) Das Diktat des Optimums

Die Stärke des neoklassischen Ansatzes liegt sicherlich im Gegensatz zu den Naturalisten in seiner Argumentation, dass er es den Menschen zu wählen anheim stellt, die Ketten des Marktsystems aus freier Entscheidung anzulegen und die gesamtgesellschaftliche Ebene vorerst als eine klar abgegrenzte, moralische Sphäre der freien Wahl würdigt. Führen wir diese Argumentationslinie in Bezug auf die Anwendung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie weiter, wodurch sie den Stellenwert einer Gesellschaftstheorie beansprucht, so müssen wir folgern, dass sämtliche gesellschaftliche Strukturen einzig und allein auf den Willen und die Wünsche der Menschen rückführbar sind. Damit gibt Walras vor, die Frage nach der Kohärenz des Marktsystems gelöst und folglich zwischen objektiven gesellschaftlichen Strukturen und subjektivem menschlichen Handeln vermittelt zu haben, indem er zu zeigen versucht, dass erstere auf letztere rückführbar seien. Allerdings wird die neoklassische Theorie dadurch zu einer äußerst idealistischen und realitätsfernen Gesellschaftstheorie, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse (und somit Rousseaus Frage nach der Ursache für die Wahl der Ketten⁴⁶) im Sinne der Französischen Revolution als vernünftig, freiwillig und (wissenschaftlich) rational erklärt. Walras hat uns demgemäss eine Theorie geliefert, die auf den Postulaten der Aufklärung den Anspruch auf Universalität erhebt. Die Freiheit auf ethischer Ebene in der Wahl des Marktsystems (und dies ist auch die einzige Sphäre, wo von einer solchen in Walras' Gesellschaftstheorie gesprochen werden kann) ist natürlich fiktiv. Der Mensch könnte, so er wollte, die Fesseln, die ihm das Marktsystem auferlegt, abschütteln und sich für ein völlig anderes sozioökonomisches Ordnungssystem entscheiden. Ob diese Freiheit tatsächlich eine solche ist, bleibt fraglich. Somit stellt Walras' Auffassung im Glauben einer besseren Zukunft aufgrund des wirtschaftlichen und technischen Fortschritts, dass gesellschaftliche Strukturen einzig und allein auf dem menschlichen Willen beruhen und die Wirtschaft zur alles dominierenden Kraft werde,⁴⁷ welche die gesellschaftliche Entwicklung determiniere, leite und vorantreibe, ohne Zweifel eine höchst idealistische und einseitige Sichtweise der gesellschaftlichen Entwicklung dar. Hätte Walras seine Analyse des Systems

⁴⁶ Rousseau (1983, S. 5) schreibt im ersten Kapitel „Vom Gesellschaftsvertrag“: „Wie ist dieser Wandel zustande gekommen? Ich weiß es nicht. Was kann ihm Rechtmäßigkeit verleihen? Diese Frage glaube ich beantworten zu können.“ Ebenso schien es Walras in seiner Allgemeinen Gleichgewichtstheorie um die Legitimierung des Systems der freien Marktwirtschaft gegangen zu sein. Die Erklärung des Wandels ist nicht seine Absicht, vielmehr die Rechtfertigung anhand des überlegenen Ergebnisses.

⁴⁷ Hier ergibt sich eine grundsätzliche Parallele zu Karl Marx, der ebenfalls von folgendem ausging: „Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.“ (Marx, 1970b, S. 9)

der freien Marktwirtschaft nicht mit dessen Vorteilhaftigkeit verbunden, sie wäre unvollständig geblieben, denn schon Rousseau war es ein Anliegen, dass

„[...] das, was das Recht zulässt, stets mit dem zu verbinden, was der Vorteil vorschreibt, damit Gerechtigkeit und Nutzen nicht getrennt gefunden werden.“
Rousseau, 1983, S. 5)

In diesem Punkt ergibt sich die zentrale Schwachstelle der neoklassischen Gesellschaftskonzeption. Walras kann die Fesseln des Marktsystems nur dadurch legitimieren, indem er den Beweis führt, dass es den Menschen ein überlegenes Ergebnis im Sinne eines größtmöglichen Nutzens liefere. Die Trennlinie, die er einführt, um den Menschen als Objekt, auf dem er seine Allgemeine Gleichgewichtstheorie aufbaut, wissenschaftlich erfassen zu können, wird bei der Anwendung seiner wissenschaftlichen Erkenntnis, die fortan nicht mehr eine bloße Hypothese darstellt, zum Zwang reduktiver Annahmen. Um zwischen diesen beiden Sphären zu vermitteln und seine Theorie aufrecht zu erhalten, muss sein *homo oeconomicus*, den er für die wissenschaftliche Erklärung der Preistheorie errichtet hatte und dessen Ziel nicht die Voraussage menschlichen Handelns oder menschlicher Entscheidungen war - denn dieser *homo oeconomicus* muss, um die Vorzüge des marktwirtschaftlichen Systems zu verdeutlichen, seiner Nutzenfunktion gehorchen, ist Objekt und nicht Subjekt - einerseits zum Ausgangspunkt seiner Reflexion werden und andererseits das menschliche Handeln so eng gefasst werden, um es mit dem Verhalten in der Preistheorie gleich zu setzen. Es ist gerade dieser *homo oeconomicus*, den Walras zunächst hypothetisch konstruierte, um die marktwirtschaftlichen Strukturen als überlegen auszuweisen, den er nun auf die Realität der Gesellschaft überträgt. Werden wir uns dieser Einschränkung, die uns Walras' wissenschaftliche Beweisführung auferlegt, bewusst, so erscheint uns seine Gesellschaftstheorie der Freiheit, Vernunft und Rationalität als ein Diktat des Optimums. Sie stellt einen auf ethische Ebene übertragenen wissenschaftlichen Determinismus dar und setzt ein spezifisches teleologisches Werturteil auf dieser Ebene absolut. Was uns Walras diesseits seiner hypothetischen Trennlinie als freie Wahl des Menschen bezüglich der Gesellschaftsordnung vorführt, wird zur bloßen Notwendigkeit. Wenn der freie Markt das überlegene Ordnungssystem ist, dann entscheidet sich der *aufgeklärte* Mensch gemäß Walras' Annahmen dafür. Und ist diese Entscheidung erst einmal getroffen, gibt es keinerlei Wahl mehr, denn diese ist im Hinblick auf die Preistheorie bestimmt vom Marktverhalten. Walras muss dann seine Auffassung der menschlichen Freiheit - denn diese zielt ja gerade auf die Wahl des „besseren“ Gesellschaftssystems ab und impliziert, nachdem er das überlegene Ergebnis des *laissez-faire* wissenschaftlich nachgewiesen hat, den Determinismus der Theorie und die Überlegenheit einer wissenschaftlichen Weltansicht - mit seiner in der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie getroffenen Annahmen gleich-

setzen und damit die Autonomie der Moralsphäre beschränken. Auch übersieht er bei der Anwendung seiner Erkenntnisse, dass die Preistheorie den Menschen tatsächlich keine Wahl lässt, denn innerhalb dieses Rahmens gibt es nur ein „sich verhalten“, um den Notwendigkeiten der Preisbildung zu genügen. Somit wird die Vorstellung der freien Wahl sowohl auf gesamtgesellschaftlicher als auch auf individueller Ebene *ad absurdum* geführt. Denn wie kann man von freier Wahl sprechen, wenn die Annahmen uns *a priori* dazu zwingen, die Fesseln des Marktsystems anzulegen und der auf die ethische Ebene übertragene wissenschaftliche Determinismus innerhalb der „*économie politique pure*“ gerade jegliche Unberechenbarkeit *per definitionem* ausschließt? Das ist der Preis, den Walras bezahlen muss, um uns das Marktsystem wissenschaftlich deduziert aus dem optimalen Ergebnis als das überlegene Ordnungsprinzip vorzuführen. Das technische Optimierungsmodell impliziert vorab den Ausschluss von Zufälligkeiten und Beliebigkeiten. Ansonsten müsste sich der Mensch immer noch dazu entschließen können, von der Nutzenmaximierung abzusehen. Er könnte die Verträge, auf denen die Gesellschaft gründet, aufkündigen, obwohl es uns unter diesen Annahmen als „unvernünftig“ erscheint. Selbstverständlich sind dies hypothetische Überlegungen, jedoch erfolgt diese Kritik auf gleicher Ebene wie die walrasianische Idealwelt, die er auf die Realität zu übertragen sucht, um sie dem Ideal schrittweise anzunähern. Indem er aus seiner Beweisführung schließt, dass

[...] the factors which interfere with freedom are obstacles to the attainment of this maximum, they should, without exception, be eliminated as completely as possible“
(Walras, 1954, S. 256)

öffnet er der Ausdehnung der Marktsphäre gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen Tür und Tor. Sein *homo oeconomicus* aus der Preistheorie, der ursprünglich zur Erklärung der Kohärenz des Marktsystems diente, wird dann seine „Entscheidungen“ gemäß dem Diktat des Optimums auch in der Realität der Gesellschaft treffen. Wenn sich die Menschen innerhalb der Sphäre der Ethik für das optimale Ergebnis entschieden haben, muss die menschliche Vernunft mit den von Walras für die reine Theorie getroffenen Annahmen übereinstimmen. Der Mensch muss das „Mehr“ dem „Weniger“ vorziehen, muss seinen Profit und Nutzen maximieren, muss *ex ante* all das wollen was uns das Allgemeine Gleichgewichtsmodell *ex post* als Bestätigung dafür liefert. Doch dies spiegelt Walras' Auffassung im ausgehenden 19. Jahrhundert wider, dass die Wirtschaft die gesellschaftliche Entwicklung trage und die Organisationsform des freien Marktes begann sich in immer weitere Sphären auszubreiten. Er war der Ansicht, dass die gesellschaftlichen Strukturen durch die ökonomischen Notwendigkeiten bestimmt waren. Deshalb gab er sich bei der Anwendung sei-

ner Theorie der Illusion hin, dass das unterstellte menschliche Verhalten⁴⁸ in seiner wissenschaftlichen Erklärung der Kohärenz des Marktsystems, doch den Motiven der menschlichen Wahl zu entsprechen habe, um sich dem erwünschten Ideal anzunähern. Tatsächlich hat dieses fiktive Verhalten, das für die wissenschaftliche Untersuchung unterstellt werden muss, *nichts* mit den wirklichen Motiven der menschlichen Wahl zu tun. Und dass das ökonomische Motiv keineswegs ein gesellschaftlich grundlegendes oder gar dominierendes ist, sollte sich nur wenige Jahrzehnte später mit dem Zusammenbruch der liberalen Wirtschaftssysteme, die zugunsten anderer Ziele „geopfert“ wurden, zeigen.

§ 2 Zusammenfassung und Ausblick auf e-B

Der bisherige Verlauf der Untersuchung hat das Verhältnis von freiem menschlichen Willen, der eine zentrale Herausforderung jeglicher sozialwissenschaftlichen Reflexion darstellt, zu objektiven gesellschaftlichen Strukturen, *i.e.*, in Walras' Fall das Markt- und Preissystem, thematisiert und die von Walras vorgelegte Antwort auf diese Frage kritisch diskutiert. Von Bedeutung ist diesbezüglich zweierlei: einerseits erhoffte sich Walras in einer klaren Herauslösung und Abgrenzung einer reinen Sphäre der ökonomischen Theorie und darin der Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden, diese reine Sphäre der Ökonomie zu „verwissenschaftlichen“ und von ethischen Überlegungen zu befreien, und andererseits führte er mit seinem aufgeklärten Menschenbild die Sphäre der Ethik als jene, den wissenschaftlichen Überlegungen übergeordnete Ebene ein. Es ist dies der bei Walras in Abgrenzung zu den Naturalisten angelegte Versuch den Menschen von den Naturgesetzen zu befreien, um ihn als selbstbestimmt und frei auszuweisen. Er wandte sich aufgrund seiner aufgeklärten Position vehement gegen die Ohnmacht des Menschen gegenüber der Natur und veränderte das Verhältnis des Menschen zur Natur in dem Sinne, als dass die Natur von nun an als vom menschlichen Willen kontrollierbar und beeinflussbar begriffen wurde. Doch so sorgsam er die einzelnen Sphären noch zu Beginn auseinandergelegt hatte, umso irritierender erscheint auf den ersten Blick sein letztendlicher Versuch den Determinismus eines wissenschaftlichen Systems auf die Ebene der Ethik zu heben. Auf den zweiten Blick war dies jedoch bloß die bereits in der Trennung angelegte Notwendigkeit, um dem wissenschaftlichen Modell gesellschaftliche Relevanz zuzuschreiben und im Optimismus des ausgehenden Marktzeitalters die Gesellschaft mit wissenschaftlicher Einsicht, *i.e.*, der Rationalisierung der ethischen Ebene, in Richtung des „Besseren“ zu ge-

⁴⁸ Walras schreibt dazu auch am Beginn seiner *Eléments*, dass „it is only after a study of the will of man that we can tell. For our immediate purpose, such a study would be of secondary interest.“ (Walras, 1954, S. 61)

leiten. Indem er jedoch davon ausging, dass die Menschen über eine natürliche Freiheit verfügten und schließlich aufgrund seiner wissenschaftlichen Untersuchung zu dem Ergebnis kam, angeben zu können, wofür sich die Menschen in diesem fiktiven Urzustand entscheiden *müssen*, wird sein Versuch eine zufriedenstellende Lösung für dieses Problem zu finden, scheitern. Denn die Freiheit der Wahl der Ketten wird damit zur Notwendigkeit. Dass diese Lösung, welche die Marktstrukturen gänzlich als Ausfluss des menschlichen Willens zu begreifen suchte, illusorisch blieb und letztendlich gemeinsam mit der Marktgesellschaft des 19. Jahrhunderts untergehen musste, zeigte die zerstörerische Wirkung der sich frei entfaltenden Marktgesetze auf die *conditio humana* (vgl. Polanyi, 1944/95 zu einer (historischen) Kritik an der Vorstellung sich selbst regulierender Märkte). Dennoch sollte man an dieser Stelle in Erinnerung rufen, dass Walras seine Allgemeine Gleichgewichtstheorie in einer Zeit formulierte, in der die Menschen Zuversicht in die Versprechungen der Moderne hatten. Sie glaubten an die formulierbaren Ziele der menschlichen Entwicklung, die Freiheit, die Rationalität, den Wohlstand durch die Technik, die im 19. Jahrhundert eine ungeheure Entfaltung erfuhr, die Aufklärung und die Menschenrechte. Darauf zielte der Fortschritt⁴⁹ ab und daran sollte das Wirtschaftssystem gemessen werden, in seiner „closer conformity with material well-being and justice.“ (Walras, 1954, S. 55) Die Aufgabe der Wissenschaft war es, ein allgemeines und für alle gültiges Wissen und somit die letzte Wahrheit⁵⁰ der Menschheit zu finden. Walras ist selbst ein „Kind“ dieser Generation und diesen Hintergrund sollte man bei der Kritik der neoklassischen Theorie als Gesellschaftstheorie nicht aus den Augen verlieren, wenngleich dies keineswegs als Legitimation für die inhaltliche Begründung der Moralsphäre angesehen werden kann.

Aufgrund dieser sozialhistorischen Umstände können seine wissenschaftlichen Untersuchungen keineswegs als eine „desinteressierte Sozialwissenschaft“ angesehen werden, denn diese implizierten bereits eine Lösung für das Problem des Pauperismus. Seine Fixierung auf den Fortschritt als Allheilmittel⁵¹

⁴⁹ Auch Walras sieht im Fortschritt eine bessere Zukunft, denn „wenn die Vervielfältigung der Produkte in die Unendlichkeit hinein möglich ist, ist auch ein Fortschritt ohne Ende möglich.“ (Walras, 1972, S. 87)

⁵⁰ Walras steht ganz in dieser Tradition, indem er als Aufgabe der Wissenschaft folgendes darlegt: „Indeed the distinguishing characteristic of a science is the complete indifference to consequences, good or bad, with which it carries on the *pursuit of pure truth*.“ (Walras, 1954, S. 52, meine Hervorhebung, M.K.)

⁵¹ Die ökonomischen Versprechungen des Fortschritts, auf die Walras hoffte, sollen nicht gänzlich abgesprochen werden, denn Schumpeters Darstellung „that the economic promise, which the system of free enterprise held out to *all*, was not an empty one: the standard of living of the masses remained low, but it rose steadily almost all the time; ever-growing numbers were absorbed at increasing real wages [and] the welfare policies of the next period were rendered possible by the developments of

führte Walras zur Schlussfolgerung, dass eine schrittweise Veränderung der gesellschaftlichen Organisation der Garant für das Erreichen des am Ende verwirklichten Idealzustandes sein sollte.

„The improvement and perfecting of our present social state, i.e. the extinction of pauperism, the founding of taxes, and the definitive organization of labour and property, imply the theoretical knowledge of normal economic conditions of an ideal society, and generally, they imply the rational study of all social conditions, civil, political, etc.“ (Walras, 1860a, zitiert nach: Jolink, 1996, S. 30)

Shackle bringt ein solch ambivalentes Verhältnis zwischen theoretischem Ideal und gesellschaftlicher Realität in folgender Aussage auf den Punkt:

„Our discipline seeks to serve two masters. On the one hand it is the scholar's attempt to penetrate the mystery of human nature and human ambitions from one special direction; on the other it is the administrator's means of manipulation of mass reactions.“ (Shackle, 1972, S. 362)

Walras' Vorhaben spiegelt dieses ambivalente Verhältnis wider und kann durchaus als enorm - wenngleich utopisch - angesehen werden. Es schwebte ihm die Idee einer zukünftigen Gesellschaft vor, die auf einer wissenschaftlichen Grundlage organisiert und ausgerichtet in einem idealen Endzustand verwirklicht sein werde. Dieser Optimismus in einer Periode des rapiden Fortschritts führte zu „the tendency to oversimplification and wish thinking“ und dadurch „generated expectations and implied promises impossible of fulfilment.“ (Knight, 1948, S. 290) Denn im Lichte der realen Entwicklungen kann Walras' Versuch der Ergründung gesellschaftlicher „Gesetze“ sowie der Beherrschung der gesellschaftlichen Entwicklung mittels der übertragenen Methoden der Naturwissenschaften und der daraus wissenschaftlich abgeleiteten Legitimation des *status quo* bloß als fatalistisch eingestuft werden. Somit hatte Walras geglaubt, eine wissenschaftliche Apologie für ein Wirtschaftssystem geliefert zu haben, das seinen Höhepunkt mit der Erstveröffentlichung der *Eléments* 1874 bereits überschritten hatte und welches die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts daraufhin in

„one of the deepest crises in man's history“ (Polanyi, 1944/95, S. 4)

stürzen sollte. Die orthodoxe Wirtschaftstheorie wird jedoch noch bis in die 1960er Jahre an der Präzisierung dieses großartigen, selbstgenügsamen ökonomischen Systems - wenngleich nicht ohne Brüche und Kritik - festhalten.

Dass mit einer derartigen Gesellschaftsvorstellung, die sich am Ideal einer effizienten Maschine orientierte, das gesamte Spannungsfeld zwischen Wis-

the first three quarters of the nineteenth century“ (Schumpeter, 1954/94, S. 396) mögen ihre Richtigkeit haben, wenngleich zu hinterfragen bleibt, ob sie tatsächlich einem sich selbst regulierenden Marktsystem oder nicht vielmehr der politischen Regulierung desselben geschuldet sind.

senschaft und Ethik zusammenbrechen musste, da ersterer kein überlegener Platz in letzterer Sphäre zusteht und „the world of economic phenomena is not self-contained and self-sufficient“ (Shackle, 1972, S. 5) wie uns die Allgemeine Gleichgewichtstheorie vorzugeben schien, haben uns die realhistorischen Entwicklungen mit dem 1. Weltkrieg, der ersten Krise des liberalen Denkens, und danach die Weltwirtschaftskrise als auch faschistische Strömungen bitter gelehrt. Dennoch suchte man darauffolgend wieder den Anknüpfungspunkt am (markt)liberalen Gedankengut. So dürfte man vermuten, dass alsbald der wissenschaftliche Determinismus der Ethik, der gleichsam die Kontrolle und Steuerung der Gesellschaft in Richtung des Ideals implizierte, mit dem Untergang des Glaubens an das Ideal Gegenstand der Kritik werden sollte, man sich daran machte, ein anderes Verhältnis zwischen Wissenschaft, Ethik und freiem menschlichen Willen zu modellieren. Dennoch sollte an der Grundvorstellung des letzteren wieder angeknüpft werden und man wird sich der Herausforderung des sozialwissenschaftlichen Problems erneut stellen. Dies führt uns in dieser Untersuchung zu e-B nach der Wasserscheide des 1. Weltkriegs in die 1920er Jahre.

II *e*-B: DER WERTEPLURALISMUS DER 1920/30er JAHRE

Walras' Allgemeine Gleichgewichtstheorie hatten wir stellvertretend für das Marktzeitalter des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufgefasst. Sie sollte auch in ihrer wissenschaftlichen Rigorosität und Abgeschlossenheit bis in die 1960er Jahre weiter wirken, wenngleich vielleicht gerade innerhalb von *e*-B dieses „Große System“ am heftigsten in Frage gestellt wurde und demgemäß die 1920er Jahre durchaus als die Eröffnung des „Age of Turmoil“, welches vorausgehende *e*-A, „the Age of Tranquillity [...] across the great divide of the 1914-18 war“ (Shackle, 1967, S. 289) ablösen sollte. Der Anstoß dafür, dass das große, selbstgenügsame ökonomische Theoriegebäude vorerst einmal zu einem Halt gelangte, dürfte nur aus einem theoretischen - nicht empirischen - Anstoß heraus erklärt werden können, sei es eine interne oder eine externe Krise. Denn solange es möglich war, die Fakten innerhalb des konzeptionellen Rahmens der Theorie einzuordnen, zurechtzuweisen oder gar einzelne Anomalien zu unterdrücken, konnte man sich dem Glauben hingeben, dass „subjective marginalism, conferring determinacy on the conception of general equilibrium, brought one system of economic theory to perfection.“ (Shackle, 1972, S. 103) Das Ende der Pax Britannica und der 1. Weltkrieg stellten die erste Welle der Erschütterung des selbstgenügsamen und sich selbstregulierenden Systems dar und ermöglichten in gewisser Weise „in the mid-1920s an immense creative spasm, lasting for fourteen years until the Second World War.“ (Shackle, 1967, S. 5)

So setzt innerhalb unserer zweiten *episteme* in den 1920er Jahren eine heftige Kritik an der unscharfen Trennung zwischen Wissenschaft und Ethik als auch den zentralen Eckpunkten des walrasianischen Theoriegebäudes ein. In deren Zentrum steht insbesondere die Kritik an der wissenschaftlichen Ableitung moralisch verbindlicher Normen, was letztendlich der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie ihre ethische Bedeutung entziehen sollte und unter Umständen den Wunsch darstellte, „nun endlich den Utilitarismus des 19. Jahrhunderts hinter sich zu lassen.“ (Dobb, 1977, S. 261) Obgleich es zur Zerstörung der gegenseitigen Bedingung zwischen reiner Theorie und Moralwissenschaft kommt, so wird doch am Kern des walrasianischen Systems in der Vorstellung des allgemeinen Gleichgewichts,⁵² der naturwissenschaftlichen Wissenschaftsauffassung

⁵² Die Vorstellung des Allgemeinen Gleichgewichts mag zwar in der Zwischenkriegszeit kontroversiell diskutiert worden sein, da dieses Konzept insbesondere von der Vorstellung des unvollkommenen Wettbewerbs von Joan Robinson und Edward Chamberlain in Frage gestellt wurde und diese Diskussion zum „Markstein in der ökonomischen Debatte zwischen den Kriegen“ (Dobb, 1977, S. 232) wurde (vgl. dazu insbesondere die Kontroverse mit der „Chicago School“), doch stimmen wir mit Dobb überein, wenn dieser festhält, dass „so wichtig diese Entwicklung auf ihre Art auch ge-

und dem freien Menschen als Ausgangspunkt der Theoriebildung festgehalten und gleichzeitig die Mathematisierung der Ökonomie vorangetrieben. Letztere sollte sich allerdings erst nach Ende des 2. Weltkriegs in vollem Umfang entfalten, als die Ökonometrie mit Wassily Leontiefs „Input-Output-Analyse“ einen neuen Anstoß erhielt. Dobb äußert die Vermutung, dass

„hätte nicht das Gewicht des Marshallischen Einflusses (zumindest im englischsprachigen Raum) der Mathematisierung wirtschaftswissenschaftlicher Problemstellungen Einhalt geboten, so wäre diese Entwicklung vermutlich schon früher zum Durchbruch gelangt.“ (Dobb, 1977, S. 233)

Demzufolge zeichnet sich *e-B* weniger durch das Projekt der Mathematisierung und Vollendung des walrasianischen Gleichgewichtsmodells aus, sondern stellte dieses vorerst hinten an. Ein solches Unterfangen ist eben erst am zeitlichen Ende von *e-B* zu verorten, als

„in the years after 1945, however, „neo-classical“ economics seemed for a time to get back its nerve. Economics re-asserted its claim to be the science of rational conduct, able to inform itself adequately about the determining conditions in which its actions would work out their consequences.“ (Shackle, 1967, S. vi)

Die beiden zentralen Wendepunkte in der ökonomischen Theoriegeschichte der Zwischenkriegszeit stellen Lionel Robbins⁵³ an der *London School of Economics* und Frank H. Knight an der *University of Chicago* dar. Beide Positionen zeichnen sich durch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen bezüglich der Vorstellung der Weiterführung der reinen Theorie aus, doch ist ihnen die Kritik am walrasianischen System in dessen Gleichsetzung von Wissenschaft und Ethik und der damit einhergehenden Rationalisierung letzterer Sphäre gleich. Es kann zurecht behauptet werden, dass Robbins' Definition der ökonomischen Wissenschaft, die er in seinem „Essay on the Nature and Significance of Economic Science“⁵⁴ ausformuliert, für die zukünftige orthodoxe Theorieentwicklung nachhaltigen Einfluss haben sollte. Wenngleich sich Robbins mit seiner Definition innerhalb der orthodoxen Ökonomie bewegt, so widerspricht er einer kontinuierlich, linearen Theorieentwicklung in Richtung Fortschritt der Wissenschaft seit den 1870er Jahren.

wesen ist, sie hat den allgemeinen Korpus der ökonomischen Theorie, ihr analytisches und begriffliches Gerüst, nur am Rande beeinflusst“ (Dobb, 1977, S. 232). Denn die Vorstellung des Allgemeinen Gleichgewichts, nunmehr entledigt seiner normativen Komponente, sollte jedenfalls noch bis in die 1960er Jahre weiterwirken.

⁵³ Robbins wird das methodologische Fundament für die spätere Mathematisierung liefern und trotz der Kritik am walrasianischen System wieder einen Anknüpfungspunkt für eine gesellschaftlich relevante ökonomische Wissenschaft suchen.

⁵⁴ Im Folgenden kurz *Essay*.

„It is a great mistake to look upon the changes of the 'seventies as definitive and the whole development of the subsequent period as involving either minor refinements or the introduction of classical propositions on the supply side.“ (Robbins, 1933, S. 94)

Inwieweit sein eigener Bruch mit der traditionellen Neoklassik geht, wird in diesem Kapitel untersucht werden. Darüber hinaus ist es von Bedeutung neben Robbins zuvor die Position Frank H. Knights zu beleuchten, da dieser in der Kritik an der Gleichsetzung von Allgemeinem Gleichgewicht und moralischer Wertung mit Robbins einhergeht, sich letztendlich jedoch in seinen Reflexionen von der Wissenschaft der Ökonomie abwendet. Er legt sein Hauptaugenmerk auf die Sphäre der Ethik und steht für deren konsequente Überlegenheit gegenüber wissenschaftlichen Urteilen.⁵⁵ Von diesem Gesichtspunkt aus könnten die beiden Positionen als eine arbeitsteilige Entwicklung aufgefasst werden, wobei Robbins' Definition der Wissenschaft die Grundlage für die Mathematisierung und Modellbildung der orthodoxen Ökonomie legt, Knights ethische Reflexionen einen grundlegenden Einfluss auf das Wissenschaftsverständnis der jüngsten episteme (e-C) haben sollten, dessen Einwände es vor allem zu überwinden galt, um wieder an einer ökonomischen *Wissenschaft* anknüpfen zu können.

§ 1 Frank Knights pluralistisches System

Wenden wir uns an dieser Stelle den Ereignissen an der *University of Chicago* in der Zwischenkriegszeit zu, um der Frage nachzugehen wie Frank H. Knight, als einer der maßgebenden Ökonomen in Chicago zu dieser Zeit, den Gegenstand und die Abgrenzung der Wissenschaft der Ökonomie auffasste. Wie sahen seine Reaktion auf die traditionelle Neoklassik aus und finden wir eine Trennung zwischen reiner, angewandter und Moralwissenschaft bzw. einer wertfreien Wissenschaft vor oder glaubte er eine andere Antwort auf das Wertproblem gefunden zu haben?

Frank H. Knight, von seinen Schülern als überaus illustre Person geschildert, prägte die Vorgänge und die wissenschaftliche Atmosphäre als Herausgeber des *Journal of Political Economy* gemeinsam mit Jacob Viner in der Zeit seiner Professur in den Jahren von 1927-45 als „professor of economics“ und

⁵⁵ Im Vorwort zur 4. Ausgabe seines Werkes „Risk, Uncertainty and Profit“ schreibt Knight 1956 rückblickend auf seinen akademischen Werdegang: „The occasion suggests a few notes on the drift of the writer's thinking in later years. This has centered on the problem of making academic economics more useful to society. Hence it has tended to stress fundamentals and simplifying their statement in common-sense terms, along with their limitations in comparison with the complexity of real problems, rather than refinement of theory as such. Thus the direction taken has not been that most prominent in the professional journals - statistical model-building and mathematical analysis.“ (Knight, 1921a/64, S. lii)

von 1945-52 als „distinguished service professor of social sciences and philosophy“ an der *University of Chicago* grundlegend. Seine Ideen, oder besser ausgedrückt, jeweils verschiedene Schwerpunkte derselben, sollten bei einer Reihe von jüngeren Ökonomen ihre Weiterführung finden.⁵⁶ Diese Tatsache, dass spätere Ökonomen an der *University of Chicago* nur Teile des Gedankengutes Frank Knights weiterführten, dürfte unter anderem damit zusammenhängen, dass Knights Position eine ungemein facettenreiche, skeptische und schwierig in ein „wissenschaftliches“ Korsett zu fassende darstellte, die aufgrund seiner zusätzlichen philosophischen Ausbildung methodologische und sozialphilosophische Fragen hervorhob. Die Charakterisierung eines „economist as philosopher, not the economist as scientist“ seines Schülers James Buchanan (1972, S. 426) erscheint zutreffend. Deshalb sollte stets berücksichtigt werden, dass die späteren Positionen von beispielsweise Milton Friedman, James Buchanan oder Gary Becker keine notwendige Weiterentwicklung von Knights Ideen darstellen, sondern vielmehr auch Auffassungen beinhalten, die Knight nicht geteilt hätte, wenngleich immer ein unterschiedlicher Kern seiner Ideen weiterwirken sollte. Im Rahmen dieser Untersuchung wird Knights Denken ausschließlich mit jenem Milton Friedmans kontrastiert werden, doch soll zunächst Knights Position im Verhältnis zu der mit dem Utilitarismus verschränkten traditionellen Neoklassik des 19. Jahrhunderts (*i.e.*, in unserer Arbeit Léon Walras) diskutiert werden, um im folgenden hervorzuheben wie Knight das zentrale Verhältnis von Wissenschaft und Ethik auffasst.

§ 1 (1) Knights Verhältnis zur und Kritik an der traditionellen Neoklassik. Die epistemologische Ebene

In seinem 1922 erschienen Artikel „Ethics and the Economic Interpretation“ thematisiert er die von Walras vorgeführte Dreiteilung⁵⁷ in eine reine, angewandte und Moraltheorie. Insbesondere betont er die enge Verschränkung zwischen Ethik und Ökonomie, da sich beide mit dem Wertproblem beschäftigen. Von der Untersuchung dieser wechselseitigen Beziehung erwartet sich Knight wie auch schon Walras klärende Hinweise auf die Reichweite und Methoden der Ökonomie. Ungleich Walras (1954, S. 61ff) hat Knight bezüglich der Abgrenzung der Trias (reine/angewandte/moralische Ökonomie) eine Reihe von Vorbehalten, denn

„in the first place, the separation between theory and practice, or between science and art, offers special difficulties in this field. [...] The unfortunate but familiar result of this fact is that economists have spent much of their energy in disputations as

⁵⁶ Knights Verhältnis zu seinem Schülern Milton Friedman, findet sich in den Kapiteln III § 1 (2) und (3) unserer Untersuchung.

⁵⁷ vgl. Walras, 1954, Kapitel 2.

to whether the science is properly concerned with facts and cause-and-effect relations, or with „welfare“.“ (Knight, 1922, S. 19f)

Diese Problematik führt ihn gleichsam zu seinem zentralen Einwand gegenüber der ökonomischen Theoriebildung, die sich, wie bei Walras, als Abbild der *exakten* Naturwissenschaften begriff und die jene, sich aus der Gleichsetzung des Allgemeinen Gleichgewichtsmodells mit der Marktsphäre ergebende Problema-tisierung der zugrundeliegenden Daten, nie entsprechend würdigte.

„There are no data for a science of conduct in a sense analogous to natural science.“ (Knight, 1922, S. 36)

Die Hinterfragung der grundlegenden Daten der ökonomischen Analyse kann als Knights zentraler „Angriff“ auf eine ökonomische Wissenschaft angesehen werden, die sich vermehrt als Abbild der exakten Naturwissenschaften begriff und die mithilfe der abgegrenzten Sphäre der reinen Theorie bedeutende Einsichten in die Moralsphäre generieren wollte. Knight ist jedoch der Ansicht, dass sich die Ökonomie als Sozialwissenschaft mit menschlichen Wünschen (wants) zu beschäftigen habe und diese eben gerade nicht die gleiche Art von Daten darstellen wie jene den Naturwissenschaften zugrundeliegenden. Er spitzt diese Problematik in folgender Aussage zu:

„We propose to suggest that these wants which are the common starting-point of economic reasoning are from a more critical point of view the most obstinately unknown of all the unknowns in the whole system of variables with which economic science deals.“ (Knight, 1922, S. 20)

Von der Klärung der Frage nach der Natur der Daten, welche die menschlichen Wünsche repräsentieren, erwartet er sich insbesondere eine Klarstellung der Natur der ökonomischen Wissenschaft. Dabei wirft er vor allem die von der Neoklassik vernachlässigte zweite Qualität menschlicher Motive (seien es „wants“ oder „desires“) auf, die ja einerseits als wissenschaftliche Fakten andererseits ebenso als Werte gesehen werden können. Werte die sich der wissenschaftlichen Analyse und Beschreibung allerdings schlichtweg entziehen. Anhand dieses Spannungsfeldes wird Knight seine Schlussfolgerungen für seine Auffassung der ökonomischen Theorie aufbauen. Um auf die menschlichen Motive zurückzukommen, so kann für Knight eine Wissenschaft nur einen „statistischen“ Gegenstand haben, denn wäre dies nicht der Fall, wären die wissenschaftlichen Aussagen im Zeitablauf nicht mehr wahr, was solche Aussagen sinnlos erscheinen lässt.⁵⁸ Nun sind menschliche Wünsche ihrer Natur nach kei-

⁵⁸ Diese Auffassung wird Knight in späteren Untersuchungen dazu veranlassen, einen abgestuften Zeithorizont einzuführen, wobei er zwischen einer kurz- und langfristigen Perspektive unterscheidet, um der ökonomischen Analyse zumindest innerhalb der ersten Kategorie eine gewisse Aussagekraft

neswegs statisch, denn sie reagieren auf äußere Einflüsse und zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie sich im Zeitablauf verändern und „wachsen“. Mit dieser Feststellung widerspricht Knight der teleologisch-statischen Auffassung der Neoklassik, die menschliches Handeln auf die Befriedigung von bestehenden Bedürfnissen reduziert, denn menschliches Handeln sei vielmehr durch das Streben nach „more and better wants“ (Knight, 1922, S. 22) charakterisiert.

Dabei stuft er das Abgrenzungskriterium der ökonomischen Wissenschaft mittels der Identifikation eines „economic motive“ als nicht haltbar ein, denn dieses müsste es uns ermöglichen zwischen ökonomischen und anderen Motiven zu unterscheiden. Tatsächlich ist diese Trennlinie nicht zu ziehen, denn

„the view of the man in the street [...] common in text-book definitions of the science, is that the economic side of life is summed up in „making a living.“ But what is a living? If by living we mean life as it is actually lived, everything is included, recreation, culture and even religion.“ (Knight, 1922, S. 24)

Was Walras betrifft, so schreibt dieser dem Menschen empirisch kein ökonomisches Motiv zu, jedoch impliziert seine Theorie, dass sich die Menschen gemäß der für die wissenschaftliche Sphäre getroffenen Annahmen verhalten, um das überlegene Ergebnis zu erreichen. Und ist dies der Fall, so stellt dieses Vorhaben eine vollkommene eng gefasste Ökonomisierung der Gesellschaft in ihrem Anspruch auf Rationalisierung der Ethik dar. Denn Walras' Vorgehen führte auf ethischer Ebene dazu, dass „the application of positive or instrumental categories by any subject to itself is a self-contradictory expression.“ (Knight, 1942a, S. 274) Das Individuum muss die für die Wissenschaft getroffenen, statischen Annahmen auf sich selbst anwenden. Die Kritik Knights an der Isolierung eines ökonomischen Motives von den anderen menschlichen Beweggründen stellt, wie sich zeigt, auch eine antizipierte Kritik an Robbins' Auffassung der ökonomischen Wissenschaft dar. Dieser definiert sie tatsächlich ausgehend vom Verb „to economize“, das er seinerseits wiederum von der Tatsache der Wahl ableitet,⁵⁹ als die „vernünftige“ Verwendung gegebener Ressourcen zur Erreichung gegebener Ziele.⁶⁰ Eine solche Definition der Ökonomie zur Festlegung ihres Gegenstandes, so sie mit der *Realität* in Übereinstimmung gebracht werden will, führt sich selbst *ad absurdum*,⁶¹ denn

zuzubilligen. Ein Problem dem er auch mittels seiner Methodologie der „Idealtypen“ beizukommen versucht, wie wir später noch sehen werden. Vgl. Knight, 1924, S. 142.

⁵⁹ „Therefore he has to choose. He has to economise.“ (Robbins, 1932/84, S. 12)

⁶⁰ Die genaue Definition lautet: „Economics is the science which studies human behaviour as a relationship between ends and scarce means which have alternative uses.“ (Robbins, 1932/84, S. 16)

⁶¹ Es muss jedoch betont werden, dass eine solche Kritik Knights, die gegen Robbins' Auffassung der reinen Theorie gewandt werden könne, tatsächlich nur insofern als solche zu sehen ist, als dass Robbins den Schlussfolgerungen der reinen Theorie empirische Bedeutung beimisst. Die Vorstellung

„in so far as the ends are viewed as given, as data, then all activity is economic. [...] From this point of view the problem of life becomes simply the economic problem. [...] The assumption that wants or ends are data reduces life to economics.“ (Knight, 1922, S. 34)

Ist die Figur des *homo oeconomicus* dann allerdings noch haltbar? Was Walras betrifft so greifen diese Einwände nicht.⁶² Der *homo oeconomicus* ist ein hypothetisches Konstrukt für seine reine Theorie und der Einwand, dass man einen solchen Menschen in der Realität nicht vorfinde, ist zweifelsohne richtig. Dennoch wäre es für Walras wünschenswert, dass die Menschen sich dementsprechend verhielten. Die Beschreibung Knights trifft auf das hypothetische Konstrukt, das Walras' reine Theorie durchwandert, zweifellos zu, so es doch gerade für diesen Zweck entworfen wurde, nämlich als Träger ökonomischer Funktionen:

„The economic man is the individual who obeys economic laws, which is merely to say that he obeys *some* laws of conduct, it being the task of the science to find out what the laws are.“ (Knight, 1922, S. 35)

Diese methodische Vorgehensweise stellt *per se* auch kein Problem für Knight dar, da er sich bewusst ist, dass „the purely individualistic individual - a purely hypothetical and analytical conception, of course - is simply the economic man.“ (Knight, 1942a, S. 255) Der Bruch mit Walras ergibt sich erst an der Stelle, an der jener meinte, diese Gesetze mithilfe der mathematischen Methode ergründet zu haben und seine normative Forderung nunmehr lautete, dass sich die Individuen in der Realität diesen Gesetzmäßigkeiten aufgrund ihres eigenen Vorteils unterwerfen sollten. Denn die tieferliegenden ökonomischen Gesetze schienen nunmehr ergründet und Walras war der Ansicht, die Wahl auf gesamtgesellschaftlicher Ebene damit rationalisiert zu haben. An dieser Stelle setzt Knights Kritik an. Für ihn klingt solch eine Forderung absurd, denn der Mensch zeichnet sich gerade dadurch aus,

„[that he] is a social animal“ im Sinne dass „man is not a rational animal; his emotional nature is as real and important as his thinking (in a sense even more fundamental) and rationality also includes much more than economic rationality“ während hingegen „the Economic man neither competes nor higgles - nor does he

gegebenen Ziele und Mittel innerhalb der Sphäre der reinen Theorie sieht Knight, bei all seinen Einwänden, für die Wissenschaft doch als notwendig an, wenngleich seine Schlussfolgerung bezüglich der Rolle der Wissenschaft von jener Robbins' klar unterschieden ist. Siehe dazu Kapitel II § 2 (5).

⁶² Denn dieser hält dem entgegen: „In our theory each trader may be assumed to determine his own utility or want curves as he pleases. Once these curves have been determined, we show how prices result from them under a hypothetical régime of absolutely free competition.“ (Walras, 1954, S. 256)

co-operate, psychologically speaking; he treats other human beings as if they were slot machines.“ (Knight, 1939b, S. 25 sowie 1941b, S. 138 und 1939b, S. 21)⁶³

Demgemäss sieht er auch in der Vorstellung einer separaten, von den anderen Gesellschaftsbereichen getrennten ökonomischen Sphäre - wie sie Walras vor Augen hatte und der meinte, eben für diese Marktsphäre eine moralische Norm wissenschaftlich abgeleitet zu haben -, die sich schließlich im 19. Jahrhundert als die all die anderen Bereiche dominierende herausstellte, „one of the worst fallacies, or vices, of current thinking.“ (Knight, 1939b, S. 7)

Bei Robbins spitzt sich diese Problematik abermals zu. Zwar will auch er die menschliche Existenz nicht auf wirtschaftliche Motive reduzieren,⁶⁴ doch entzieht er dem Allgemeinen Gleichgewicht seine normative Bedeutung und sieht in ihm nunmehr ein empirisches Faktum.

„The same type of stricture may be applied to any attempt to make the criteria of free equilibrium in the price system at the same time the criteria of „economic justification“. It [the pure theory of equilibrium, M.K.] enables us to describe that distribution of resources which, given the valuations of the individual concerned, satisfies demand most fully. But it does not by itself provide any ethical sanctions. [...] There is no penumbra of approbation round the theory of equilibrium. Equilibrium is just equilibrium.“ (Robbins, 1932/84, S. 143)

Allerdings stellt Knight in seiner Kritik an einer „science of conduct“ weniger auf die beschränkte Rationalität der Menschen ab, die selbst oft nicht wissen was

⁶³ Man könnte vereinfachend Knights Anthropologie und ethisches System als eine Mischung aus radikalem, moralischen Individualismus und soziologischem Determinismus beschreiben (vgl. McKinney, 1993, S. 203). Diese Mischung beinhaltet allerdings einen gewissen Widerspruch, denn Knights Individuum kann der moralischen Verantwortung aufgrund der äußeren Beschränkungen des sozialen Lebens nicht nachkommen. Knights Sichtweise des Menschen steht demgemäss im fundamentalen Gegensatz zur Anthropologie der ökonomischen Theorietradition des 19. Jahrhunderts. Walras war im Hinblick auf seine mit dem Utilitarismus verschränkten aufklärerischen Haltung der Ansicht, dass in der Erreichung des größten gesamtgesellschaftlichen Nutzens und der Beherrschung des Fortschritts eine *freiwillige* Unterordnung der menschlichen Existenz sowie des freien menschlichen Willens unter die Gesetzmäßigkeiten des Marktsystems überaus wünschenswert sei. Auch wenn diese Theorie am Höhepunkt eines Jahrhunderts, das zurecht als Marktzeitalter bezeichnet werden kann, formuliert wurde, so dürften die negativen und verheerenden Auswirkungen auf die menschliche Existenz ebenso auf theoretischer Ebene die Realität der Gesellschaft und die Begrenztheit einer isolierten, individualistischen Sichtweise des Menschen wieder ins Zentrum der Betrachtung gerückt haben. Für eine umfassende Darstellung der Genese des Marktzeitalters und dessen Niedergang, siehe Polanyi (1944/95).

⁶⁴ „This, then, is all that lies behind the *homo economicus* - the occasional assumption that in certain exchange relationships all the means, so to speak, are on one side and all the ends on the other. [...] it is not assumed at all that I am necessarily actuated by egoistical motives.“ und weiter: „if it were generally realised that Economic Man is only an expository device - a first approximation used very cautiously at one stage in the development of arguments which, in their full development, neither employ any such assumption nor demand it in any way for a justification for their procedure - it is improbable that he would be such a universal bogey.“ (Robbins, 1932/84, S. 96f)

sie wollen oder was „gut“ für sie ist, denn „people „tend“ to act intelligently.“ (Knight, 1922, S. 35) Viel problematischer ist für Knight die Unterstellung „gegebener Bedingungen“. Dementsprechend schränkt Knight die Reichweite der ökonomischen Theorie weiter ein und bescheinigt ihr wenig Erfolg im Vergleich zu den Naturwissenschaften:

„The definition of economics must, therefore, be revised to state that it treats of conduct *in so far* as conduct is amenable to scientific treatment, in so far as it is controlled by definable conditions and can be reduced to law. But this, measured by the standard of natural science, is not very far. *There are no data* for a science of conduct in a sense analogous to natural science.“ (Knight, 1922, S. 35f)

Welche Rolle bleibt der ökonomischen Analyse dann allerdings noch übrig? Denn diese Definition der Ökonomie entzieht ihr ihren Gehalt. Wie können wir ein wissenschaftliches Abgrenzungskriterium für ein menschliches Verhalten finden, das klar definierten Bedingungen folgt, somit einem wissenschaftlichen Determinismus entspringt? Knight versucht uns Antwort darauf zu geben und gesteht ein, dass

„a science of conduct is, therefore, possible only if its subject-matter is made abstract to the point of telling us little or nothing about actual behaviour. Economics deals with the form of conduct rather than its substance or content.“ (Knight, 1922, S. 36)

Dies impliziert, dass ökonomische Gesetze notwendigerweise inhaltlich leer sind, somit auch nichts über die Realität aussagen können und die Ökonomie aufgrund des untersuchten menschlichen Handelns und der Unmöglichkeit der Verifikation (bzw. Falsifikation) menschlicher Motive keine empirische Wissenschaft sein kann. So ist man zur Schlussfolgerung verleitet, dass

„such laws are unimportant because they deal with form only and say virtually nothing about content, but it is imperative to understand what they do and what they do not mean.“ (Knight, 1922, S. 36)

Wissenschaftlich kann menschliches Verhalten (conduct) somit lediglich in einer abstrakten Form erfasst werden, das nur aus einer historischen Perspektive inhaltlich aufgefüllt werden kann. Dies deutet auf Knights pluralistische Sichtweise hin, denn er anerkennt, dass der Mensch gleichzeitig eine Vielzahl unterschiedlicher „Wesen“ ist, die sich innerhalb der *Theorie* gegenseitig ausschließen. Deshalb räumt er bei einer Auseinandersetzung im Felde menschlichen Verhaltens (conduct) drei unterschiedliche Zugänge ein:

„first, a scientific view, or economics and technology; second, a genetic view, or culture history, and third, for a Criticism of Values“ (Knight, 1922, S. 40)

wobei die ökonomische Analyse nach Knight vielmehr eine untergestufte Stellung einnimmt und er der Wertkritik die zentrale Rolle beimisst. Dies ist durchaus repräsentativ für seinen „antiscientism“ anzusehen, der sich durch alle seine

Schriften zieht (vgl. McKinney, 1993, S. 196ff). Denn es ist charakteristisch für Knights Auffassung, dass er, wie aus obigem Zitat ersichtlich, die wissenschaftliche Sichtweise mit der Ökonomie und diese wiederum mit einer Technik gleichsetzt. So dürfte dies jener Kern des walrasianischen Theoriegebäudes sein, der letztendlich nach der erneuten Auseinanderlegung von Wissenschaft und Ethik tatsächlich überbleibt, wenn wir das Allgemeine Gleichgewichtsmodell wie Knight richtig erkannte, als institutionenunabhängiges technisches Optimierungsmodell begreifen.

§ 1 (2) Die Wertkritik und Apologie des Marktsystems. Die ethische Ebene

Die Kritik an den ethischen Grundlagen des Marktsystems, oder anders ausgedrückt, am wissenschaftlichen Determinismus eines verbindlich auf die ethische Ebene gehobenen technischen Systems das zuvor mit Marktbeziehungen gleichgesetzt wurde, wie es uns Walras noch vorgeführt hatte, stellt sich als eines der zentralen Themen Knights heraus. Es zieht sich durch alle seine Arbeiten und taucht in radikaler Form erstmals 1923 im Artikel „The ethics of competition“ auf. Dabei war sich Knight immer bewusst, dass ein Verständnis über die Funktion des Marktsystems unabdingbar ist, um es in bestimmten Aspekten zu kritisieren. Insbesondere sei es notwendig, dass Fragen der Beschreibung und Erklärung des Marktsystems streng von einer Verteidigung desselben getrennt werden. Ein Vorgehen, das Walras nach der wissenschaftlichen Beweisführung als unproblematisch eingestuft hatte. Mit seinem Angriff auf das *laissez-faire* des ausgehenden 19. Jahrhunderts deckt Knight das der Neoklassik innewohnende Wertkriterium auf, welches Walras als Bedingung für die Überlegenheit⁶⁵ der reinen Theorie eingeführt hatte. Einerseits können wir die Tatsache der Bedürfnisbefriedigung nicht als letztes Wertkriterium ansehen, anhand dessen wir unser Leben auszurichten hätten, denn wie bereits oben erwähnt sind wir uns gerade über unsere eigenen Wünsche nie vollkommen im Klaren und

„instead of resting in the view that there is no disputing about tastes, we dispute about them more than anything else; our most difficult problem in valuation is the evaluation of our wants themselves and our most troublesome want is the desire for wants of the „right“ kind.“ (Knight, 1923, S. 42)

Nun widerspricht dieser Einwand vorerst nicht notwendigerweise der walrasianischen Position, denn die Qualität der Geschmäcker findet bei Walras keine Berücksichtigung. Sie geht vielmehr, nachdem die Präferenzen offenbart sind,

⁶⁵ „[...] the first foundation on which our proof of the principle of free competition rests is the individual consumer's appreciation of the utility of final products and services.“ (Walras, 1954, S. 257)

als *datum* in die Allgemeine Gleichgewichtstheorie ein. Ob sich die Geschmäcker in der Realität unterschiedlich manifestieren, bereitet ihm kein Problem. Es wäre jedoch wünschenswert, dass sich die Realität an das theoretische Ideal anpasse, worin auch die verdeckte Apologie des gegenwärtigen Wirtschaftssystems der freien Konkurrenz auszumachen ist. Erst an dieser Stelle gibt Walras vor, dass das Marktsystem eine überlegene Ordnung darstellt, da es die (gegebenen) Bedürfnisse der Menschen am besten befriedige und ihnen den größten Nutzen verschaffe (vgl. Walras, 1954, S. 257). Für Knight ist solch eine Apologie nicht aufrechterhaltbar. Die bloße Tatsache, dass das System Bedürfnisse befriedigt, sagt nichts über dessen moralische Qualität aus. Vielmehr ist entscheidend, *welche* Wünsche das System hervorbringt, denn

„giving the public what it wants usually means corrupting taste.“ (Knight, 1923, S. 57)

Knights zweiter Kritikpunkt bezieht sich auf die Aussage der „besten Bedürfnisbefriedigung“. Diese Unterstellung, dass das Marktsystem die Bedürfnisse der Individuen am besten befriedige, erweist sich eindeutig als Werturteil. Denn der Begriff Effizienz kann keine deskriptive Darstellung sein, sondern hat normative Bedeutung. Ob Effizienz als wichtiges Kriterium anzustreben sei, kann auf wissenschaftlicher Ebene nicht geklärt werden und deshalb ebenso wenig als Rechtfertigung für das Marktsystem dienen. Dabei kann uns auch die Analogie zu den Naturwissenschaften nicht weiterhelfen, denn

„even in physics and engineering, efficiency is strictly a value category; there is no such thing as mechanical efficiency.“ (Knight, 1923, S. 42)

Knight hinterfragt somit die von Walras vorggeführte Trennung in eine reine und eine Moralsphäre in dem Masse, als dass einerseits Normen nicht wissenschaftlich ableitbar seien,⁶⁷ die gegenseitige Bedingung dieser beiden Sphären als auch jeglicher Determinismus auf ethischer Ebene nicht zulässig seien und man andererseits Werturteile nicht isolieren könne. Dies bedeutet allerdings nicht, dass Knight eine Abgrenzung zwischen reiner Theorie und Ethik als nicht notwendig erachtet, nur zieht er die Grenze anders als Walras.

„On the other hand, modern utilitarian liberalism, including pragmatism as its most recent phase, has tended to see the whole problem of life in terms of the acquisition of power and efficiency in its use. It virtually ignores the problem of values to which concrete ends are usually, if not always in some degree, instrumental. And

⁶⁶ „We now know that these consequences may be summed up as the attainment, within certain limits, of maximum utility. Hence free competition becomes a principle or a rule of practical significance.“ (Walras, 1954, S. 255)

⁶⁷ „There are no rules for judging values, and it is the worst of errors to attempt to make rules - beyond the rule to „use good judgment“.“ (Knight, 1922, S. 40)

the social ethic of liberalism has emphasized individual liberty and, specifically, the economic freedom of the individual.“ (Knight, 1941b, S. 131)

Knight deckt neben der Bedürfnisbefriedigung auch das Konzept der sozialen Effizienz (*i.e.*, in der neoklassischen Theorie die Vorstellung der optimalen Allokation der Ressourcen) als Werturteil auf, welches seinerseits nicht ohne einen allgemeinen Wertstandard auskommt. Die optimale Allokation der Ressourcen entsprechend deren Grenzprodukten kann keineswegs als distributive Gerechtigkeit gesehen werden, denn

„the income does not go to „factors“, but to their owners, and can in no case have more ethical justification than has the fact of ownership. The ownership of personal or material productive capacity is based upon a complex mixture of inheritance, luck, and effort, probably in that order of relative importance. What is the ideal distribution from the standpoint of absolute ethics may be disputed, but of the three considerations named certainly none but the effort can have ethical validity.“ (Knight, 1923, S. 56)

Das Resultat des Marktsystems führt somit keineswegs zu einem moralisch „wünschenswerten“ Ergebnis, da dieses bereits durch die anfängliche Verteilung der produktiven Kapazitäten in gewissem Masse determiniert ist. Zwar würdigt auch Walras dieses Problem, indem er die ethische Norm auf die Marktsphäre zu beschränken sucht, doch hält er fest, dass

„though our description of free competition emphasizes the problem of utility, it leaves the question of justice entirely to one side, since our sole object has been to show how a certain distribution of services gives rise to a certain distribution of products. The question of the [original] distribution of services remains open, however.“ (Walras, 1954, S. 257)

Im Gegensatz zu Knight schließt dies allerdings die Vorstellung ein, dass, so eine „gerechte“ Verteilung der Ressourcen auf ethischer Ebene - die moralische Frage der Aneignung knapper Güter - durchgesetzt sei, der Marktmechanismus in seinem Wirken ein wünschenswertes Resultat liefere. Dem hält Knight entgegen, dass der vollkommenen Konkurrenz in der Realität die Tendenz innewohne, die gegebenen Ungleichheiten zu bestärken und auszuweiten anstatt zu reduzieren (vgl. Knight, 1939b, S. 27).

Demgegenüber glaubte Walras mit seiner Allgemeinen Gleichgewichtstheorie und dem daraus resultierenden überlegenen Ergebnis eine wissenschaftliche Legitimation für ein gegebenes Wirtschaftssystem, das System der freien Konkurrenz, geliefert zu haben.

„Nevertheless, the equations we have developed do show freedom of production to be the superior general rule.“ (Walras, 1954, S. 256)

Diese Rechtfertigung des kapitalistischen Wirtschaftssystems mithilfe der ökonomischen Theorie, die im Zuge des Erfolges der Naturwissenschaften dazu

verleitet war „to adopt or imitate its procedure, or pretend to do so, and to clamor for the application of the scientific method to social problems“ (Knight, 1948, S. 296) greift Knight, wie wir oben gesehen haben, auf das heftigste an. Es ist diese von Walras wissenschaftlich abgeleitete ethische Norm, gegen die sich Knight mit aller Vehemenz ausspricht.

„The argument was not directed against hedonism as such, but against „scientific“ ethics of any kind, against any view which sets out from the assumption that human wants are objective and measurable magnitudes and that the satisfaction of such wants is the essence and criterion of value, and which proceeds on the basis of this assumption to reduce ethics to a sort of glorified economics.“ (Knight, 1923, S. 41)

Somit hat Knight in gewissem Sinne eine noch viele strengere Trennung zwischen Wissenschaft und Ethik vor Augen, als dies bei Walras der Fall gewesen war, wo sich beide Sphären gegenseitig bedingen und der wissenschaftliche Determinismus eines an sich technischen Optimierungsmodells auf ethischer Ebene als Notwendigkeit interpretiert wird. Damit erkennt Knight, dass die Wissenschaft selbst nicht ohne Werturteile auskomme, die Schlussfolgerungen der Wissenschaft folglich nicht unproblematisch auf die normative Ebene zu übertragen seien, da in dieser Sphäre der Ethik jeglicher Determinismus ausgeschlossen ist, die Wahl tatsächlich frei sein muss. Eine Untersuchung der Wirtschaftsordnung muss für Knight ebenso eine Untersuchung der Hervorbringung der Wünsche beinhalten, denn

„in organizing its value scale, the economic order does far more than select and compare wants for exchangeable goods and services: its activity extends to the formation and radical transformation, if not to the outright creation, of the wants themselves; they as well as the means of their gratification are largely products of the system.“ (Knight, 1923, S. 46)

Es gibt bei Knight keine externe moralische Sphäre die dieses untersuchte Ideal bedingt und eine normative Forderung an die Realität stellt, sich dem Ideal anzunähern, wie dies bei Walras der Fall ist. In folgendem Zitat problematisiert Knight die mit dem Marktmechanismus verknüpfte wissenschaftlich abgeleitete Norm und schließt eine gegenseitige Bedingung zwischen reiner und Moraltheorie aus.

„This theory or principle that every agent tends to get what it „produces“ does not mean that each person gets what he deserves and in fact tells us little about the ethical quality or social desirability of the result. The social problems raised must be examined on their merits, in terms of ethical principles and the pros and cons of the expediency of political measures.“ (Knight, 1951a, S. 23)

Und dennoch kann eine Untersuchung des Marktsystems für unser Verständnis desselben und dessen Beschränkungen hilfreich sein, denn

„it is important both to understand free competition because society does approach it more or less closely as an ideal, and to be fully aware of the artificiality of the conditions necessary to realize it perfectly.“ (Knight, 1921a/64, S. 108)

Dies spiegelt Knights Auffassung wider, dass der Mensch zu seiner „cultural environment“, in die auch das Marktsystem eingebettet ist, in einem wechselseitigen Verhältnis steht, die zwar sein Denken und Handeln beeinflusst, jedoch nie vollständig determiniert. Der Mensch ist im Sinne Knights pluralistischer Auffassung zu jeder Zeit ein Vielfaches. Die Vorstellung des freien Individuums ist in der Realität weder vorfindbar noch ist es eine letzte Einheit oder ein soziales *datum*. Ganz im Gegenteil, ungleich der walrasianischen Vorstellung des aufgeklärten Individuums, das in vollkommener Freiheit und Unbestimmtheit die Art der „Ketten“ wählt, die es aus eigener Einsicht anzulegen bereit ist und die Gesellschaft nach menschlichem Wunsch und Willen formt, ist der Mensch bei Knight ein Produkt des bestehenden ökonomischen Systems. Allerdings ist hierbei zu berücksichtigen, dass ein solcher ökonomischer Determinismus für Knight untragbar und eindimensional ist.⁶⁸ Denn es wäre nur zu verleitend das Knightsche mit dem walrasianischen Menschenbild gleichzusetzen, das sich, nachdem es die Ketten der institutionellen Ordnung angelegt hat, durch seine vollkommene Determiniertheit auszeichnet. Auch wenn der Mensch in seinen Wünschen und Bedürfnissen vom ökonomischen System, in dem er lebt, bestimmt ist, so stellt dies nie eine ausschließliche Determinante dar, sondern muss vielmehr als Teil einer größeren „cultural environment“ (Knight, 1923, S. 49) gesehen werden. Diese Sichtweise führt ungleich der traditionellen Neoklassik notwendigerweise dazu, dass

⁶⁸ Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Knights skeptische Haltung eine Auslegung seiner Gedanken überaus schwierig macht, insbesondere seine pluralistische Auffassung, „for it implies holding two or more inconsistent positions simultaneously“ (McKinney, 1993, S. 208). Daher sei an dieser Stelle eine gegenteilige Abwägung Knights am Ende seines Artikels „The ethics of competition“ angeführt. Sie dürfte unsere These seiner pluralistischen Haltung untermauern: „[...] the system tends to mould men's minds in the channels which will justify the system itself, and in this sense there is a partial truth in the „economic interpretation“, which we have gone to such lengths to attack and repudiate.“ (Knight, 1923, S. 69) Aber vielleicht ist es gerade Knights wissenschaftlicher Skeptizismus, der es ihm nicht ermöglichte ein zusammenhängendes Theoriesystem zu erstellen. Shackle trifft dieses „Gefühl“ unserer Meinung nach sehr treffend, indem er in seiner Review von Knights „On the history and method of economics“ schreibt: „He switches the beam this way and that, giving us fascinating flashes of insight but no thorough grasp of a connected unifying theme. The result is tantalising beyond expression. Where is the full statement of that vision of the meaning and nature of society which is implicit in all his work?“ (Shackle, 1958a, S. 65) Auch Patinkin (1973) entwirft ein ähnliches Bild in seinem Artikel „Frank Knight as Teacher“ und in einer seiner späten Schriften liefert Knight selbst eine „Rechtfertigung“ dafür, weshalb er nie eine eigenständige Position entwickelt hatte, sondern sich vermehrt als Kritiker begriff. Vgl. Knight, (1960). „Intelligence and Democratic Action“, Cambridge, S. 121

„in the conditions of real life no possible social order based upon a *laissez-faire* policy can justify the familiar ethical conclusions of apologetic economics.“
(Knight, 1923, S. 49)

Das Faktum des Marktsystems kann somit nicht zur wissenschaftlichen Legitimation dafür werden, dass wir auf ethischer Ebene eine solche Gesellschaftsordnung anzustreben hätten. Denn dieses theoretische Ideal unterliegt in der Realität einer Unzahl von Beschränkungen weshalb gerade das Verhältnis zwischen theoretischem Ideal und Realität problematisch ist. Die Vorstellung, wie wir sie bei Walras vorfinden, dass sich die Realität dem Ideal anzunähern habe, wird von Knight ganz und gar als unmöglich eingestuft, denn ein sich selbst regulierendes Marktsystem neige dazu, die Ungleichheiten und Machtverhältnisse zu bestärken (vgl. Knight, 1939b, S. 27).

In seinem Essay „The Ethics of Competition“ führt Knight die Einschränkungen dieser künstlichen Annahmen, die letztendlich ja gemeinsam mit dem überlegenen Ergebnis auf die gesellschaftliche Ebene übertragen werden, an. Vor allem die Annahmen eines gegebenen Individuums, vollkommener Information, der Trennung zwischen Zielen und Mitteln kritisiert er und hebt dabei die Aspekte der Unsicherheit und der Verteilung hervor (vgl. Knight, 1923, S. 49ff).

Somit ist für Knight weder eine wissenschaftliche Rechtfertigung für ein gegebenes Wirtschaftssystem zulässig, noch besteht die Möglichkeit des Vergleichs zwischen unterschiedlichen Wirtschaftssystemen ohne einen impliziten Wertstandard. Deshalb greift für die ökonomische Theorie eine Definition

„[which] has accepted in too narrow and final a sense the view of the economic system as merely a mechanism for satisfying those wants which are dependent upon exchangeable goods and services“ (Knight, 1923, S. 58)

zu kurz. Wie können wir dann allerdings die Wirtschaftsordnung bewerten, die wir anzustreben vorgeben, nachdem die wissenschaftliche Legitimation nunmehr als unzureichend und nicht haltbar entlarvt worden ist? Diese Wahl kann nur im Bereich der tatsächlichen Sphäre der Ethik stattfinden, wie uns Walras zu Beginn seiner Untersuchungen noch nahegelegt hatte. Jedes Urteil über eine Wirtschaftsordnung stellt gleichsam ein Werturteil dar, welches einen Wertmaßstab voraussetzt, auf den es sich bezieht. Jede wissenschaftliche Legitimation für ein bestimmtes Wirtschaftssystem, wie wir es bei Walras vorfinden, ist schlichtweg absurd und mag teilweise der allzu dominanten Stellung, die die Wissenschaft und dabei vor allem das Abbild einer erfolgreichen Naturwissenschaft in den Gesellschaftswissenschaften im Laufe ihrer Entwicklung in den westlichen Gesellschaften eingenommen hat, entspringen. Erst an dieser Stelle offenbart sich jener Stellenwert der Ethik, der ihr gerechterweise zukommt. Denn eine Rechtfertigung des Systems der freien Konkurrenz, dass sie uns ein Höchstmaß an

Freiheit oder Nutzen ermögliche, kann keineswegs ausreichend sein. Vielmehr muss die Frage nach der ethischen Qualität der Motive bzw. welche Handlungen tatsächlich gesetzt werden, aufgeworfen werden. Für Knight ist somit nur auf ethischer Ebene eine tatsächliche Wahl möglich, denn

„ethics deals with the problem of choosing between different kinds of life, and assumes that there is a real choice between different kinds, or else there is no such thing as ethics.“ (Knight, 1923, S. 71)

Im Falle einer technisch-wissenschaftlichen Bedingung der Ethik, wie wir sie bei Walras vorfinden, kann jedoch nicht mehr von Ethik gesprochen werden. Anhand dieser Abhandlungen Knights müssen wir an dieser Stelle die Frage aufwerfen, welche Rolle der ökonomischen Theorie letztendlich zukommt, welche Stellung innerhalb des breiteren gesellschaftlichen Spektrums sie einzunehmen vermag, so er die „einfache“ walrasianische Lösung und deren Beschneidung der Autonomie der Ethik zu überwinden sucht.

§ 1 (3) Die Rolle der ökonomischen Wissenschaft. Eine negative Definition

Knight nimmt zunächst eine negative Abgrenzung der ökonomischen Analyse vor, indem er, ausgehend von der gegenwärtigen Situation auf all jene Aspekte zu sprechen kommt, welche die ökonomische Theorie notwendigerweise nicht erfüllen kann. Dadurch schränkt er ihren Geltungsbereich sukzessive ein. Er weist darauf hin, dass aufgrund der Natur der ökonomischen Wissenschaft, in deren Zentrum menschliches Verhalten steht, in der Diskussion um die Reichweite dieser Wissenschaft die Frage nach der Natur des Wertes und seinem Verhältnis zur Realität nicht umgangen werden könne. Denn eine strikte Trennung in reine Wissenschaft und Moralwissenschaft wird im Hinblick auf eine Isolation des Werturteils unter Umständen nicht haltbar sein.

Was die der ökonomischen Wissenschaft zugewiesene, adäquate Stellung und Reichweite betrifft, so beginnt Knight in seinem 1933 erschienenen Buch „The Economic Organization“⁶⁹ mit einem „Missverständnis“ der Definition und Reichweite der ökonomischen Theorie. Er spricht hier einige der bereits er-

⁶⁹ Obwohl Knight nie ein ökonomisches Lehrbuch veröffentlichte, so wurde „The economic organization“ doch zu einem unabkömmlichen Bestandteil jeder Leseliste eines Chicagoer Volkswirtschaftsstudenten der Zwischenkriegszeit. „When Harry Gideonese and others created a reader for the University's undergraduate general social science course in the early 1930s, they asked to use a set of handouts Knight had originally prepared for his students in Iowa. Given the title „The Economic Organization“, the material quickly became the „text“ of Chicago economics, and a reference point for future textbooks in economics.“ (Emmett, 2002a, S. ix) Vgl. auch Patinkin, 1973, S. 790.

wähnten Vorbehalte abermals an und seine negative Definition spiegelt folglich all das, was die reine Theorie nicht zu leisten vermag, sehr gut wider.

„In modern usage, the term economic has come to be used in a sense which is practically synonymous with intelligent or rational. This is the first and broadest conception of the term, within which we have to find by narrowing it down progressively, a definition which will describe the actual subject-matter of the science of political economy. It is in accord with good linguistic usage to think and speak of the whole problem of living as one of economy, the economical use of time, energy, etc. - *resources* of every sort. Many definitions of economics found in text books fall into this error of including virtually all intelligent behaviour. One writer has actually given as his definition of economics the „science of rational activity“. Others find its subject matter is „man's activity in making a living“, or „the ordinary business of life“. [...] Such a definition is useless and misleading. [...] it should be understood that economizing, even in this broad sense of rational activity, or the intelligent use of given means in achieving given ends, does not include all human interests, and that the kind of knowledge on which such activity rests does not exhaust the field of human knowledge. [...] life must be more than economics, or rational conduct. [...] it implies that the results which are to be achieved are to be taken for granted, whereas in fact the results themselves are often quite as much in question as the means and procedures for achieving results. [...] it is fully as important to select the ends intelligently, for intelligent action directed toward wrong ends only makes evil greater and more certain. [...] intelligent discussion of the means cannot be separated from the discussion of the ends.“ (Knight, 1933/65, S. 3f)

Dieses Zitat spiegelt Knights klare Abgrenzung zur Sphäre der Ethik wider, denn menschliches Leben ist mehr als eine ökonomische Ziel-Mittel-Rationalität. Die Trennung zwischen Zielen und Mitteln ist nicht ohne Vorbehalte aufrecht zu erhalten, weshalb die Ebene der Ethik selbstbestimmt bleiben muss und keinesfalls zu einer „glorified economics“ verkommen darf.

Es wird den aufmerksamen Leser einigermaßen verwundern, wenn er nach all diesen Abgrenzungen und Einschränkungen der ökonomischen Analyse in Knights Artikel „The limitations of scientific method in economics“ in der IV. Unterteilung „Economics as a science“ plötzlich zur Kenntnis nehmen soll, dass

„in spite of all the foregoing, there is a science of economics, a true, and even exact, science, which reaches laws as universal as those of mathematical mechanics“ (Knight, 1924, S. 135)

denn man könnte es fälschlicherweise gar als Zynismus der ökonomischen Profession gegenüber auffassen. Wie aber kann Knight zu einer solchen Feststellung gelangen, dass die ökonomische Wissenschaft vergleichbare Gesetze wie die Mechanik oder Physik aufstellen könne? Ist folgende negative Abgrenzung eine hinreichende Legitimation für die ökonomische Wissenschaft, nämlich dass

„the greatest need for the development of economics as a growing body of thought and practice is an adequate appreciation of the meaning, and the limitations, of this

body of accurate premises and rigorously established conclusions“ (Knight, 1924, S. 135)

was einem Interesse an der ökonomischen Theorie um ihrer selbst Willen gleichkommt? Welchen Stellenwert kann eine Theorie einnehmen, die aufgrund des sich „verändernden“ Untersuchungsgegenstandes keine konkreten und sicheren Aussagen über die Realität treffen, bloß abstrakte, möglichst allgemeine Formalverhältnisse aufstellen kann? Zumal ein rein formales System, welches auf Basis der deduktiven Mathematik errichtet ist, keinerlei Bezug zur Realität haben kann, so Knight all die für die neoklassische Theorie getroffenen Annahmen als „unrealistisch“ einstuft. Dieses Problem zeigte sich bereits bei Walras' Dreiteilung und Verwendung der mathematischen Methode innerhalb der reinen Theorie. Die Formalverhältnisse der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie sind für Walras vorerst bloße Hypothesen und das System in sich geschlossen. Dieses erlangt erst mittels der aufgrund der Dreiteilung nunmehr externen Sphäre der Moralwissenschaft praktische Relevanz. Gleichsam liegt eine solche, von Knight vorgeführte Abgrenzung der ökonomischen Wissenschaft unweit der Wissenschaftspraxis nach dem 2. Weltkrieg, wenngleich auch unter anderen Voraussetzungen und Schlussfolgerungen. Auch diese Periode der ökonomischen Wissenschaftspraxis zeichnet sich durch ihre abstrakten, realitätsfernen Modelle aus, die logischer Rigorosität und Exaktheit sowie weiter Aussagenbreite mehr Bedeutung zuweisen als praktischer Relevanz.⁷⁰ Somit gibt es für Knight

„no laws regarding the *content* of economic behaviour, but there are laws universally valid as to its *form*“ denn „regarding the character or content of economic life, economic theory has absolutely nothing to say.“ (Knight, 1924, S. 135 und 1936, S. 257)

Ökonomische Gesetze können zwar nichts über die tatsächlichen Motive der Menschen aussagen, jedoch gibt es bestimmte Prinzipien, die intuitiv, *i.e., a priori* bekannt sind, wobei er das Gesetz des abnehmenden Grenznutzens als ein solches anführt. Dieses habe approximativ Gültigkeit, da die Menschen sich annähernd entsprechend dieser „Tatsache“ verhielten. Natürlich funktioniert der Mensch weder wie ein *homo oeconomicus*, dessen Entscheidungen zwar leer sind, der seine Nutzenfunktionen jedoch zumindest offenbart hat, noch wie ein

⁷⁰ G.L.S. Shackle identifiziert in seinem Artikel „The limitations of economic theory“ fünf Merkmale oder Qualitäten, die jede ökonomische Theorie in gewissem Maße besitzen sollte: „1. logical rigour, 2. realism, 3. immediacy, 4. inclusiveness, 5. human reference“ (Shackle, 1958b, S. 5f) wobei er als „the grandest, most sweeping and most tremendous example of this heroic abstraction, of this preferring of rigour to realism and of inclusiveness to immediacy the Walras-Pareto type of general static equilibrium system in its modern form“ (Shackle, 1958b, S. 6) identifiziert, was zwangsläufig auf Kosten der „human reference“ (Shackle, 1958b, S. 9) gehen muss. Zur Kritik an der Wissenschaftspraxis nach dem 2. Weltkrieg, wenn auch mit unterschiedlichen Schlussfolgerungen, siehe auch Blaug, 1997b.

nach ökonomischen Gesetzen programmierter Roboter. Jedoch haben die ökonomischen Gesetze Relevanz, weil sich die Menschen bis zu einem bestimmten Grade nach diesen intuitiv erfahrbaren Gesetzen verhalten, was eine

„valid distinction between the intelligent and stupid or insane expenditure of money“ (Knight, 1924, S. 136)

ermöglicht, wenngleich festgehalten werden muss, dass diese Aussage ebenfalls einen Wertmaßstab impliziert. Und so die Marginalprinzipien auch jene einer vernünftigen Politik darstellen, geben sie uns doch keine Auskunft darüber, was konkret getan werden sollte. Weitere Verwirrung dürfte Knight beim Leser stiften, wenn er in Bezug auf eine deduktive ökonomische Wissenschaft, die ihre Schlussfolgerungen von einigen, wenigen offensichtlichen Prinzipien ableitet, schreibt:

„Yet it all „works“; its conclusions are descriptive of reality and are indispensable in predicting and controlling the phenomena of the physical world“ (Knight, 1924, S. 136)

steht dies doch im fundamentalen Gegensatz zu Knights zuvor elaborierter Position. Wie kann er von einer Voraussagekraft der ökonomischen Theorie sprechen, wenn er zuvor seitenweise eine solche, den Naturwissenschaften analoge Vorgehensweise, aufgrund der Natur des Untersuchungsgegenstandes, *i.e.*, dem menschlichen Willen, auf das heftigste abgelehnt hat? Dies widerspricht seiner geläufigen Auffassung, dass

„a natural or positive science of human conduct [...] is not what we need; indeed the idea is an absurdity“ denn „economic phenomena are not sensorily empirical, and the limitations of scientific method must be stressed.“ (Knight, 1951b, S. 10 sowie 1961b, S. 282)

Die zweite von Knight vorgenommene Einschränkung der Wissenschaft, die, wenn am Begriff „economizing“ ausgelegt, zu einer „all-inclusive science“ führen würde, ist eine Reduktion auf die Untersuchung der sozialen Interaktion und Koordination durch den Preismechanismus, *i.e.*, des Marktsystems. Dabei relativiert er die zuvor angesprochene Problematik der menschlichen Wünsche als grundlegende Daten der ökonomischen Wissenschaft, indem er zugesteht, dass eine solche Sichtweise

„in a short run view of the problem this is scientifically legitimate.“ (Knight, 1924, S. 142)

Welche Annahmen muss die ökonomische Wissenschaft nun für ihre Untersuchungen voraussetzen und wie sieht das menschliche Verhalten innerhalb einer solchen Theorie aus?

„A much more important confusion prevails with reference to the meaning of the end in economic behaviour (the behaviour of the economic man). The concept of

economy clearly implies a *given* end and one which is measurable, or quantitatively comparable with other ends, in terms of the means to be employed. Economic behaviour implies or is, in the degree in which it is economic, the use of means in such a way as to realize the maximum quantity of some general end or objective, embodied in specific wants and conditioned by the limited means available to an individual subject. The general end, now usually called „want satisfaction“, is to be realized by correct apportionment of the given means among the various modes of use, bound up in a „preference function“ with intermediate specific ends or wants. [...] The essential point at the moment is that in economic behaviour as a concept ends are given, defined by actual preferences on the part of the subject as an economic man as he stands at the moment of making any choice involving the disposal of means. A preference is a datum.“ (Knight, 1941b, S. 127)

Die Wissenschaft muss folglich all das voraussetzen was Knight zuvor als höchst „künstliche“ und unrealistische Annahmen kritisiert hat. Er kommt zwar auf die Probleme und Beschränkungen der von Walras aufgestellten statischen Konzeption des Allgemeinen Gleichgewichts zu sprechen, akzeptiert jedoch letztlich eine solche Gleichgewichtsvorstellung, indem er auf den dynamischen Aspekt abstellt, inwiefern die einzelnen Faktoren in Richtung Gleichgewicht tendieren. Dabei stellt er fest, dass

„the price situation *at a moment* is the resultant (as far as it can be explained in terms of general forces) of a tendency to equilibrium between offers to buy and offers to sell, all of which are based upon speculative opinions. (Knight, 1924, S. 144)

Dementsprechend steckt Knight das Feld der ökonomischen Theorie ab, um schließlich abermals auf die „enge“ Abgrenzung zu sprechen zu kommen, denn

„in a limited field in economic data, due largely to the fact that exchange has reduced the factors to definite measurable quantities, we can have an exact science of the general form of relations. It can tell us little in the concrete, and its chief function is negative - to offset as far as possible the stupid theorizing of the man in the street. The real sociology and economics must be branches of literature as much as of science“ (Knight, 1924, S. 147)

was wiederum seine kritische Perspektive stärker betont. Dennoch gibt es für Knight eine ökonomische Wissenschaft, wenn auch mit all den oben angeführten Einschränkungen. Sie kann dabei eine Art von Wissenschaftlichkeit wie die „laboratory science“ anstreben, wodurch sie mechanistisch wird, jedoch bloß in der Theorie und nicht in ihrer Terminologie oder gar den Fakten. Eine solche Wissenschaft

„will employ freely the concept of desire as an explanation of behaviour, as mechanics employs the concept of force as an explanation - because it is irresistibly convenient to do so.“ (Knight, 1925, S. 85)

Es gibt für Knight folglich eine ökonomische *Wissenschaft* und diese muss notwendigerweise gewisse Annahmen treffen und abstrahieren, um überhaupt wissenschaftlich sein zu können. Sie benötigt Fakten als Grundlage, die sie als So-

zialwissenschaft dogmatisch quantifizieren muss, wenngleich diese Fakten eben eine doppelte Qualität haben und nicht Fakten im naturwissenschaftlichen Sinne darstellen. Diese Künstlichkeit und Abstraktheit der Daten mit denen sich die Wissenschaft der Ökonomie auseinander zu setzen hat ist grundlegend für ihre Reichweite und Aussagenbreite. Deshalb kann innerhalb der Wissenschaft kein Platz für „anything of the nature of „choice“ between motives, that is anything of the nature of decision or *real control*“ (Knight, 1925, S. 87) sein. Für die Sphäre der Wissenschaft ist dies zulässig, die daraus gewonnen Schlussfolgerungen auf die Realität zu übertragen, ist jedoch höchst problematisch, denn

„scientific dogmatism naturally denies the existence of everything which will not pass its tests as a fact“ (Knight, 1925, S. 93)

weshalb der unterschiedenen Sphäre der Ethik bei Knight ein solch wichtiger Stellenwert zukommt. Knight ist der Wissenschaft gegenüber zwar höchst kritisch, da sie das Hauptaugenmerk auf die Resultate und nicht den Prozess richtet und den quantitativen gegenüber dem qualitativen Aspekt des Ergebnisses hervorhebt, dennoch liegt ihr Wert in den Resultaten die sie zu erreichen ermöglicht, wenngleich sie bloß ein Werkzeug ist. Naturgemäß liegen für Knight der Schwerpunkt und das Hauptaugenmerk der Wissenschaft in jenem Bereich,

„where results can be predicted and brought about „efficiently“, that is, in the largest possible quantity with relation to a given stock of resources or productive power.“ (Knight, 1924, S. 108)

Die ökonomische Wissenschaft orientiert sich somit an der Kategorie der Effizienz, darüber kann sie Aussagen treffen und dazu muss sie Annahmen voraussetzen wie Ziel-Mittel-Beziehungen oder statische Bedingungen, usw. Dieser reine Bereich der Wissenschaft manifestiert sich für Knight wie eine Technologie, eine *technique of prediction*, die Effizienz als eine Norm unterstellt, mit all den Vorbehalten bezüglich der daraus gewonnen Schlussfolgerungen. Wie auch Robbins innerhalb der reinen Theorie anerkennt so ist auch Knight der Meinung, dass die Frage danach, ob ein Ziel „gut“ oder „schlecht“ sei, mit dem Konzept der Ökonomie nichts zu tun habe. Denn dies hat keinerlei Einfluss darauf in welchem Ausmaß eine Handlung ökonomisch ist. Natürlich kann die Wissenschaft Gesetze aufstellen, doch aufgrund der Annahmen bleiben diese inhaltlich leer, da sich die menschliche Wahlhandlung gerade nicht wissenschaftlich abbilden lässt. Deshalb liefert die reine Wissenschaft auch keinerlei verbindliche Verhaltensregeln (rules for guidance). Sie ist weder eine deskriptive noch eine die Realität erklärende Wissenschaft, sondern sie beschäftigt sich mit idealen Konzepten, was sie zu einer universellen Wissenschaft macht. Sie setzt die Bedürfnisse, Ressourcen und die Technologie als gegeben voraus und baut darauf ihr System von Gesetzen und Prinzipien ökonomischen Verhaltens auf. Da allerdings die reine Theorie für Knight lediglich Aussagen der Form und nicht dem

Inhalt nach macht, hängt die Gültigkeit ihrer Gesetze letztendlich nicht von den tatsächlichen Bedingungen ab.

§ 1 (4) Wissenschaft als *technique of prediction*

Es erscheint zielführend Knights Wissenschaftskonzeption der Ökonomie als einer „technique of prediction“ genauer darzulegen, so der Ausdruck auf den ersten Blick seinen zu Beginn vorgebrachten Einwänden entgegenzustehen scheint als auch innerhalb *e*-Cs in der friedmanschen Konzeption der Wissenschaft abermals von Bedeutung sein wird. Dass Knight letztendlich die ökonomische Wissenschaft als eine „technique of prediction“ ausweist, ist streng genommen tautologisch, da er ja vorgibt, dass die Ökonomie am Schnittpunkt dreier großer Denkgebiete steht, *i.e.*, der Wissenschaft (aufgefasst als Naturwissenschaft, die eben diese „technique of prediction and control“ (Knight, 1925, S. 77) darstellt), der Moral und der Ästhetik. Der Terminus „technique of prediction“ wird somit schlichtweg als Charakterisierung der wissenschaftlichen Vorgehensweise und deren Unterstellungen aufgefasst. Wofür steht der Begriff *Wissenschaft* als eine der drei möglichen Herangehensweisen, wobei noch keine Aussage über ihre Relevanz gemacht ist, für Knight? Was sind ihre Beschränkungen und Unterstellungen?

Knight kommt zunächst auf das Paradoxon zu sprechen, dass die wissenschaftliche Weltansicht unterstellen muss, dass die Zukunft der Vergangenheit ähnelt und „*the truth always the same*“ (Knight, 1924, S. 110) ist. Dies bedeutet nichts anderes, als dass die Welt immer die selbe ist, es keine wirkliche Veränderung gibt, denn diese wäre nicht vorherzusagen. Diese Unterstellung schließt jedoch die Konsequenz mit ein, dass, wenn die Welt tatsächlich immer die selbe ist, wir uns folglich auch nicht mit dem Problem der Vorhersage konfrontiert sehen. Knight zeigt im folgenden, wie die Wissenschaft mittels zumindest zweier Konzepte dieses Paradoxon aufzulösen gedenkt. Einerseits mittels wissenschaftlicher Gesetze, die zwar grundsätzlich eine Veränderung der Welt zulassen, eine solche allerdings auf die Bewegung entlang eines in mathematischen Gleichungen abbildbaren Pfades reduzieren. Das bedeutet nichts anderes, als dass sich der Untersuchungsgegenstand seinem Wesen nach nicht verändert, so dessen Veränderung voraussagbar ist und eben bestimmten Gesetzen folgt. Die zweite Möglichkeit den Gegensatz zwischen einer statischen und einer sich verändernden Welt zu überbrücken, ist „*the idea of the rearrangement of the same elements in different combinations.*“ (Knight, 1924, S. 111) Beide Vorstellungen nehmen die ontologische Setzung vor, dass die Dinge ihrem Wesen nach gleich bleiben, „*that they have an inner nature which does not change.*“ (Knight, 1924, S. 112) Selbstverständlich können sie sich verändern, jedoch nur in Überein-

stimmung mit den tieferliegenden, von der Wissenschaft hervorgehobenen Gesetzen oder in Relation zu anderen wissenschaftlich abgebildeten Dingen.

Diese beiden Konzepte veranschaulichen die wissenschaftliche Vorgehensweise und deren Unterstellungen, sind jedoch in mindestens einem Aspekt eingeschränkt, nämlich „that there can be no scientific evidence for this view beyond the actual tendency of observers to agree“ (Knight, 1924, S. 118), denn Wahrheit kann für Knight nur dann als wissenschaftlich angesehen werden, wenn sie mitteilbar ist.⁷¹ Dass sich aus dieser wissenschaftlichen Auffassung, die gerade in den Sozialwissenschaften in Bezug auf „the stability of the data, their assimilability into classes, their objectivity and especially the possibility of their objective measurement“ (Knight, 1924, S. 118) einer ganzen Reihe von Beschränkungen unterliegt, eine lückenhafte Gesamtdarstellung der Wirtschaftswissenschaft bei Knight ergibt, wurde in den Kapiteln II § 1 (1) und (3) erörtert. Doch die Auflösung dieses Paradoxons stand nicht im Mittelpunkt der Knight-schen Forschung, wenngleich er das seit Walras thematisierte Problem am entschiedensten anerkennt. Er ist der Auffassung, dass

„the practical problem of getting along with our fellow human beings must be attacked in the main by a method very different from the technique of natural science, a different kind of development and refinement of common sense, which carries us rather into the field of aesthetics.“ (Knight, 1924, S. 147)

Deshalb kann er dieses lückenhafte und teilweise widersprüchliche Bild der ökonomischen Wissenschaft aufgrund ihrer eingeschränkten Bedeutung für das praktische Zusammenleben durchaus bestehen lassen, so die Diskussionsgemeinschaft und nicht die wissenschaftliche Weltsicht dem Ideal der „free social action“ am nächsten kommt.

§ 1 (5) Die Rolle der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie. Ein sozioökonomisch unabhängiges Modell?

Wie im vorigen Kapitel angeführt, wird die ökonomische Wissenschaft bei Knight zu einer *technique of prediction*. In seiner Beschäftigung mit unterschiedlichen sozialistischen Ansätzen kommt er Ende der 1930er Jahre auf die Frage zu sprechen, ob nicht die Allgemeine Gleichgewichtstheorie ein gänzlich institutionen-unabhängiges, technisches Modell sei, das schlichtweg das Prob-

⁷¹ Man könnte die Frage aufwerfen, inwiefern nicht Knight das konzeptionelle Vorgehen auf der Ebene der Ethik auch auf die Wissenschaft überträgt, da auch dieses System nicht ohne Kommunikation ihr Auslangen findet und Wahrheit für Knight nur über den Diskurs hergestellt werden kann. Denn „truth is recognized only through agreement, and there must be an interest in agreement, a general aversion to having each individual simply hold his own opinion and „letting it go at that.“ (Knight, 1942a, S. 258)

lem knapper Ressourcen bei unterschiedlichen Präferenzen und unbeschränkten Nutzenfunktionen zu lösen imstande ist. Stellte die von Walras vorgenommene Eingrenzung auf die Marktsphäre nicht einen vorschnellen Kurzschluss dar? Haben wir es dabei nicht mit einer Problemstellung zu tun, die immer, ganz unabhängig vom gesellschaftlichen Arrangement, existiert? Solche Fragen wurden insbesondere in den 1930er Jahren in der Diskussion zur sozialistischen Rechnungslegung aufgeworfen, als Oskar Lange, der ebenfalls zeitgleich mit Knight an der *University of Chicago* tätig war, eine sozialistische Gesellschaft auf der Grundlage der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie, i.e., basierend auf Märkten, zu entwickeln suchte. Im Jahr 1936 fragt Knight in einem Artikel in der *American Economic Review* nach dem „Place of Marginal Economics in a Collectivist System“ und legt vorab dar, dass er die These verfolge,

„that the place of marginal economics in a collectivist economy is not essentially different from its place in an economy of „competitive individualism““ denn „a large part of the extant body of economic theory would be as valid in a socialistic society as it is in one organized through exchange between individuals.“ (Knight, 1936, S. 255 u. 1924, S. 139)

Der Grund für Knights Schlussfolgerung liegt darin, dass sich die kollektivistische Ökonomie auf abstrakter Ebene der Theorie mit genau den gleichen Problemen konfrontiert sieht, i.e., der Bedürfnisbefriedigung menschlicher Wünsche unter der Verwendung knapper Ressourcen, wie eine Marktgesellschaft. Die Aufgabe der Grenznutzenanalyse wäre es folglich, dieses technische Problem zu optimieren, sodass die knappen Ressourcen entsprechend den Gesetzen des Grenznutzens, der

„logical, mathematical, and hence universal, principles of economy, i.e., of maximizing the return from any resources, used in accord with any technique, to secure any form of return“ (Knight, 1936, S. 256)

verteilt werden. Anhand dieser Formulierung ist ersichtlich, dass die ökonomische Analyse aufgrund ihrer universalen Prinzipien keine konkreten Aussagen über ein Wirtschaftssystem machen kann, sondern in deren Zentrum steht die „correct apportionment“. Stellen wir dieser Auffassung der Ökonomie die Definition Oskar Langes gegenüber, der die ökonomische Wissenschaft als „[...] the science of administration of scarce resources in human society“ (Lange, 1945, S. 19) auffasst, so ist diese Definition tatsächlich vom sozioökonomischen System unabhängig. Zwar seien die Wünsche der Menschen Ausdruck biologischer Notwendigkeiten oder, und dies ist mehrheitlich der Fall, Produkte bestimmter zivilisatorischer Verhältnisse, so ist dies doch für eine solche Definition der ökonomischen Wissenschaft unerheblich, da sie diese Bedürfnisse ja als gegeben hinnimmt. Dadurch wird sie zu einer universalen Wissenschaft, die auf jegliche

Zivilisation, sei es eine komplexe Industriegesellschaft, eine Insel auf der Robinson auf Freitag trifft, oder sogar

„any conditions possible on earth, regardless of the form of society as a whole and the social philosophy accepted in it“ (Knight, 1940, S. 261)

anwendbar ist. Selbstverständlich würden die konkreten Ziele einer kollektivistischen Gesellschaft eine unterschiedliche Ausformung erfahren als jene einer Marktgesellschaft, doch würde dies das Optimierungsproblem nicht betreffen, denn die ökonomische Analyse hat in Bezug auf den Inhalt des ökonomischen Lebens nichts zu sagen, da sie sich einzig auf die Verteilung von Mitteln auf unterschiedliche Ziele in der Erreichung eines Maximums beschränkt. Der einzige Unterschied zwischen einer kollektivistischen und einer Marktgesellschaft, so meint Knight, liege gerade im „content of these three sets of data (supplies of goods, tastes, purchasing power).“ (Knight, 1936, S. 260) Doch über diese einzelnen Kategorien sagt die ökonomische Theorie nichts aus, da sie diese Daten als gegeben für ihr Optimierungsproblem annimmt (vgl. auch Robbins' wissenschaftliche Abgrenzung anhand des freien menschlichen Willens in Kapitel II § 2 (3), der diese Kategorien aus der Sphäre der Ethik als gegeben hinnimmt). Was können wir somit aus den für die Allgemeine Gleichgewichtstheorie getroffenen Annahmen für das institutionelle Arrangement schließen? Nehmen wir das Allgemeine Gleichgewicht im Sinne der walrasianischen Konzeption als statisch an, so gelangen wir zur Schlussfolgerung,

„that there are several fundamental respects in which the problems of a collectivist economy would be enormously simplified in comparison with those of a system based on private property“ (Knight, 1936, S. 263)

da die theoretische Analyse des Kapitalismus gerade die Schwächen eines auf Märkten beruhenden Tauschmechanismus aufzeige. Würden nicht durch eine solche Organisationsform, so sich die Regierung auf die Lösung des Optimierungsproblems beschränke, die negativen Auswirkungen des Marktsystems minimiert werden? Knight zählt die Vorzüge diesbezüglich auf: gäbe es nur beschränktes Privateigentum wären Spekulationen nahezu unmöglich, Geldmenge und Geldumlauf könnten kontrolliert werden, hätte die Regierung Kontrolle über alle Preise und die Bewegungen der Produktionsfaktoren müsste es nicht zu Konjunkturzyklen und damit verbunden zu Rezessionen und Arbeitslosigkeit kommen und wenn es keine Werbung und Beeinflussung durch selbige gäbe, käme es zu keiner Bildung von künstlichen Monopolen. Bei Unterstellung eines allmächtigen und wohlwollenden Staates, der keinerlei Eigeninteressen verfolgt und wie ein Rechencomputer die Ressourcen entsprechend ihrer Grenzprodukte verteilt, liefere uns die Allgemeine Gleichgewichtstheorie eine Apologie für ein kollektivistisches Gesellschaftssystem. Denn unter statischen Be-

dingungen müsste man einzig den wissenschaftlichen Determinismus auf die ethische Ebene übertragen und

„direction and control would lose their political character and be reduced to a technical and statistical basis.“ (Knight, 1936, S. 262)

Was bedeutet dies nunmehr für die ökonomische Theoriebildung, vor allem unter Berücksichtigung der walrasianischen Konzeption? Zunächst ist festzuhalten, dass, wenn ein Modell der ökonomischen Wissenschaft vom konkreten sozioökonomischen System unabhängig ist, selbige keine Aussagen über das „richtige“ Wirtschaftssystem treffen kann. Dies hatte ja Walras zu Beginn unterstellt, doch kann daraus keine Apologie für ein bestimmtes Wirtschaftssystem deduziert werden. Denn die wissenschaftliche Analyse ist ja gerade von der konkreten Ausformung unabhängig, berücksichtigt diese gar nicht, weshalb solche Fragen der Ausgestaltung der Gesellschaft politische oder ethische und keineswegs technische sind. Somit war die Gleichsetzung von Allgemeinem Gleichgewicht mit dem Marktsystem und folglich die Verbindlichkeit desselben auf ethischer Ebene überaus problematisch, da es weder zulässig ist, wissenschaftliche Normen für die ethische Sphäre abzuleiten, noch eine solche Ableitung aufgrund der Überlegenheit eines Wirtschaftssystems grundsätzlich möglich wäre, so wir es mit einem universalen, technischen Optimierungskonzept zu tun haben, dessen Schlussfolgerungen dem konkreten sozioökonomischen System unvermittelt gegenüber stehen. Der wissenschaftliche Determinismus auf ethischer Ebene führt uns zu einer „all-inclusive science“, denn übertragen wir das technische Modell auf die gesellschaftliche Realität, so wären die Menschen nichts weiter als Roboter, die den Funktionen des Modells gehorchen. Das Verhalten wäre erklärt durch „the adaption of means to ends and the „economizing“ of means in order to maximize ends.“ (Knight, 1924, S. 140) Denken wäre reduziert auf die Rechenoperationen eines Computers und stellt dann eine „technique for guiding the performance of this function“ (Knight, 1924, S. 140) dar. Alles menschliche Leben wird zum ökonomischen Problem, jegliche Aktivität ökonomisch, da naturgemäß der wissenschaftliche Determinismus keine andere Interpretation zulassen kann.

Akzeptierten wir Walras' Vorgehen, das einem Determinismus auf ethischer Ebene gleichkommt, würde nunmehr die Allgemeine Gleichgewichtstheorie nicht eine „disproof or rejection of socialism“ (Knight, 1940, S. 258), sondern eine Apologie für eine sozialistische Planwirtschaft bedeuten, in der die Menschen wie Rechenmaschinen ihren maximalen Nutzen kalkulieren und verfolgen. Doch da wir Normen nicht wissenschaftlich ableiten und die hypothetischen Annahmen *ex nihilo* zurück auf die Realität übertragen können, bleibt die Allgemeine Gleichgewichtstheorie nichts als ein universales Optimierungsmodell des Einsatzes knapper Ressourcen bei unbeschränkten Nutzenfunktionen.

Und so gerade die Realität den Idealzuständen des Gleichgewichts widerspricht, ist

„this inability and/or unwillingness to plan the *raison d'être* of the competitive economy itself, the system of production for the market, or for profit.“ (Knight, 1936, S. 264)

So muss letztendlich die Wahl auf gesamtgesellschaftlicher Ebene eine ethische Frage bleiben, wie Knight nicht müde wird uns darzulegen, denn die ökonomische Analyse kann darüber keine Aussagen treffen, weder über die Ziele welche die Gesellschaft anstrebt, noch über die dazu geeignete gesellschaftliche Organisationsform zur Erreichung eben dieser Ziele.

§ 1 (6) Das ethische Universum. Sinnbild der Freiheit?

Wie kann nach Knight nun eine „objektive“ ökonomische Wissenschaft möglich sein, so er einräumt, dass sie notwendigerweise aufgrund ihrer Natur immer von Werturteilen durchdrungen ist? Oder erteilt er einer solchen Idee, die mit der Vorstellung der strikten Abgrenzung der reinen, angewandten und sozialen Sphären der Wissenschaft und somit der kontinentaleuropäischen Position eng verbunden ist, eine Absage, da er dies als weder befriedigende noch zielführende Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft ansieht? Wie wir in Kapitel II § 1 (3) gesehen haben, bleibt die Rolle der Wissenschaft in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung in Knights Konzeption überaus beschränkt. Folglich wendet er sich, um nicht einen ähnlichen Rückschritt wie Walras in einer wissenschaftlichen Bedingung der Moralsphäre zu vollziehen, bezüglich aller drängenden sozialen Fragen der Ethik zu, um auf dieser Ebene seinen Standpunkt darzulegen. Um Knight nicht falsch auszulegen, muss eine Würdigung des Stellenwerts der Freiheit in seinem Denken vorgenommen werden. Dadurch soll etwaigen Missverständnissen vorgebeugt werden, die sich im Verhältnis zu den Freiheitsvorstellungen des 19. Jahrhunderts und deren Rolle innerhalb eines utilitaristischen Systems ergeben könnten, gegenüber denen sich Knight allerdings klar und deutlich abgrenzt. Es scheint durchaus angebracht Knight als *Libertären*, wie dies McKinney (1993) vorschlägt, zu bezeichnen, um seine Position gegenüber der liberalen, insbesondere des *laissez-faire* des 19. Jahrhunderts, abzugrenzen. Sein Standpunkt zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass er eine fundamentale (normative) Freiheitsvorstellung,⁷² eine Freiheit des

⁷² Im Gegensatz zu jener des *laissez-faire* des 19. Jahrhunderts „[which] treats liberty for the individual and mutuality in the relations between individuals as instrumental, i.e., as conditions for maximizing individual want satisfaction“ (Knight, 1935a, S. 287) zeichnet sich Knights Vorstellung des Liberalismus dadurch aus, dass „regarding the end of action, it is of the essence of liberalism properly conceived to have no concrete position. The end of action is whatever the individual wants and strives to do [...]“ (Knight, 1939b, S. 9).

Willens, vertritt. Als deren Gegensatz sieht er jedoch nicht den Determinismus, denn wie oben erwähnt bewegt sich für ihn das Individuum in einem Spannungsverhältnis zwischen einer solchen Freiheit und soziologischer Determiniertheit, sondern als Gegenposition identifiziert er die Kategorie „Macht und Zwang“, woraus sich für die ökonomische Theorie eine recht „sonderbare“ Freiheitskonzeption ergibt. Für ihn gilt:

„freedom is a „good“, not merely in the sense that men actually want it, but in the deeper and more truly ethical sense that men „ought“ to be free, more or less independently of whether they wish to be or not.“ (Knight, 1939b, S. 11)

§ 1 (7) Versuch einer Verteidigung des Marktsystems auf ethischer Ebene. Freiheit und Macht, zwei vereinbare Kategorien?

Blickt man auf das Œuvre Knights, so erkennt man, dass Freiheit die zentrale Instanz in seinem Denken ist. Allerdings ist gerade im Hinblick auf die ökonomische Theorie und das Marktsystem in Bezug zu den beiden Kategorien Freiheit/Macht (power) ein Wandel in Knights Position erkennbar. Wir wollen zunächst die frühen Schriften Knights im Hinblick auf das Problem der *ethischen* Begründung der Freiheit untersuchen - eine wissenschaftliche Begründung wie wir sie bei Walras vorgefunden haben lehnte Knight, wie in Kapitel II § 1 (2) angeführt, ab - und seinen doch sehr unterschiedenen Freiheitsbegriff gegenüber jenem des *laissez-faire* des 19. Jahrhunderts hervorheben. Daran anschließend soll schließlich jener Punkt ausfindig gemacht werden, an dem seine Einschätzung zum Verhältnis von Freiheit und Macht einen Wandel erfährt, wobei diese beiden Kategorien immer in Bezug zur Wirtschaftsordnung diskutiert werden. Was die Frage der Legitimation des Marktsystems betrifft, so gelangt er 1923 zur Ansicht, dass es, wenn überhaupt, nur die Kategorie der Macht sein kann, anhand derer eine wirtschaftliche Wettbewerbsordnung (competitive economics) legitimiert werden könne. Allerdings ist für Knight eine solche Legitimation nicht aus der Wissenschaft ableitbar, sondern

„whether we are to regard them as justified at all depends on whether we are willing to accept an ethics of power as the basis of our world view.“ (Knight, 1923, S. 68)

Hierbei stellt sich die Frage, weshalb Macht zu einer zentralen Kategorie in Knights Denken wird, und es zeigt sich, dass Knight diese Kategorie mit jener der Freiheit verknüpft, was ihn dazu veranlasst, den Utilitarismus des 19. Jahrhunderts als eine „ethics of power“, die „glorified economics“, zu identifizieren. Auf das tatsächliche ethische Problem, der Frage *wofür* diese Macht eingesetzt werden *sollte*, gab eine solche Konzeption jedoch keine Antwort. Nun versucht Knight zunächst mittels unterschiedlicher philosophischer Ansätze Antwort darauf zu geben, ob einerseits eine solche „ethics of power“ sowie das Wettbe-

werbssystem moralisch legitimierbar seien. Er gelangt jedoch weder über die eudämonistische Position noch über die aristotelische Ethik oder das Christentum zu einer Rechtfertigung für das kompetitive Marktsystem. Er findet schließlich sogar einen Zwiespalt zwischen einer spirituellen Ethik und dem unethischen, nicht weiter hinterfragten, schlichtweg als gegeben hingenommenen und mit der Vorstellung der Effizienz verbundenen Marktsystem vor. Es ist für Knight 1923 somit keine ethische Grundlage für das Marktsystem ausmachbar.

„Thus we appear to search in vain for any really ethical basis of approval for competition as a basis for an ideal type of human relations, or as a motive to action.“ (Knight, 1923, S. 74)

Denn die einzige hergebrachte Rechtfertigung für das Marktsystem liegt darin, „that it is effective in getting things done“ (Knight, 1923, S. 74), was allerdings keine ethische Rechtfertigung darstellen kann, so gerade die Frage nach der *Art* und Qualität von Dingen damit nicht beantwortet wird. Das Marktsystem liefert zwar ein Ergebnis, ob dieses moralisch verfolgenswert ist oder gar ein Optimum darstellt, bedarf eines Wertstandards, der außerhalb der Wissenschaft liegt. Wie kann allerdings das Marktsystem dann ethisch bewertet werden, also eine Antwort auf

„[...] the central practical problem of economic theory, which is that of evaluating competitive individualism as a system of social organisation“ (Knight, 1925, S. 102)

gefunden werden? In der geschichtlichen Entwicklung wurde als Verteidigung des Marktsystems die Kategorie der Effizienz genannt. Dieser Wert ist für eine ethische Grundlegung jedoch gänzlich unbrauchbar, denn die Ziele sind nicht gegeben, sondern Knight ist vielmehr der Überzeugung, dass Ziele wiederum auf die Erreichung von Macht gerichtet seien. Der Mensch ist für Knight unter anderem dadurch charakterisiert, dass er nach Dingen strebt, um seinen Mitmenschen gleich oder von ihnen unterschieden zu sein, um sie zu dominieren, Neid hervorzurufen oder mit ihnen übereinzustimmen. Macht wird für Knight somit zu einem Faktum jeder gesellschaftlichen Organisation, einer Notwendigkeit gesellschaftlichen Zusammenlebens und somit zu einer Frage, der sich der Sozialphilosoph zu stellen hat.

„No doubt, each individual or class in society is anxious enough to get hold of a technique of controlling the rest of society; but is that an aim about which the social philosopher should concern himself seriously? Within limits it is; for in any organized system a part of the individuals must be in control of the rest. In this sense social is an adjunct to law. But law itself, most of us admit, should be minimized; the ideal is *freedom*, no control.“ (Knight, 1924, S. 133)

Dieses Ideal der Freiheit ist nicht mehr getrennt von der Kategorie der Macht zu betrachten. Die beiden Kontrapunkte werden bei Knight vielmehr miteinander

gleichgesetzt, was erklärt, weshalb er den Versuch unternimmt, diese im positiven Sinne ethisch zu begründen, was ihm, wie wir sehen werden, vorerst allerdings nicht gelingen soll. Wenn eine ethische Begründung des Marktsystems nicht möglich ist, kann uns dann die ökonomische Theorie in dieser Frage weiterhelfen? Auch dieser Versuch muss verneint werden, denn die ökonomische Theorie für sich selbst genommen könne man auf jegliche Gesellschaftsform in der ökonomische Wahlhandlungen stattfinden, sei es eine Diktatur oder Marktwirtschaft, anwenden. Das Ergebnis der mechanistisch-rationalen Wahl wäre das selbe. Und das „Kriterium“ für die Wahl der adäquaten Organisationsform, so es eine solche überhaupt gibt, kann nicht aus der wissenschaftlichen Sphäre stammen, wie wir in der Abgrenzung Knights zu Walras gesehen haben. Was die ökonomische Theorie betrifft, so sind ihre Aussagen universalistisch. Sie bleibt inhaltlich leer, sie kann ihrer Form nach auf jedes Wirtschaftssystem angewandt werden,

„it involves no disproof or rejection of socialism. Rather the contrary“ (Knight, 1940, S. 258) denn „a collectivist society of any type would necessarily confront the same economic problems, in the formal sense, as an individualistic one. [...] some individual wants will always have to be satisfied by the use [...] of some stock of productive resources.“ (Knight, 1936, S. 255)

Aufgrund der tatsächlichen Einschränkungen des Systems der freien Konkurrenz und dem Abweichen vom Allgemeinen Gleichgewicht kommt Knight sogar zur Feststellung, dass die Allgemeine Gleichgewichtstheorie mehr ein Argument für eine Planwirtschaft als für das freie Unternehmertum darstelle (siehe Kapitel II § 1 (5)). So hat sich die gesellschaftliche Entwicklung zwar dahingehend ausgezeichnet, dass

„liberty is made, in more or less set terms, an „inalienable right“, in the constitution of every liberal state“ (Knight, 1935a, S. 287f)

doch fanden in der Gesellschaftsform des 19. Jahrhunderts die Einschränkungen des *laissez-faire* keine Berücksichtigung, weshalb es auch nicht als eine ethische Basis für eine Gesellschaftsverfassung dienen kann. Knight ist demgegenüber sogar der Ansicht, dass

„economic liberalism in the negative sense of extreme individual *laissez-faire* is impossible, for two fundamental reasons which were generally overlooked in the accepted theory. The first reason is the fact that wealth can be used to get more wealth; for, the more of it anyone has, the more advantage he has in the struggle to get still more. Consequently, under individualistic freedom, and under the condition that men want more wealth, for whatever reason, it will be used to get more, giving rise to cumulative growth in inequality.“ (Knight, 1935a, S. 291)

Dieses Zitat verdeutlicht, dass für Knight Freiheit nicht getrennt von Macht betrachtet werden kann, erstere letztere impliziert und eine ethische Basis für das Marktsystem, wenn überhaupt, nur dann gefunden werden könne, wenn wir

versuchen für letztere Kategorie eine philosophische Grundlage zu finden. Bei einer solchen Diskussion des Machtproblems in ökonomischen Beziehungen muss zunächst auf konzeptueller Ebene eine Unterscheidung zwischen „exchange“ - an dieser Stelle möglichst weitläufig ausgelegt, sodass der Begriff

„all *voluntary* relations of mutual give and take - but with the restriction that they occur in a free market except as may be otherwise specified“ (Knight, 1939a, S. 270)

inkludiert - und andererseits allen unfreiwilligen Beziehungen, die auf Zwang oder Sklaverei fußen, getroffen werden. Dabei ist in ersterem als hypothetisches Ideal jegliche Form von Abhängigkeitsverhältnissen, die auf Zwang oder Macht gründen, *per definitionem* ausgeschlossen. Für Knight stellt das Marktsystem zunächst auf dieser Ebene einen hypothetisch idealen Mechanismus dar, der die effektivste Zusammenarbeit aller Marktteilnehmer ermöglicht. Nun trifft Knight allerdings eine klare Trennung zwischen solch einem hypothetischen Ideal und der Realität. Denn betrachten wir Freiheit unter dem Aspekt der Machtbeziehungen, die sie notwendigerweise hervorbringt, so führt eine solche Konzeption der Freiheit dieselbe *ad absurdum*, indem sie ihr Fundament untergräbt. Wenn Freiheit gleichsam bedeutet, Macht und Reichtum - der in Knights Analyse wiederum instrumentell auf die Ausweitung der Macht gerichtet ist - zu akkumulieren, dann folgt daraus, dass

„with „gross“ inequality in the distribution of wealth among individuals, all ethical defences of freedom lose their validity; and (b) the automatic system of control (market competition) breaks down, for competition requires a large number of units, every one of negligible size.“ (Knight, 1935a, S. 291)

Dies ist einerseits auf die Unvollkommenheit der Märkte in der Realität zurückzuführen, die aufgrund mechanischer Unzulänglichkeiten wie unvollständige Information, Unsicherheit, Monopole, Konjunkturzyklen und dadurch hervorgerufener Arbeitslosigkeit zu solchen Machtverhältnissen führen und andererseits betrifft die zweite Gruppe von Einschränkungen der „ideal competitive economy“ die Frage der Ungleichheit. Denn der Marktmechanismus ermöglicht eben nur die Kooperation zwischen „gegebenen“ Individuen und setzt gleichsam ihre Geschmäcker und Wünsche, ihre produktiven Kapazitäten als gegeben voraus. Dies untergräbt jegliches moralische Fundament des Marktsystems, denn

„the essential fact which weakens the presumption of justice in exchange relations is that the system takes the individual as given.“ (Knight, 1939a, S. 275)

Die moralischen Schwachpunkte des Marktsystems sind somit für Knight klar ersichtlich. Einerseits tendiert das Marktsystem als reiner Mechanismus, der die Individuen und ihre Ressourcen als gegeben voraussetzt, dazu, bestehende Ungleichheiten zu vergrößern. Andererseits kann eine solche Konzeption der Freiheit selbstige auf moralischer Ebene nicht mehr als fundamentales Prinzip gesell-

schaftlichen Zusammenlebens rechtfertigen. Eine solche Vorstellung impliziert auf „ökonomischer Ebene“, dass

„this tendency is enormously intensified by the fact that in the underlying motivation in what is called economic activity, it is in large measure power for its own sake which is the real object of striving, rather than any material use of fruit of power.“ (Knight, 1935a, S. 292f)

Dazu kommt, dass ein solches System freier Marktbeziehungen nicht nur eine größere Ungleichverteilung der ökonomischen Machtverhältnisse mit sich bringt, sondern darüber hinaus auch andere Formen der Macht, vor allem politischer, impliziert. Die freie Konkurrenz verkommt schließlich zu einem Wettbewerb um die Errichtung eines Monopols und bedeutet Sklaverei für jene Personen, die über wenig Macht verfügen, denn

„[...] freedom to compete means freedom to organize to eliminate competition.“ (Knight, 1935a, S. 292)

Somit untergräbt sich ein System des *laissez-faire* aufgrund seiner Tendenzen selbst, wenn wir davon ausgehen dass a.) jede Form von Macht dazu verwendet wird mehr Macht zu erlangen, b.) in einer Kultur, in deren Zentrum Macht steht, diese auch eingesetzt wird und c.) diese Freiheitskonzeption dazu führt, dass die Machtkonzentration die Freiheit inhaltlich leer werden lässt oder sie gar zerstört. Dadurch entziehen die „natürlichen“ Tendenzen des Systems selbigem *per se* jegliche ethische Legitimation, denn

„the game is, or soon becomes, so „unfair“ that the losers can hardly be morally condemned if they refuse to abide by its rules and results.“ (Knight, 1935a, S. 293)

Der ungeheure Vorteil den dieses System der freien Marktwirtschaft sicherstellen konnte, „the promotion of progress, to a degree undreamed of in any other region of history“ (Knight, 1935a, S. 310f) sollte gleichsam zu seiner Unterminierung und Zusammenbruch beitragen, denn „it broke down precisely in failing to solve the problems which have arisen naturally out of progress, especially the cumulative tendency to inequality.“⁷³ (Knight, 1935a, S. 310f)

Wie kann Knight nunmehr eine moralische Lösung für dieses sich selbst-untergrabende System finden, so das Problem der Macht eines ist, für das innerhalb der Sphäre der Ethik eine Antwort gefunden werden muss? Wenn, wie oben

⁷³ vgl. dazu die Untersuchungen Polanyis (1944/95), dass sich ab 1870 ein „Schutzmechanismus“ der Gesellschaft in Bewegung setzte, welcher der Zerstörung der Lebensgrundlage des Menschens Einhalt gebieten sollte und der sowohl von liberalen Proponenten als auch der Arbeiterschaft in gemeinsamer Übereinstimmung getragen wurde, ohne dass sie sich dessen oftmals bewusst waren. Denn die durch den Markt und die elementaren Erfordernisse eines geordneten gesellschaftlichen Lebens erzeugten Spannungen, führten zur Zerstörung dieser bis dato einzigartigen Gesellschaftsform, dem Marktsystem.

bereits angedeutet, das System des *laissez-faire* dazu tendiert, die ungleiche Machtverteilung auszuweiten, dann ist als konträre Position eine Form der Staatsintervention auszumachen. Demzufolge setzt sich Knight 1935 mit derartigen Alternativen auseinander und versucht zu ergründen, ob ein autoritäres System (leadership) oder der Sozialismus eine Antwort auf das Machtproblem zu liefern vermöge sind. Knight erkennt zwar in Folge seines überaus verengten Freiheitsbegriffs, dass, um diese „natürlichen“ Tendenzen der Machtkonzentration einzuschränken,

„enforcement of rules and preventing of cheating is, however, but the minimum function of the political system.“ (Knight, 1935a, S. 303)

Er gelangt jedoch zur Auffassung, dass keinerlei Form von „leadership“ eine befriedigende Antwort auf das Freiheitsproblem darstellt, denn

„especially leadership of groups of considerable size, means the progressive degradation of the entire system through the use of salesmanship or „influence“, - flattery, cajolery, outright deception, and sheer pressure of suggestion and assertion.“ (Knight, 1935a, S. 305)

Folglich ist auch in solch einem System die „moralische Qualität“ nicht gewährleistet. Und so bleibt als Antwort auf das Problem der gesellschaftlichen Verfassung der zu dieser Zeit auch innerhalb der ökonomischen Wissenschaft kontroversiell diskutierte Sozialismus.⁷⁴ Dabei behandelt Knight den Sozialismus einerseits unter dem Aspekt des Austausches von Unternehmern - bei Knight ebenso wie bei Schumpeter die treibende Kraft der wirtschaftlichen Entwicklung⁷⁵ - und Eigentumsbesitzern durch Bürokraten und andererseits unter dem Blickwinkel der Machtverteilung. Gegenüber der Vorstellung, dass in einem sozialistischen System Macht gleichmäßiger verteilt sei als im Marktsystem, hat Knight gewisse Vorbehalte.

„Superficially, there seems to be a fundamental difference in the fact that power of control is distributed on the basis of one human adult vote under socialism, one dollar one vote under free enterprise.“ (Knight, 1935a, S. 307f) „Yet [...] it becomes doubtful whether the real distribution would be less unequal under socialism than under free enterprise.“ (Knight, 1935a, S. 308)

Somit bietet der Sozialismus auch keine Lösung für das Machtproblem. Gleichsam wie im Marktsystem, in dem „salesmanship“ die gute moralische Qualität untergräbt, sieht Knight im Sozialismus die größte Gefahr für ausgeglichene

⁷⁴ vgl. dazu die Diskussion in den 1930er Jahren zur sozialistischen Rechnungslegung. Beispielsweise das wissenschaftliche Projekt Oskar Langes, der ebenfalls zeitgleich mit Knight an der Universität Chicago tätig war und eine sozialistische Gesellschaft auf der Grundlage der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie, *i.e.*, basierend auf Märkten, zu entwickeln suchte (siehe insbesondere Lange, 1936).

⁷⁵ vgl. Knight, 1921a/64, Kapitel XII.

Machtverhältnisse „when voters come under the influence of effective propaganda and „machine“ organization.“ (Knight, 1935a, S. 308) Demgemäss gelangt Knight zu keiner Lösung für das Problem der Freiheit, so er sie stets mit der Kategorie der Macht gleichsetzt. Es gelingt ihm nicht letztere in einem positiven Sinne ethisch zu begründen.⁷⁶ Alle menschlichen Beziehungen sind gekennzeichnet durch Machtverhältnisse und so es in der Natur der Menschen liegt, Macht zu akkumulieren, kann auch eine andere gesellschaftliche Organisationsform keine zufriedenstellende Lösung liefern.

„The practical problem in relation to inequality, whether in consumption or in social dignity and power, is that of its natural tendency to cumulative increase. [...] the use of power to get more power is a tendency naturally more extreme in an organization based on vote getting than in one based on dollar getting.“ (Knight, 1935a, S. 309)

So stellt sich zwar das liberale System als selbstzerstörerisch heraus, doch auch

„[...] democratic government cannot organize and control modern economic life and remain democratic“ (Knight, 1935a, S. 320)

denn dies wäre für Knight ein Widerspruch in sich selbst, so ein paternalistischer Staat

„cannot take care of them and leave them free, and our concern is with free society.“ (Knight, 1935a, S. 312)

§ 1 (8) Ein neues Verhältnis zur Macht?

Verfolgen wir Knights Haltung gegenüber der Kategorie der Macht, nach deren Reduktion oder positiven ethischen Begründung er in seinen Schriften bis Ende der 1930er Jahre suchte, so scheint es, als verändere sich im Laufe der Zeit seine Einstellung zu selbiger und versuche er eine moralische „Legitimation“ des Marktsystems auf recht eigenwilliger Basis vorzunehmen. Charakteristisch für dieses veränderte Verhältnis zwischen Freiheit und Macht, woraus er letztlich auch seinen zukünftigen Freiheitsbegriff ableiten wird, sind seine unzähligen Veröffentlichungen im Journal „Ethics“ in den Jahren von 1939 bis 1946 (die auch vor dem Hintergrund des verheerenden 2. Weltkriegs gelesen werden können) und hierbei vor allem die beiden Artikel „Bertrand Russel on Power“ sowie „Socialism: the Nature of the Problem“, in denen er sich intensiv mit den beiden Kategorien Freiheit und Macht auseinandersetzt. In seiner Rezension des Buches „Power: A New Social Analysis“ von Bertrand Russell gelangt Knight erstmalig in einer Fußnote zur Ansicht, dass

⁷⁶ „The first question of power is whether it is in general or presumptively a good thing or an evil thing. [...] In liberal political thought the universal answer to this question has been in favour of the first alternative.“ (Knight, 1939a, S. 259)

„society will be stupid indeed if it ignores certain crucial facts: (a) concentration of power is necessary for effective management; (b) the desire of power is one of the most important incentives to action; (c) all enterprise is necessarily a gamble; and not only must the chance of loss and failure be offset by a chance of gain and conspicuous success.“ (Knight, 1939a, S. 276)

Er führt uns hier eine, wenn auch eingeschränkte, so doch durchaus positive Definition von Macht vor, die einen integralen und notwendigen Bestandteil jeder gesellschaftlichen Organisationsform darstellt. Hatte er diesen Widerspruch zuvor nicht lösen können, so stellt er nunmehr die Sichtweise Russells, dass ökonomische als auch politische Macht notwendigerweise „schlecht“ seien, als Widerspruch und Absurdität dar (vgl. Knight, 1939a, S. 285). Denn es ist das Verhältnis der Macht - als Korrelativ zur Freiheit - zum Gesetz, aus dem heraus er dieses Paradoxon zu lösen sucht. Knight anerkennt nunmehr, dass jede Form gesellschaftlicher Organisation notwendigerweise eine Mischung aus Freiheit und Zwang darstellt. „Freedom is empty without *power*“ (Knight, 1948, S. 295) widerspricht keineswegs seiner normativen Forderung, dass alle menschlichen Beziehungen frei sein *sollen*, da sich sein Freiheitsbegriff erst aus einer solchen Einschränkung ergibt.

In seiner Untersuchung des Sozialismus⁷⁷ als mögliche Alternative zum Marktsystem gelangt Knight abermals zur Einschätzung, dass

„socialism presupposes an all-powerful government enforcing its will on its subjects or at least an authority whose edicts are enforced on those who do not obey them without enforcement.“ (Knight, 1940, S. 259)

Dies bedeutet für Knight allerdings nichts anderes, als dass der grundlegende Unterschied des Sozialismus zum Marktsystem⁷⁸ gerade in der Übertragung wichtiger Funktionen von der Familie (diese steht bei Knight an Stelle des Individuums) zum Staat liegt, was ihm zu Folge zu einem omnipotenten Staat führen muss. Dadurch sind die Aussichten auf eine Reduktion oder Eliminierung der Machtverhältnisse ganz und gar ausgeschlossen. Wir können lediglich eine unterschiedliche Verteilung derselben ausmachen, nämlich die Verlagerung des „Kampfes“ um Macht und deren „Früchte“ von der wirtschaftlichen auf die

⁷⁷ Der Sozialismus wird bei Knight, wie später auch bei Friedman, stets als gegensätzliche Kategorie zur individuellen Freiheit begriffen und ist in dieser Kategorie austauschbar durch Nationalismus, Faschismus oder den omnipotenten Staat. Die Vorstellung eines demokratischen Sozialismus findet in einem Denken in solch gegensätzlichen Kategorien keinen Platz, denn sie ist *per definitionem* ausgeschlossen (vgl. Knight, 1940, S. 259).

⁷⁸ Dass die ökonomische Theorie als universale Theorie ebenso auf ein sozialistisches Regime anwendbar ist, wurde in Kapitel II § 1 (5) bereits hervorgehoben, da sich die beiden Systeme ja in dem Punkt gleichen, „that they accept individual judgment as the final criterion of value and which aim at maximum efficiency in the use of means to create or produce such values.“ (Knight, 1940, S. 273)

politische Ebene, was weiter dazu führen würde, dass „the socialistic government would necessarily be of the authoritarian type.“ (Knight, 1940, S. 287) Dadurch hätten wir folglich keine Antwort auf unsere moralische Frage nach „creating the right kinds of individuals“ (Knight, 1940, S. 289) gefunden. Vielmehr wäre dadurch dem zentralen und ethisch alleinig verteidigbaren Prinzip menschlicher Verhältnisse, *i.e.*, der Freiheit, widersprochen, wenn die Individuen selbst nicht vermöge sind über jene Verhältnisse zu entscheiden

„which they themselves deem most conducive to economic efficiency, to personal and cultural well-being, and in general to their mutual advantage in their pursuit of the good life.“ (Knight, 1940, S. 289)

Der Sozialismus kann demgemäss ebenso wenig eine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach den Machtverhältnissen liefern. Kontrastieren wir nunmehr eine autoritäre Regierung oder eine zentrale Planwirtschaft unter dem Aspekt der Verteilung der Machtverhältnisse mit dem freien Marktsystem, so leitet sich daraus ganz eindeutig ein Argument für letztere gesellschaftliche Organisationsform ab. Da diese Organisationsform negativ gegenüber möglichen Alternativen definiert ist, folgt daraus allerdings nicht, dass Knight auf dieser Ebene eine Apologie des Marktsystems liefert. Denn der Kapitalismus zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass er unter einem System des *laissez-faire* in der Realität dazu tendiert, die Machtungleichgewichte zu vergrößern. Vielmehr leitet sich daraus die Schlussfolgerung ab, dass das Marktsystem einer Regulierung bedürfe - eine Angelegenheit die auf ethischer Ebene im offenen Diskurs erörtert und dort auch ein Konsens gefunden werden muss, denn

„the essential meaning of freedom [...] is found in the social co-operative intellectual activity of *discussion*.“ (Knight, 1941a, S. 101)

Somit ergibt sich erst aus diesem engen Freiheitsbegriff, der eine gleichere Verteilung der Macht impliziert, die Notwendigkeit des Staates bei Knight. Dabei ist Knight jedoch nicht der Ansicht, dass das Marktsystem durch eine andere wirtschaftliche Organisationsform ersetzt werden sollte. Ganz im Gegenteil, er vertritt die Auffassung, dass das System der freien Marktwirtschaft als Ausgangspunkt - und dabei als keineswegs in sich vollkommener - begriffen werden müsse, weil ansonsten

„the destruction [...] of democracy, actually seems inevitable if the citizen as statesman does not come to realize that the maintenance of the mechanism of the free market with its „commutative justice“ must be the groundwork of social policy.“ (Knight, 1941a, S. 105)

Das Marktsystem *per se* steht für Knight folglich nicht zur Disposition, da es als Minimum kommutative Gerechtigkeit und eine ausgewogenere Machtverteilung sicherstellt. Er begreift es vielmehr als Ausgangspunkt, das auf der Basis guter Gründe beschränkt oder ausgeweitet werden könne. Das *onus probandi* ist somit

zugunsten des Marktsystems auszumachen und jegliche Beschränkung des selbigen muss aus guten Gründen heraus argumentiert werden. Denn Freiheit mag zwar der höchste Wert in Knights Analyse sein, dennoch schränkt er ein, dass dieser notwendigerweise mit anderen Werten konfligieren kann, und demgemäss

„other values [...] must be given preference over freedom, within limits which can only be estimated or, perhaps to some small extent, determined by experiment.“
(Knight, 1941a, S. 109)

Und letztendlich soll dieser Aspekt der Machtverteilung zum Dreh- und Angelpunkt in Knights später Schaffensperiode werden. Denn betrachten wir nunmehr das Problem der Macht unter dem Gesichtspunkt ihrer Verteilung, so erlaubt dies einen gänzlich unterschiedlichen Einblick auf das Paradoxon der Macht. An die Stelle der Machtreduktion tritt fortan die Frage welche Institution die relevanten Entscheidungen in einer Gesellschaft trifft. Damit rückt Knight, nachdem er Macht als gesellschaftliches Faktum akzeptiert hat, die Frage der Machtverteilung ins Zentrum der Betrachtung. Hieraus ergibt sich jedoch ein überaus enger Freiheitsbegriff, den Knight aus einer Dichotomie zwischen Individuum (oder Familie) und Staat und der Machtverteilung zwischen denselben entwickelt. Problematisch wird dies insbesondere an jener Stelle, an der Knight diesen sich aus den Kategorien von Freiheit und Zwang ergebenden Freiheitsbegriff des Ausgleichs der Machtverteilung als universalen Wert in die ökonomische Theorie integrieren will. Wir können somit nur insofern von individueller Freiheit sprechen, so wir sie als aus diesen beiden Kategorien abgeleitet begreifen. Nicht nur kann es keinen einzigen, alle anderen ausschließenden, Freiheitsbegriff geben, auch erscheint es höchst widersprüchlich diesen engen Freiheitsbegriff von der konkreten Gesellschaftsform abzuleiten - so dieser ja ganz und gar nicht dem umfassenderen Freiheitsbegriff der westlichen Gesellschaften entspricht, wie ja auch Knight einräumt - und ihn gleichsam für die ökonomische Theorie zu universalisieren.

§ 1 (9) Wissenschaft, Wirtschaftspolitik und die universalisierte Freiheit

Wie führt Knight nunmehr diesen engen, jedoch universalisierten Freiheitsbegriff innerhalb der ökonomischen Theorie ein? Dabei stellt sich abermals die Frage nach dem Stellenwert und der Reichweite der reinen Theorie sowie ihrer Verbindung zu den realen sozialen Problemen, *i.e.*, der Wirtschaftspolitik. Die ökonomische Freiheit stellt hierbei eine Subkategorie dar, die jedoch als Voraussetzung für eine ganze Reihe anderer Freiheiten anzusehen ist. Was selbige betrifft, so räumt Knight ein, dass die Vorstellung des „perfect market“

(nicht des perfectly competitive market⁷⁹) in der Theorie gleichsam „the embodiment of complete freedom“ darstellt. Allerdings wirft er der Wirtschaftstheorie des 19. Jahrhunderts vor, wie bereits oben erwähnt, dass

„the „end“ of the enterprise economy is, in liberal theory, productive efficiency.“
(Knight, 1939b, S. 11)

Er verurteilt zwar diese instrumentelle Vereinnahmung der Freiheit, jedoch sieht er keinerlei Notwendigkeit, sich gegenüber früheren Ökonomen, bei denen eine Durchdringung der ökonomischen Theorie mit politischen Werten zu verorten ist, abzugrenzen oder solche Positionen zu verurteilen. Denn ungleich der kontinentalen Entwicklung, die in der Trennung zwischen reiner und normativer Wissenschaft, in unserer Untersuchung exemplifiziert mit Walras und Robbins, eine wertfreie ökonomische Wissenschaft zu begründen erhoffte, sieht Knight in einer Durchdringung ökonomischer Theoriebildung mit politischen Werten kein fundamentales Problem. Im Gegenteil, er ortet darin sogar einen gewissen Druck auf die Notwendigkeit der Formulierung in „wissenschaftlicher“ Form.

„The development of modern economic theory has undoubtedly been due in the main to the practical drive of concern for social policy as expressed in political (legal and administrative) action. It became a pure science, to the extent that it became such, by way of an interesting development from directly hortatory or propagandist political discussion.“ (Knight, 1935a, S. 285)

Er sieht somit keinen notwendigen Gegensatz zwischen den beiden Kategorien „reine Theorie“ und „Wirtschaftspolitik“ (policy), denn

„it becomes scientific without ceasing to be chiefly concerned with advocating a policy. The preaching of a policy naturally takes on the character of a science, when the policy preached is negative, when it is the policy of allowing events to take their natural course.“ (Knight, 1935a, S. 286)

Welche Rolle kann die ökonomische Wissenschaft in einem solchen System letztendlich einnehmen? Aufgrund der Unzulänglichkeiten der ökonomischen Theorie und ihrer Annahmen, des adaptiven und vorausschauenden Verhaltens des Menschen und der darin begründeten Unmöglichkeit der wissenschaftlichen Darstellung der sozialen Realität, bleibt für Knight methodologisch nur folgendes Vorgehen offen. Ähnlich wie Walras muss er unterstellen, dass alle Konstrukte und Annahmen der ökonomischen Theorie, seien es rationales Verhalten oder der perfekte Markt, Idealtypen sind, die inhaltlich nichts über die

⁷⁹ vgl. Knight, 1951b, S. 8. Knight sah im Ausdruck „competition“ zur Beschreibung des Marktsystems ein grundlegendes Missverständnis das besser durch „co-operation“ ersetzt werden sollte, da das System der vollkommen Konkurrenz seiner Natur nach ein unpersönliches ist, was die Frage aufwirft „with whom was the farmer - producing his agricultural output in a perfect market - competing?“ (Knight zitiert nach Patinkin, 1973, S. 792)

empirische Realität aussagen. Indem er der ökonomischen Theorie allerdings einen solchen Stellenwert zuspricht, kann diese notwendigerweise nicht ohne implizite Werturteile ihr Auslangen finden.

„A „science“ of human behaviour, to be relevant or practically significant, *must* describe *ideal* and not actual behaviour, if it is addressed to free human beings expected to change their own behaviour voluntarily as a result of the knowledge imparted.“ (Knight, 1935a, S. 278)

Eine empirisch-wissenschaftliche Beschreibung gesellschaftlicher Verhältnisse muss notwendigerweise die Kategorie der menschlichen Freiheit ausblenden. Daher ergibt sich die Rolle der reinen Theorie eben *nicht* durch Aussagen über die empirische Realität, denn sie bleibt inhaltlich leer, auch wenn er stellenweise anmerkt, dass die Realität approximativ dem theoretischen Ideal entspreche, sondern

„the function of theory is to formulate and clarify some conceptual pattern of action to the end that men may better conform to it if it is already accepted, either as desired or as (normatively) desirable, or so that its appeal may be better judged by if it is in question - or even so that it may be more surely avoided if already recognized as bad.“ (Knight, 1935a, S. 285)

Da die Wissenschaft keinen unmittelbaren Bezug zur Realität aufweist bleibt es den Menschen frei sich entsprechend deren Annahmen zu verhalten. Dies hatte uns auch Walras vorgeführt. Für ihn blieb die Wahl der Gesellschaftsordnung ebenfalls eine ethische Frage, doch ging er ungleich Knight letztendlich einen Schritt weiter, indem er glaubte diese *per definitionem* freie Wahl wissenschaftlich fundieren zu können. Für Knight bleibt die Wissenschaft ein bescheidener Beitrag zur ethischen Diskussion, die wir auf der Basis guter Argumente in den gesamtgesellschaftlichen Diskurs miteinbeziehen, jedoch auch gänzlich ausblenden können, so wir dies als vorteilhaft erachten. Denn die ökonomische Theorie für sich selbst genommen könne man auf jegliche Gesellschaftsform, in der ökonomische Wahlhandlungen stattfinden, anwenden und das „Kriterium“ für die Wahl der adäquaten Organisationsform kann nicht aus der wissenschaftlichen Sphäre stammen (vgl. dazu Kapitel II § 1 (5)). Der grundlegende Unterschied ergibt sich für Knight erst in Fragen der Wirtschaftspolitik (policy), denn

„the principles of policy differ radically, chiefly because social action, being compulsory, violates the basic condition of individual freedom.“ (Knight, 1961b, S. 282)

Somit kann die ökonomische Analyse aufzeigen, in welchen Punkten sich bestimmte Probleme ergeben, stets unter Berücksichtigung der zugrundeliegenden Werturteile. Eine Lösung für diese Probleme kann allerdings nur auf moralischer Ebene gefunden werden. Es ist diese Ebene, welche der zunächst abstrakten Sphäre der reinen Theorie Relevanz beimisst, denn

„the final verdict on questions of social policy depends upon a similar study of other possible systems of organization and a comparison of these with free enterprise in relation to the tasks to be accomplished.“ (Knight, 1921a/64, S. viii)

Um auf moralischer Ebene wählen zu können müssen wir uns der Implikationen der Organisationsformen bewusst sein. Somit liefert die Wissenschaft einen Beitrag dazu, unser Wissen um unterschiedliche soziale Organisationsformen auszuweiten, wobei sich Knight bewusst ist, dass solche wissenschaftliche Untersuchungen immer auch Werturteile beinhalten. Jedoch stellt die Sphäre der Ethik jenen Bereich dar, in dem eine wirkliche Wahl stattfinden kann, die frei und undeterminiert ist. Es ergibt sich hier in gewissem Masse eine Analogie zu Robbins, der ähnlich wie Knight anerkennt, dass die ökonomische Wissenschaft nichts über die Ziele an sich aussagen kann, nur über den Einsatz der richtigen Mittel. Allerdings geht Robbins doch einen Schritt weiter und überträgt das Werturteil der Effizienz in seiner Vorstellung eines kohärenten Zielbündels auf die Moralsphäre, was eine freie Wahl auf dieser Ebene nunmehr ausschließt (siehe Kapitel II § 2 (4)).

Auch in Knights Auslegung der ökonomischen Prinzipien manifestiert sich seine dualistische Sichtweise, die im Gegensatz zur kontinentalen Dichotomie zwischen reiner und Moralwissenschaft steht. Es sind zwei Seiten ein und derselben Medaille, die von unterschiedlichen Standpunkten betrachtet verschiedene Einblicke zulassen, jedoch nicht klar voneinander abgegrenzt werden können. Denn einerseits haben ökonomische Prinzipien eine positive Bedeutung, indem sie erklären „what does happen“⁸⁰ und demgegenüber steht ihre moralische Bedeutung „in providing guidance for bringing about what is thought desirable or what „ought“ to happen.“ (Knight, 1951b, S. 6) Um an dieser Stelle auf die ethische Bedeutung zu sprechen zu kommen und ein Verständnis für Knights Position zu entwickeln, so sind für ihn die ökonomischen Prinzipien

„simply the more general implications of the single principle of freedom, individual and social, i.e., free association in a certain sphere of activity.“ (Knight, 1951b, S. 7)

Wie dieses Zitat verdeutlicht, kommt der Kategorie der Freiheit (hier in ihrer engen jedoch von Knight universalisierten Bedeutung) in seiner Spätphase, nachdem sich sein Ideal von der Machtreduktion in Richtung gleichmäßigere Machtverteilung gewandelt hatte, eine zentrale Rolle in seinen Untersuchungen zu, denn eine Anerkennung derselben

⁸⁰ Diese Feststellung erscheint fragwürdig, da ökonomische Prinzipien aufgrund ihrer Abstraktheit eben nichts über die Empirie aussagen, ihnen bestenfalls eine approximative Bedeutung zugeschrieben werden kann, wenn „it suffices that men largely behave „as if“ they were trying to conform to the principles.“ (Knight, 1951, S. 10) Dennoch hat Knight *innerhalb* der reinen Theorie eine sehr eindeutige Vorstellung solcher Prinzipien.

„makes it superfluous to define the end, and the less that is specified about it the better.“ (Knight, 1951b, S. 7)

Hierbei sehen wir uns jedoch mit dem Problem konfrontiert, dass die ökonomische Analyse im Sinne Knights den Wert der Freiheit als einen universalen Wert in ihrer Untersuchung inkorporiert. Dabei stellt sich die Frage, wie es möglich ist, diesem Wert, der ja durchaus ein beliebiger sein könnte, Objektivität beizumessen und wie eine Rechtfertigung dafür gefunden werden kann, eben diesen Wert zu unterstellen und beispielweise nicht den größten Gesamtnutzen für die Gesellschaft, wie dies bei Walras der Fall war?

Auf diese Frage versucht Knight streng genommen eine empirische, wenn auch unzureichende Antwort zu geben. Jede Epoche steht bei Knight für eine bestimmte „cultural environment“ und so sind auch Wertvorstellungen zeitlich an eine bestimmte Zivilisation gebunden und werden kontinuierlich von ihr neu hervorgebracht. Nun zeichnen sich die modernen westlichen Gesellschaften dadurch aus, dass sie dem Prinzip der Freiheit zentrale Bedeutung beimessen.⁸¹ Eine Tatsache, die sich im historischen Verlauf beginnend mit der Aufklärung als Antwort auf die absolutistischen Regimes und das Primat der Kirche schlichtweg herausgebildet hat und mit der Formulierung der Menschenrechte und der persönlichen Freiheit als „inalienable right“ unter Umständen ihren Höhepunkt gefunden hat. Für diese Konzeption gibt es gemäß Knight zumindest vier gute Gründe, wobei eine Auswahl derselben von den jüngeren „Chicagoer Ökonomen“ (siehe Fußnote 114), insbesondere Milton Friedman, immer wieder hervorgehoben und zur Verteidigung des Marktsystems angeführt werden. Zunächst ist individuelle Freiheit eine Voraussetzung für die Verfolgung anderer akzeptierter Ziele. Darüber hinaus wird gemeinhin davon ausgegangen, dass das Individuum seine Interessen, Wertvorstellungen, etc. besser als irgendjemand anderer einschätzen kann - eine Vorstellung die nahtlos an der walrasianischen Selbstsetzung des Menschen anknüpft. Drittens wird Freiheit als ein Wert angesehen, den die Menschen um ihrer selbst willen wollen, und selbige sogar wollen *sollen*. Letztlich führt Knight noch einen überaus ökonomischen Grund an, nämlich die Tatsache, dass eine Überwachung der Bürger für den Staat kostspielig sei (vgl. Knight, 1946, S. 83 und 1951b, S. 9).

Kann diese „historische Tatsache“ eine Rechtfertigung für eine ökonomische Wissenschaft darstellen, die als Dreh- und Angelpunkt ihrer Untersuchungen uns immer wieder den Wert der Freiheit vorführt? Vom heutigen Standpunkt aus erscheint es eindeutig, dass das Projekt einer „wertfreien“ Sozialwissenschaft nicht durchführbar ist. Allerdings geht Knight in seiner Kon-

⁸¹ „Freedom is the fundamental moral value exalted in the modern view of life, individual and social, in thinking and in practice.“ (Knight, 1946, S. 80)

zeptualisierung etwas subtiler vor. Ein Vorgehen das insbesondere eine bestimmte Analogie zu Léon Walras auf methodologischer Ebene erkennen lässt. Um es an dieser Stelle nochmals in Erinnerung zu rufen, sagen gemäß Knight ökonomische Prinzipien nichts über konkrete empirische Fakten aus, sie liefern keine Klärung

„*what* wants people have, *what* goods are produced and exchanged, *what* resources and techniques are employed, *what* distribution takes place.“ (Knight, 1951b, S. 9)

Somit kann für Knight die reine Theorie, *i.e.*, die Wissenschaft der Ökonomie, in einem gewissen Grad „wertfrei“⁸² sein. Dies muss notwendigerweise dazu führen, dass sie keinerlei praktische Relevanz hat, keinen empirischen Gehalt aufweist. Sie hat *prima facie* auch keinerlei Bedeutung. Diese Bedeutung erhält sie erst über die Relevanz für die Wirtschaftspolitik (policy). Denn

„their [economic principles, M.K.] main value is connected with policy determination, under the fundamental ethical principle of freedom. Assuming that men have a right to want and strive to get whatever they do want.“ (Knight, 1951b, S. 12)

An dieser Verknüpfung zur Wirtschaftspolitik erfolgt die Einführung des Werturteils der individuellen Freiheit. In Fragen der Wirtschaftspolitik ist eine „wertfreie“ Wissenschaft nicht mehr möglich, sie überschreitet schließlich auch die zuvor gezogenen Grenzen derselben. Aber die reine Theorie kann uns in Fragen der Wirtschaftspolitik Hilfestellung leisten, entsprechend dem Werturteil, das wir unserer Entscheidung zugrunde legen wollen. Die Diskussion darüber fällt selbstverständlich in die Sphäre der Ethik. Im Idealfall sollte die „beste“ Lösung im gesamtgesellschaftlichen Diskurs gefunden werden. Freiheit wird somit als universaler Wert, abgeleitet von der gegenwärtigen Gesellschaft, an dieser Stelle eingeführt. Diese empirische Rechtfertigung erscheint uns jedoch als gänzlich unzureichend, da Knights Freiheitsbegriff ein überaus reduzierter ist und sich keineswegs in der gegenwärtigen Gesellschaftsform widerspiegelt. Eine Ableitung aus seiner dichotomen Sichtweise in Fragen der Wirtschaftspolitik, *i.e.*, sein Denken in den beiden Kategorien Freiheit und Zwang (oder Staat), kann der westlichen Freiheitskonzeption nicht genüge sein. Doch erscheint eine solche Rechtfertigung für Knights Konzeption auch nicht weiter von Bedeutung zu sein, denn indem er sich der Verschränkung der Wissenschaft mit Werturteilen bewusst ist, kann sein Standpunkt nur einer von vielen auf ethischer Ebene sein und keinen Anspruch auf Überlegenheit einfordern.

⁸² Es ist unserer Meinung jedoch fraglich, ob es haltbar ist, eine Wissenschaft als wertfrei auszuweisen, indem man der idealisierten Konzeption jegliche praktische Relevanz abspricht, zumal die Vorstellung eines Ideals *ipso facto* einen Wertmaßstab impliziert.

Doch nur anhand dieser beiden Kategorien von Freiheit und Macht in Knights Denken und dem daraus in seiner Spätphase abgeleiteten engen Freiheitsbegriff dürften wir eine Klärung der Frage herbeiführen, weshalb er letztendlich keine selbstständige Alternative entwickelt hatte. Immer wieder hob er in seinen Werken die Beschränkungen und mechanischen Schwachstellen des Marktsystems sowie die Misskonzeptionen des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf ein moralisches Fundament desselben, hervor. Dies naturgemäß radikaler in seiner Frühphase, in der er zu keiner positiven Definition von Macht gelangte. Außerdem hatte er dem Marktsystem einen fundamentalen Wert nicht entzogen, nämlich den der individuellen Freiheit in ihrer überaus reduzierten Form. Knight erkannte zwar, dass das Marktsystem alles andere als unseren Wünschen entsprechend funktioniere, jedoch vertrat er eine überaus pessimistische Haltung gegenüber jeglichen Alternativen die den Preismechanismus beschränken sollten, seien es zentrale Planung oder Staatseingriffe. Wie wir in Kapitel II § 1 (7) gesehen haben, gelangt Knight gerade in seiner frühen Schaffensperiode zu keiner positiven Definition von Freiheit oder Macht, weshalb ihm in der „Ethics of Competition“ nur offen bleibt, darauf hinzuweisen, dass

„it must be said also that radical critics of competition as a general basis of the economic order generally underestimate egregiously the danger of doing vastly worse.“

Und weiter: „Economic and other activities will always be organized in all the possible ways, and the problem is to find the right proportions between individualism and socialism and the various varieties of each, and to use each in its proper place.“

(Knight, 1923, S. 58)

Man wird in Knights Schriften keine konkrete Antwort auf dieses „richtige Verhältnis“ finden. Auch sehen wir uns mit dem Widerspruch konfrontiert, dass Knight zwar jeder wissenschaftlichen Legitimation des Marktsystems eine Absage erteilt, letztendlich aber doch unter der Offenlegung des zugrunde gelegten Werturteils die Überlegenheit des Systems des freien Unternehmertums ausweist. Denn das System des freien Unternehmertums liefert, so sehr es auch in der Realität Beschränkungen unterliegen mag, eine „doppelte“ Freiheit für das Individuum, das produzieren kann was immer es wünscht und andererseits auch über seinen Konsum autonom entscheiden kann. Knight ist diesbezüglich der Ansicht, dass

„no other possible method of organization will afford this two-fold freedom.“

(Knight, 1951b, S. 12)

Natürlich impliziert eine solche Sichtweise bestimmte, zuvor getroffene Annahmen, wie etwa dass freier Austausch notwendigerweise gegenseitigen Vorteil hervorbringt oder ein aus freien Stücken gewählter Vorteil für das Individuum als „gut“ eingestuft wird. Alles zusammen Werturteile, die der Legitimation des

Marktsystems zugrundeliegen. Aber Knight erscheint es legitim, diese Werturteile zu unterstellen, denn

„the ethic of liberal civilization holds (I repeat) both that men want to be free and have a right to be, and they ought to be free, even if they themselves feel that their affairs might possibly be technically better managed for them as slaves by some possible master.“ (Knight, 1951b, S. 13)

Die Rechtfertigung für das Marktsystem wird somit (unzureichend) aus der gegenwärtigen Realität der Gesellschaft abgeleitet. Dennoch ist es für Knight ganz klar auf *ethischer Ebene*⁸³ zu „verteidigen“, denn

„the supreme and inestimable merit of the exchange mechanism is that it enables a vast number of people to cooperate in the use of means to achieve ends as far as their interests are mutual, without arguing or in any way agreeing about either the ends or the methods of achieving them. It is the obvious and simple system of natural liberty.“ (Knight, 1951b, S. 16)

§ 1 (10) Die Sphäre der Ethik bleibt selbstbestimmt

Knights Freiheitsvorstellung geht allerdings nicht mehr so weit wie jene des *laissez-faire* des 19. Jahrhunderts und kann nicht als Apologie des Marktsystems angesehen werden. In der Idee der Freiheit sieht Knight kein Allheilmittel und schon gar keine Lösung für die soziale Frage, für die Walras noch glaubte mittels des wirtschaftlichen Fortschritts und des überlegenen Ergebnisses des Marktsystems eine Lösung anbieten zu können. Wie wir in Kapitel II § 1 (8) gesehen haben, räumt Knight eben erst aufgrund seines engen Freiheitsbegriffs dem Staat eine wichtige Rolle ein. Er erachtet es als notwendig, dass

„at a minimum, rules must be made and enforced by some agency representing the whole market collectively.“ (Knight, 1951b, S. 16)

Denn der freie Markt als theoretisches Ideal, der nach Walras in der Realität im Hinblick auf den maximalen Nutzen anzustreben sei und demgemäss positiv definiert ist, scheint für Knight als solcher nicht verwirklichtbar. Abgesehen von den mechanischen Schwächen des Systems, die sich aus spekulativen Situationen ergeben und einen Konjunkturzyklus mit Rezessionen und Krisen hervorrufen, die nicht im Interesse der Menschen sein können, stellt das Prinzip der ökonomischen Freiheit ein Paradoxon dar. Es führt einerseits zu sozial intolerablen Resultaten und andererseits beinhaltet jede Form der Kooperation, die ihrerseits einer Organisation bedarf, Machtbeziehungen zwischen den Personen,

⁸³ In seinem Artikel „The sickness of liberal society“ führt Knight in der *theoretischen Idealform* noch eine zweite Legitimationsebene ein, denn „the free enterprise system of organization, in its theoretically ideal form, combines *maximum efficiency* with *freedom for all*.“ (Knight, 1946, S. 84, meine Hervorhebung, M.K.)

die sich nicht wechselseitig aufheben können. Dazu kommt, dass das Marktsystem selbst nur kommutative, nicht aber distributive Gerechtigkeit⁸⁴ sicherstellt. Vielmehr hängt diese von der Anfangsausstattung der einzelnen Individuen ab, welche jedoch keine Berücksichtigung im Marktmechanismus findet und folglich zu ungleichen Machtverhältnissen führt. Daher bedarf es der Einflussnahme durch den Staat, denn

„the most serious limitations of the free-market economy, and major problems set by it, arise from the fact that it takes the „units“, individuals, families, etc., as „given“, which is entirely unrealistic. [...] It „assumes“ given „wants, resources and technique“ in possession of each and all“ (Knight, 1951b, S. 19)

was den Gegensatz zu Walras, der den Marktmechanismus als moralische Norm angesehen hatte, die es anzustreben gilt und welche die Menschen letztendlich verinnerlichen sollen, hervorhebt. Knight misst dem Marktmechanismus *per se* keine moralische Bedeutung, vor allem im Hinblick auf eine distributive Gerechtigkeit, bei. Die Vorstellung eines solchen Individuums ist höchst artifiziell, denn entsprechend Knights Anthropologie⁸⁵ dergemäss die Menschen auch von Tradition, Kultur und Institutionen bestimmt sind,⁸⁶ ist diese Sichtweise in der Realität nicht aufrechterhaltbar. Um eine solche Gesellschaft freier Individuen zu verwirklichen,

„free men must agree on the terms of association and the form of organization; and that necessity involves agreement on *values* in a sense over and beyond given subjective individual desires.“ (Knight, 1961a, S. 186)

Andererseits liefert Knight jedoch auch keine Absage an den Marktmechanismus, denn

„the free market, with reasonable help from state authority, can make tolerable provision for the economic cooperation of individuals and other „units“.“ (Knight, 1951b, S. 19)

Die ökonomische Sphäre ist besser als eine Ebene der Beschränkungen charakterisiert und selbst ein idealer Marktmechanismus kann die Konflikte bezüglich „richtiger“ und „idealer“ Ziele nicht lösen, wie Knight ja an seiner Kritik der

⁸⁴ vgl. dazu Knight, 1939b, S. 22 und S. 27 sowie „neither the income distribution which we observe nor that which would result from the perfect competition of theory is to any great extent in conformity with any acceptable ethical standard.“ (Knight, 1928, S. 126)

⁸⁵ vgl. beispielsweise: „Man and society are in a special way and degree products of history“ sowie „man is a „pluralistic“ entity.“ (Knight, 1961a, S. 185)

⁸⁶ „The individual [...] is largely formed in and by the social process, and the nature of the individual must be affected by any social action.“ (Knight, 1939b, S. 24) „Man's original nature has been dissolved and diluted into vague urges or „drives“, whose specific manifestations are acquired after birth by learning, in one form or another. They are „cultural“ in the anthropological sense of custom, mores, or institutions.“ (Knight, 1948, S. 283)

Neoklassik hervorgehoben hatte. Die Idee, die reine Theorie könne dies bis zu einem gewissen Grad leisten, wie wir sie bei Robbins oder Friedman⁸⁷ vorfinden, erachtet Knight für absurd. Denn dies stellt einen Schritt in Richtung Beschränkung der Autonomie der Moralsphäre dar, in der dieser Wertkonflikt von der Gesellschaft selbst im Diskurs auf moralischer Ebene gelöst werden muss. Ein solcher Diskurs sollte notwendigerweise zu einem Kompromiss führen an dessen Ende Gesetze auf freiwilliger Basis stehen. Diese, im gesamtgesellschaftlichen Diskurs frei vereinbarten, Gesetze sind die Anerkennung der Notwendigkeit von Regeln für jede gesellschaftliche Organisation, doch sollen diese im Gegensatz zu einem „enforced law“ von ihr selbst mittels Konsens hervorgebracht werden.⁸⁸ Folglich wäre es auf dieser gesellschaftlichen Ebene möglich, subjektive Wertvorstellungen mittels gesamtgesellschaftlichen Konsens' zu „objektivieren“.⁸⁹ Denn

„discussion is a co-operative quest of an impersonally, „objectively“ right (or best) solution of an impersonal problem.“ (Knight, 1921a/64, S. xxxiii)

Diese Diskussion muss eine echte sein und sie kann nicht vorab von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchung determiniert sein.⁹⁰ Somit liegt es letztendlich an der

„crowd [that] must determine the form of the contest as well as judge the winner.“ (Knight, 1921a/64, S. xxvii)

Und wenngleich Knight einräumt, dass zwar die Einheit der Gesellschaft nicht in der „intelligence“, sondern in Gewohnheit, Emotionen und Wertidealen begründet liege, so ermöglicht sie es dem Menschen in den sozialen Beziehungen dennoch das Spiel effektiver zu spielen. Wenngleich er diese Form der „intelligence“ deutlich von einer mathematischen oder wissenschaftlichen Rationali-

⁸⁷ Siehe Friedman, 1953, S. 3ff.

⁸⁸ Für eine detaillierte Ausführung zu Knights Vorstellungen einer freien Gesellschaft und einem gesamtgesellschaftlichen Wertediskurs, siehe: Knight, (1960). „Intelligence and Democratic Action“, Cambridge sowie McKinney, (1993).

⁸⁹ Es sei an dieser Stelle in Erinnerung gerufen, dass Knight unter „Objektivität“ nicht eine den Naturwissenschaften analoge versteht, denn wie seine Ausführungen zeigen, können die Sozialwissenschaften eine solche weder erreichen, noch ist dies ein zielführendes Unterfangen. „One of the vices of Western thought in the social sciences and of certain of the most popular schools of philosophy is that of „reducing“ value judgements to statements of preference, asserting that „this is better“ or „ought to be done“, „really“ means merely „I like it“.“ (Knight, 1939b, S. 5) Vielmehr gilt für ihn: „in their social, superindividual, normative character, values are objective.“ (Knight, 1941b, S. 142)

⁹⁰ Als Paradebeispiel der Diskussionskultur führt Knight den wissenschaftlichen *Diskurs* an und es ist keineswegs überraschend, dass er als schädlichen Gegensatz die wissenschaftliche *Methode* identifiziert (vgl. Knight, 1921a/64, S. xxxiv). Nicht die wissenschaftliche Technik, sondern den moralischen Code der Wissenschaft gilt es als Vorbild für die Lösung des sozialen Problems heranzuziehen (vgl. Knight, 1951b, S. 26).

sierung, wie sie Walras noch vor Augen hatte, abgrenzt. Soziale Beziehungen sind für Knight mit einem Spiel vergleichbar und das Bedeutende liegt darin, das Spiel auf hohem Niveau zu führen, es im Gang zu halten und Regeln zu schaffen, die in einem „best game for all, players and spectators“ (Knight, 1921a/64, S. xxxi) resultieren. Die Herausforderung des sozialen Problems besteht für Knight letztlich darin, „to make the best possible rules for this complex and paradoxical game, which everyone is compelled to play.“ (Knight, 1951b, S. 18) Dies bleibt eine moralische Frage, wobei „scientific economics“ im Sinne einer Naturwissenschaft nichts dazu beitragen kann, das soziale Problem zu lösen. Denn Knight ist sich des Paradoxons sozialwissenschaftlicher Theoriebildung bewusst, dass einerseits die ökonomische Wissenschaft im naturwissenschaftlichen Sinne „must assume that society is timelessly determined by its own nature, which can only be changed from the outside“ (Knight, 1921a/64, S. xxxiii) und andererseits, um Relevanz für das soziale Handeln zu haben, muss der Wissenschaftler unterstellen, „both that society can choose to change itself *and* that he can participate in initiating the choice and can influence its character.“ (Knight, 1921a/64, S. xxxiii) Übertragen wir somit die Kategorien der Wissenschaft auf die ethische Sphäre, so werden diese widersprüchlich und selbstzerstörend. Denn der Sozialwissenschaftler sieht sich einzig mit zwei unterschiedlichen Standpunkten konfrontiert, entweder von außen zu beobachten (so eine Loslösung überhaupt möglich ist), zu beschreiben und zu erklären, ohne daraus irgendwelche konkreten Handlungen oder Relevanz abzuleiten, oder aber den Versuch zu erheben, die Gesellschaft zu kontrollieren. Und so kann das Vorgehen Walras', die Wissenschaft auf die Ebene der Ethik zu heben, laut Knight einzig einen Versuch darstellen

„[to solve] problems of human relations [which] is just another name for a struggle for power, ultimately a completely lawless one.“ (Knight, 1948, S. 299)

Das Problem, das Walras zum Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Reflexionen gemacht hatte, um letztlich doch die Ebene der Wissenschaft in die Moralsphäre zu heben und dadurch dem kooperativen Unterfangen der freien und gleichbestimmten Diskussion auf ethischer Ebene zu widersprechen, gleichsam der „fatal confusion“ verfiel „of carrying the scientific method, rather than the spirit, into social relations“ (Knight, 1921a/64, S. xxxiv), wird bei Knight sorgfältig auseinandergelegt.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Knight innerhalb unserer Untersuchungen somit jene Position darstellt, die das mit Walras vorgebrachte Paradoxon sozialwissenschaftlicher Theoriebildung am entschiedensten würdigt und der Sphäre der Ethik das Primat gegenüber der Wissenschaft einräumt. Er lehnt die „einfache“ walrasianische Lösung, die uns auf die Frage,

„whether there is really a place in the scheme of thought for an independent ethics, or whether ethics should be displaced by a sort of higher economics“ (Knight, 1922, S. 19)

letztere Antwort anbot und bei der schließlich die Ethik zu einer „glorified economics“ verkam, entschieden ab, denn „the pluralism of human nature culminates in an ethical pluralism.“ (Knight, 1948, S. 293) Dies muss notwendigerweise zu einer überaus unwichtigen Rolle der Wissenschaft führen, so Knight das ökonomische Problem *per se* schon für weitaus unbedeutender erachtet, als gemeinhin festgehalten und

„science, pure or pragmatic, is *not* the answer and has no clue to the answer to the essential problems of free society.“ (Knight, 1948, S. 293)

Wir wollen an Knight anschließend innerhalb *e*-Bs, dem Wertepluralismus der 1920er Jahre, Lionel Robbins' Position darlegen, der durchaus nach dem Höhepunkt ethischer Überlegungen mit Knight etwa zeitgleich als Rückschritt in Richtung einer bedeutenden Rolle der Wissenschaft angesehen werden kann.

§ 2 Robbins' Rückbau

Im vorigen Kapitel haben wir Knights Position primär zu jener Walras' und der ökonomischen Theorietradition des ausgehenden 19. Jahrhunderts abgegrenzt und dabei die fundamentalen Brüche dieses Überganges, vor allem der Kritik an der wissenschaftlichen Fundierung der Ethik, der Apologie des Marktsystems und der in der ökonomischen Theorie eingebundenen Werturteile herausgearbeitet. In diesem Kapitel sollen Knights Vorstellungen der Reichweite und Aussagekraft ökonomischer Theorien zu den Arbeiten von Lionel Robbins in Bezug gesetzt sowie Robbins' Ansichten der ökonomischen Wissenschaft der traditionellen Neoklassik gegenübergestellt werden. Robbins veröffentlichte als Zeitgenosse Knights in der Zwischenkriegszeit seinen wahrscheinlich einflussreichsten „Essay on the Nature and Significance of Economic Science“⁹¹ (1932). Anhand dieses Essays soll insbesondere hervorgehoben werden, dass Robbins im Gegensatz zu Knight stark in der kontinentalen Theorietradition und der mit Walras verbundenen Trennung und Herauslösung einer Sphäre einer „reinen Theorie der Ökonomie“ und dem damit erhobenen Anspruch auf Wertfreiheit, *i.e.*, der abermalige Versuch die ökonomische Analyse auf ein „wissenschaftliches“ Fundament zu stellen, verwurzelt ist. Dadurch verbleibt er vielmehr innerhalb der Sphäre der reinen Wissenschaft. Im Gegensatz dazu liegt Knights Schwerpunkt ungleich mehr im Feld der Moraltheorie, wenngleich auch Robbins bestimmte, von Knight bereits in den 1920er Jahren aufgeworfene Kritikpunkte

⁹¹ Im folgenden kurz als *Essay* bezeichnet.

am System der traditionellen Neoklassik, insbesondere die enge Verflechtung von reiner Theorie und Moraltheorie, in seine Untersuchungen aufnimmt. Er gelangt jedoch zu einer Schlussfolgerung die auf die Sphäre der reinen Theorie zugeschnitten ist, um letzterer schließlich doch noch eine gesellschaftlich bedeutende Stellung einzuräumen.

Um diesen Gegensatz herauszuarbeiten, liegt uns die Buchrezension Knights (1934b) von Robbins' *Essay* vor, der einige Gegensätzlichkeiten deutlich hervorhebt und vor allem einen tieferen Einblick auf die beiden unterschiedlichen Schlussfolgerungen erlaubt, die unsere zuvor getroffenen Thesen untermauern. Allerdings gilt es daran anschließend die Frage aufzuwerfen, ob Knight und Robbins in ihren Standpunkten grundsätzlich unvereinbar sind oder wir deren Entwicklung vielmehr als einen Prozess der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, als Ausdruck einer Neupositionierung der ökonomischen Theorie in Abgrenzung zu *e-A*, sehen können. Verortet nicht Robbins seinen Schwerpunkt innerhalb der reinen Theorie und setzt er sich nicht intensiv mit der Ziel-Mittel-Problematik auseinander, während hingegen Knight „wenig“ Grundlegendes zur Sphäre der Wissenschaft beiträgt und seine zentralen Fragestellungen die Moralebene betreffen?⁹² Bevor wir allerdings die entscheidenden Unterschiede zwischen Knight und Robbins herausarbeiten, werden wir uns zunächst Robbins' Grundlegung der ökonomischen Wissenschaft in seinem 1932 erstmals erschienen *Essay* widmen und die fundamentalen Brüche zu Léon Walras aufzeigen.

§ 2 (1) Robbins' *Essay*

Lionel Robbins wird in dieser Untersuchung wohl weniger aus der Überzeugung gewürdigt, dass er als Person „one of the dominant figures in British economics in the twentieth century“ (O'Brien, 1988, S. 1) war, sondern seine Auffassung und Abgrenzung der ökonomischen Wissenschaft nachhaltigen Einfluss auf die zukünftige Theorieentwicklung und deren methodologische Grundlegung nehmen sollte. Den zentralen Bezugspunkt stellt sein „*Essay on the Nature and Significance of Economic Science*“⁹³ dar, doch finden wir schon in

⁹² O'Brien schreibt in seiner Biographie zu Robbins, was dessen Verhältnis zu Knight betrifft, dass „although he admired Frank Knight, and although Knight became required reading at LSE, it is difficult to see very much direct evidence of Knight's influence - indeed one could argue that Robbins saw a much more technocratic role for the economist than Knight did.“ (O'Brien, 1998, S. 28) Dies trifft zweifelsohne zu, doch schließt es eine grundsätzliche Anerkennung der unterschiedlichen Schwerpunkte keineswegs aus.

⁹³ O'Brien sieht in ihm „one of the two most important methodological statements by any economist this century and the single most important until the appearance of Friedman's classic essay.“ (O'Brien, 1988, S. 23) Siehe auch Blaug, 1996, S. 694.

früheren Schriften die zentralen Thesen zur Neuorientierung als „behaviour conditioned by scarcity“, die schließlich in seinem *Essay* eine vollständigere Ausarbeitung erfuhr. Bereits in seiner „inaugural lecture“ an der *London School of Economics (LSE)* am 30. Januar 1930 machte er sich die Erörterung der „Present Position of Economic Science“ zum Thema und stellte die Frage nach dem „how goes it with our science?“ (Robbins, 1930b, S. 14) Nun könnte man davon ausgehen, dass solche Fragen genau dann gestellt werden, wenn das Vertrauen in die Profession im Schwinden ist, so eine solche Frage immer auch eine Abgrenzung zu den Vorgängern als auch eine Neuorientierung impliziert. Ähnlich verhält es sich bei Robbins. Er knüpft daran die Frage nach dem Fortschritt der ökonomischen Wissenschaft, den er zwar nicht immer im höchsten Ausmaß gewährleistet sieht, doch hält er in Bezug auf die Wissenschaftsdynamik fest, dass

„it is very seldom that there is a definite retrogression, but there are periods of greater and less activity.“ (Robbins, 1930b, S. 15)

Was die gegenwärtige Wissenschaftsdynamik betrifft, so sieht er in deren Aktivität und Skeptizismus ein Abbild der fruchtbaren Phase der „Marginal Revolution“ der 1870er Jahre, die das „frame of mind“ der gegenwärtigen Forschungen darstellen und „[who] have already forged tools of great power and utility.“ (Robbins, 1930b, S. 15) Doch trotz der Bedeutung von *e-A* für die Theorieentwicklung der 1930er Jahre stellt Robbins fest, dass „what we dispute rather is the finality“ of their analysis“ (Robbins, 1930b, S. 15), da es noch drei große „Lücken“ zu schließen gelte. Erstens verortet Robbins eine Unvermitteltheit zwischen der Gleichgewichtstheorie und dynamischen Konjunkturtheorien, zweitens Schwachstellen in der logischen Struktur der bestehenden Theorie und drittens Unzulänglichkeiten aufgrund zu einfacher oder nicht mit den Fakten übereinstimmender Annahmen der Theorie (eine Schwachstelle die Friedman in *e-C* zur Tugend erheben wird). Selbstverständlich begnügt sich Robbins nicht mit der Identifizierung und Aufzählung dieser Unzulänglichkeiten, sondern präsentiert uns seine Vorstellungen für den Fortschritt der Wissenschaft, die uns gleichsam zu seinem *Essay* führen werden. Für diese Neuorientierung liefert er uns die Definition des Gegenstandes der Ökonomie, sucht eine adäquate normative Methodologie vorzuschlagen, um die Trennlinien zwischen Wissenschaft und Ethik eindeutiger zu ziehen, und grenzt die Wissenschaft auch negativ gegenüber seinen Vorgängern (und damit auch von unwissenschaftlichen Urteilen) ab, um aufzuzeigen, was ihrer keineswegs genügen kann. Wir wollen diese drei

⁹⁴ Der Terminus „finality“ suggeriert unserer Meinung nach eine doppelte Kritik. Einerseits widerspricht er der Auffassung einer selbstgenügsamen „Großen Theorie“, die es bloß noch in einigen Punkten zu verfeinern gilt und andererseits kann „finality“ auch auf die Bestimmtheit der Theorie *per se*, in ihrer gesamtgesellschaftlichen Teleologie, angewandt werden.

unterschiedlichen Aspekte im Folgenden eingehend, vor allem im Hinblick auf die Abgrenzung zu *e-A*, behandeln und insbesondere aufzuzeigen suchen, wie Robbins die beiden Sphären der Wissenschaft und Ethik in deren Verhältnis zueinander begreift.

§ 2 (2) Robbins' Bruch mit Walras. Die gesamtgesellschaftliche Teleologie

Wenden wir uns zunächst der gesamtgesellschaftlichen Teleologie der ökonomischen Theorie und der Rolle der Allgemeinen Gleichgewichtsvorstellung zu. Anhand dieser lässt sich Robbins' Position gegenüber jener Walras' abgrenzen und die grundlegenden Brüche zutage treten, da hier die Kritik an der Vorstellung eines wissenschaftlichen Determinismus auf ethischer Ebene zum Ausdruck kommt. Robbins greift mit seiner Kritik die walrasianische „Lösung“ zum Verhältnis von freiem menschlichen Handeln und objektiven gesellschaftlichen Strukturen, die, wie wir innerhalb *e-As* hervorgehoben haben, eine Scheinlösung bleiben sollte, erneut auf, um in dieser Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Ethik den wichtigsten Kritikpunkt und Bruch mit der traditionellen Neoklassik zu Tage treten zu lassen. Denn der auf die moralische Ebene übertragene wissenschaftliche Determinismus und die „einfache“ walrasianische Lösung wurden nach der Erfahrung des 1. Weltkrieges nicht mehr länger als tragfähig angesehen. Sein Hauptkritikpunkt liegt darin begründet, dass er die Zielsetzung eines gesamtgesellschaftlichen Optimums herausnimmt, indem er feststellt, dass es keine ökonomischen Ziele *per se* geben könne, sondern die Ökonomie sich auf ein Ziel-Mittel-Verhältnis zu beschränken habe.

„Economics is entirely neutral between ends. [...] Economics is not concerned with ends as such.“ (Robbins, 1935/84, S. 24)

Darüber hinaus sei es nicht zulässig, das wissenschaftliche Gesetz des abnehmenden Grenznutzens als ein moralisches Prinzip zu deuten, wie wir es bei Walras erfuhren. Man könne zwar für die Wissenschaft eine Reihung der individuellen Präferenzen als gegeben hinnehmen, doch „there is no means of testing the magnitude of A's satisfaction as compared with B's.“ (Robbins, 1935/84, S. 139f) Ein interpersonaler Nutzenvergleich entbehre somit jeglicher positiven wissenschaftlichen Grundlage. Das Kriterium des „free equilibrium“ könne nicht gleichsam als ein Kriterium der „economic justification“ angesehen werden. Indem Robbins nunmehr die gesamtgesellschaftliche Zielvorstellung herausnimmt, versucht er die Totalität des walrasianischen Ansatzes auf ethischer Ebene aufzubrechen und wieder auseinander zu legen, was Walras in deren gegenseitigen Bedingung zuvor zusammengeführt hatte. Robbins ist der Überzeugung, dass ein Vergleich der Präferenzskalen zwischen Personen nicht zulässig sei, denn es gäbe keine wissenschaftliche Methode um das Ausmaß der Be-

dürfnisbefriedigung zwischen Personen zu messen, was primär einer Infragestellung der gesamten Wohlfahrts-theorie gleichkommt.

„The assumptions of the propositions which did not involve interpersonal comparisons of utility were assumptions which had been verified by observation or introspection. [...] The assumptions involving interpersonal comparison were certainly not of this order“ denn „the postulate of equal capacity for satisfaction *came from outside*, that it rested upon ethical principle rather than upon scientific demonstration.“ (Robbins, 1938a, S. 637)

Die Idee eines interpersonalen Nutzenvergleichs⁹⁵ basiert gemäß Robbins auf einer Norm, die außerhalb der wissenschaftlichen Analyse liegt und der moralischen Überlegung der Gleichheit entspringt. Mit dieser Trennung nimmt er jedoch das überlegene Ergebnis aus der reinen Theorie heraus, indem er es als nicht wissenschaftlich einstuft⁹⁶ und hält trotzdem an der Vorstellung des Gleichgewichts fest. Denn

„the idea of an equilibrium of forces is one which is common to many sciences, but there are few in which it plays a more important part than in theoretical economics. [...] it has become, in one shape or another, one of the main instruments of theoretical analysis.“ (Robbins, 1930a, S. 194)

Diese Feststellung ist bemerkenswert, da die ökonomische Wissenschaft in ihrer Orientierung an den Naturwissenschaften die Gleichgewichtsvorstellung in *e-A* übernommen und ausformuliert hatte und Robbins fünfzig Jahre später anerkennen muss, dass sie quasi zum Merkmal der ökonomischen Theorie schlechthin geworden ist. Doch im Gegensatz zu Walras ist dieses Kriterium des „free equilibrium“ keine Rechtfertigung für eine bestimmte gesellschaftliche Organisationsform mehr, denn zu zeigen, dass die Nachfrage unter bestimmten Bedingungen adäquater befriedigt werde als unter Alternativen beweist nicht, dass

⁹⁵ Auch im Vorwort zur zweiten Auflage seines *Essays* hält Robbins strikt an der Unmöglichkeit der wissenschaftlichen Aggregation des interpersonalen Nutzens fest, da vor allem diese Kritik heftige Kontroversen hervorgerufen hatte. Vgl. Robbins, 1935/84, S. xxxiv.

⁹⁶ Das überlegene Ergebnis war bei Walras mittels der utilitaristischen Moralphilosophie vorgeführt und in der Wohlfahrtsökonomie Paretos zu einem Höhepunkt geführt worden. Unsere zweite *episteme* zeichnet sich aber nunmehr dadurch aus, dass sie als Ausfluss einer Diskussion über die Aggregation individueller Nutzen zu einem gesellschaftlichen Gesamtnutzen zur Einsicht kam, dass dies wissenschaftlich keinesfalls möglich sei, da „the postulate of equal capacity for satisfaction *came from outside*, that it rested upon ethical principle rather than upon scientific demonstration.“ (Robbins, 1938a, S. 637) Dennoch räumte Robbins einer solchen Analyse ihre Bedeutung ein, jedoch strikt außerhalb der Wissenschaft. Was Knight betrifft, so hält dieser fest, dass „it is absurd to say that there can be no interpersonal comparison of „utilities“ or needs. All social problems arise out of conflicts of interests, and every judgment touching on social policy involves such comparisons.“ (Knight, 1921a/64, S. lvi)

„the set of conclusions is desirable.“ (Robbins, 1935/84, S. 143)⁹⁷ Aber das Gleichgewicht seiner normativen Bedeutung beraubt bedeutet *innerhalb* der reinen Theorie keinen grundlegenden Bruch mit Walras (siehe Kapitel II § 2 (3)), so er festhält, dass

„whatever the imperfections of this method [equilibrium analysis, M.K.], it cannot be denied that by its aid, in the past, much has been done which does, in some way or other, elucidate the working of economic forces.“ (Robbins, 1930a, S. 194)

Es bedeutet auf gesamtgesellschaftlicher Ebene einen radikalen Bruch mit der Neoklassik, wenn Robbins die versteckte Apologie des Marktsystems aufdeckt und die gesamtwirtschaftliche Zielvorstellung herausnimmt, womit dieses Gleichgewicht nicht mehr normativ bindend ist, denn

„[economic science] provides, within its own structure of generalisations, no norms which are binding in practice.“ (Robbins, 1935/84, S. 152)

Die Ökonomie liefert entgegen Walras' Vorstellung nunmehr keine verbindlichen Normen mehr,

„it is fundamentally distinct from Ethics.“ (Robbins, 1935/84, S. 152)

Wie auch Knight verwirft Robbins die „unzulängliche“ Lösung Walras', der die Auffassung vertreten hatte, die Gesellschaft wie eine effiziente Maschine bauen zu können, indem er eine „wissenschaftliche Begründung“ der optimalen Entscheidung zu liefern glaubte. Dadurch revidierte er jedoch die zu Beginn festgelegte Eigenständigkeit der ethischen Ebene. Robbins räumt der Sphäre der Ethik einen wichtigen Stellenwert ein, da sie strikt abgegrenzt von der Wissenschaft der Ökonomie letztlich die für die Wissenschaft erforderlichen Ziele bereitstellen soll.

§ 2 (3) Die individuelle Ebene. Wissenschaftlicher Anknüpfungspunkt an Walras

Hatte Robbins die gesamtgesellschaftliche Finalität des walrasianischen Ansatzes mittels der Unmöglichkeit eines interpersonalen Nutzenvergleichs durchbrochen, liefert er uns gleichsam eine Neudefinition der ökonomischen Wissenschaft, die in das Zentrum der Untersuchung „investigating the consequences of choice“ (Robbins, 1930b, S. 24) rückt, da

„the unity of subject of Economic Science“ in „the forms assumed by human behaviour in disposing of scarce means“ (Robbins, 1935/84, S. 15)

⁹⁷ Hierbei sei insbesondere erwähnt, dass die Unterstellung „adäquat“ ihrerseits einen Standard voraussetzt, an dem die Bedürfnisbefriedigung gemessen werden muss.

liege. Dies stellt auf individueller Ebene einen rein *technischen* Anknüpfungspunkt an der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie dar, denn die Gleichgewichtstheorie ihrer ethischen Verbindlichkeit „beraubt“, ist, wie wir bei Knight erfahren haben, ein rein technisches, institutionenunabhängiges Optimierungsmodell. Dessen ist sich Robbins auch bewusst. Er versucht zwar seine Untersuchungen auf die Tauschwirtschaft einzuschränken, da diese seiner Meinung nach dort am „nützlichsten“ erscheine, denn „the implications of individual decisions reach beyond the repercussions on the individual.“ (Robbins, 1935/84, S. 19) Dennoch hält er fest, dass diese Definition eines technischen Modells ebenso auf menschliches Verhalten außerhalb einer Tauschwirtschaft anwendbar sei. Auch dieses ist durch das Verhältnis von Mitteln zu Zielen bestimmt und

„the generalisations of the theory of value are as applicable to the behaviour of isolated man or the executive authority of a communist society, as to the behaviour of man in an exchange economy.“ (Robbins, 1935/84, S. 20)

Wie auch Knight zeigt Robbins auf, dass die Allgemeine Gleichgewichtstheorie ein technisches, abstraktes Modell darstellt, jedoch sieht er die Beschränkung der Anwendung auf Marktverhältnisse als legitim an, da „the exchange relationship is a *technical* incident.“ (Robbins, 1935/84, S. 20) In Abgrenzung zu Walras schließt er an die Definition des „Gegenstandes“ der reinen Theorie eine klare Trennlinie zu normativen Überlegungen an, wenn er festhält, dass es mittels der Untersuchung der Wahlhandlung nicht möglich sei „[to] decide the ultimate problems of choosing.“ (Robbins, 1930b, S. 24) Er führt uns somit die mit David Hume bekannte Trennung zwischen „is and ought“ vor Augen, um auf die Unzulänglichkeit zu insistieren, dass

„the study of what happens when we do certain things can decide whether these things are worth doing.“ (Robbins, 1930b, S. 24)

Robbins nimmt die von Walras vorgeführte Dreiteilung erneut auf und versucht ebenfalls anhand des menschlichen Willens die einzelnen Sphären voneinander abzugrenzen. Dabei beabsichtigt er die Trennlinien zwischen Wissenschaft und Ethik eindeutiger zu ziehen, indem er innerhalb der reinen Theorie an der walrasianischen Ziel-Mittel-Logik anknüpft, die nunmehr in das Zentrum der wissenschaftlichen Betrachtung rückt. Er fasst die Ökonomie auf als eine

„series of relationships - relationships between ends conceived as the possible objectives of conduct, on the one hand, and the technical and social environment on the other. Ends as such do not form part of this subject matter. Nor does the technical and social environment. It is the relationship between these things and not the things in themselves which are important for the economist.“ (Robbins, 1935/84, S. 38)

Diese mit allem Nachdruck geforderte Unterscheidung und der Rückzug auf das Verhältnis zwischen Zielen und Mitteln zeigt Robbins' Beharrung auf einer

wertfreien Wissenschaft bei gleichzeitiger Würdigung der Sphäre der Ethik. Wie schon Walras, der uns innerhalb der reinen Theorie eine hypothetische Trennlinie vor Augen geführt hatte, dass die Menschen einerseits in vollkommener Freiheit wählen könnten und andererseits für die Allgemeine Gleichgewichtstheorie ihre Nutzenfunktionen als *datum* einem deterministischen System überantwortet werden, in dem die Menschen vollkommen fremdbestimmt sind, so grenzt auch Robbins sein wissenschaftliches System in ähnlicher Weise ab. Er ist sich der Unbestimmtheit menschlicher Verhältnisse bewusst, knüpft in diesem Punkt an der Gesellschaftsauffassung des „langen 19. Jahrhunderts“ an und erkennt, dass im freien menschlichen Willen die entscheidende Beschränkung für die Möglichkeit einer ökonomischen Wissenschaft liegt, da auch er am aufgeklärten, selbstbestimmten Menschen festhält. Am „*irrational element in our universe of discourse*“ (Robbins, 1935/84, S. 106) kann die Wissenschaft nicht ihren Ausgangspunkt nehmen und doch sieht sich der Ökonom mit diesem Problem konfrontiert, so er einerseits die Unbestimmtheit menschlicher Verhältnisse entsprechend zu würdigen hat und andererseits ein aussagekräftiges, wissenschaftliches System errichten muss. Folglich muss die Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Ethik wie schon bei Walras anhand des entscheidenden Unterschiedes dieser beiden Sphären vollzogen werden, *i.e.*, des menschlichen Willens. Das irrationale Element gilt es aus der Sphäre der reinen Theorie auszuschließen und mit dem Rückzug auf die Ziel-Mittel-Logik glaubt Robbins eine solche Trennung erfolgreich durchführen zu können. Indem er die „*individual scales of valuations*“ als gegeben hinnimmt, versucht er einerseits die Unbestimmtheit der Sphäre der Ethik zu wahren und legt andererseits mit der Übernahme der exogen festgelegten Nutzenfunktionen den Ausgangspunkt für die reine Theorie. Erst mittels gegebener Annahmen folgt das System der Notwendigkeit und einzig hier finden wir ein „*régime of law*“ vor. Er legt die beiden Sphären folgendermaßen auseinander:

„Thus in the last analysis the study of Economics, while it shows us a region of economic laws, of necessities to which human action is subject, shows us too, a region in which no such necessities operate.“ (Robbins, 1935/84, S. 135)

Für Robbins nimmt somit die ökonomische Analyse die Ziele im Sinne der relativen Bewertung des Individuums als gegeben hin und untersucht, welche Konsequenzen in Bezug auf einen bestimmten Aspekt menschlichen Verhaltens daraus folgen. In diesen relativen Bewertungen ist für ihn der menschliche Wille abgebildet, *i.e.*, eingeschlossen und gleichsam (wie auch jegliche Unvorhersehbarkeit) ausgeschlossen. Er versucht mittels dieser Vorgehensweise das Problem des freien menschlichen Willens aus der Wissenschaft auszuschließen, da er auf wissenschaftstheoretischer Ebene richtig erkennt, dass

„the irrational element in the economist's universe of discourse lies behind the individual valuation. [...] there is no means available for determining the probable movement of the relative scales of valuation.“ (Robbins, 1935/84, S. 126)

Daran anschließend hält er fest, dass erst nachdem die individuellen Nutzenfunktionen bestimmt sind, wir von notwendigen ökonomischen Gesetzen sprechen können, die Sphäre der Ethik somit gänzlich unbestimmt bleibt. Indem er gerade diese individuellen Bewertungen als gegeben hinnimmt, nicht die Frage danach stellt, auf welche Motive sie rückführbar seien, ist der *homo oeconomicus* in der walrasianischen Form für ihn nicht von Interesse. Dieser stellt keine anzustrebende Norm dar, doch da Robbins seine Theorie auf die Realität beziehen will, möchte er für die reine Theorie nur die „notwendigsten“ Verhaltensannahmen unterstellen. Im Sinne der technischen Analyse nimmt er die Abbildungen der individuellen, relativen Bewertungen als *datum* hin. Die tatsächlichen Motive der menschlichen Wahl sind für die ökonomische Wissenschaft nicht von Interesse und auch nicht zugänglich. Deren Untersuchung ist Gegenstand der Psychologie, denn „economics is almost entirely independent of any particular kind of Psychology.“ (Robbins, 1933, S. 89) Für seine Definition der Wissenschaft erscheint es vollkommen ausreichend zu unterstellen,

„that in certain exchange relationships all the means, so to speak, are on one side and all the ends on the other.“ (Robbins, 1935/84, S. 96)

Robbins nimmt auch auf individueller Ebene eine absolute Zielsetzung heraus, da die Ziel-Mittel-Unterscheidung für seine Wissenschaftskonzeption ausreichend erscheint und seine Definition von „ökonomisch“ tatsächlich nur „the securing of given ends with least means“ (Robbins, 1935/84, S. 145) impliziert. Aufgrund seiner Definition der Wissenschaft der Ökonomie leitet er aus der Tatsache knapper Mittel und unterschiedlicher Ziele sowie deren unterschiedlichen Gewichtung den Gegenstand seiner Untersuchung ab, der gerade aufgrund dieser Knappheit dem menschlichen Verhalten erwächst.

„Therefore he [man, M.K.] has to choose. He has to economise.“ (Robbins, 1935/84, S. 12)

Menschliches Verhalten erfährt aufgrund der in Relation zu den Zielen knappen Mittel einen ökonomischen Aspekt, woraus nach Robbins folgt, dass die Wahl *qua* ihres „economic aspect“ zur ökonomischen Handlung und diese letztlich Gegenstand der Untersuchung wird. Indem Robbins die beiden Seiten (choose - economise) für grundsätzlich austauschbar erachtet, gelangt er zu seiner bekannten Definition der ökonomischen Wissenschaft, die er, wie schon Walras, damit rechtfertigt, dass, nachdem die Ökonomie nunmehr das Stadium einer fortgeschrittenen Wissenschaft erreicht habe, es an der Zeit sei, „to attempt precise delimitation.“ (Robbins, 1935/84, S. 3)

„Economics is the science which studies human behaviour as a relationship between ends and scarce means which have alternative uses.“ (Robbins, 1935/84, S. 16)⁹⁸

Da Robbins jedoch die gegenseitige Bedingung von reiner Theorie und Moralwissenschaft untergräbt, muss er seinem Untersuchungsgegenstand, *i.e.* menschlichem Handeln unter Knappheitsbedingungen, eine andere Bedeutung zuschreiben. Schrieb Walras in seinem Aufbau der reinen Theorie dem *homo oeconomicus* keine praktische Relevanz zu, da er in ihm *a priori* ein theoretisches Konstrukt und *a posteriori* eine anzustrebende Verhaltensnorm sah, versucht Robbins an einer eingeschränkten Form des *homo oeconomicus* festzuhalten, indem er in ihm ein empirisches Faktum sieht. Dazu bedarf es jedoch nur der Annahme „konsistent zu wählen“. Dennoch bleibt der Untersuchungsgegenstand, der den freien menschlichen Willen beinhaltet, problematisch. Denn die Grundlage der ökonomischen Theorie stellen psychische „Fakten“, die subjektive Bewertung durch das Individuum, dar. Robbins versucht hier die Trennlinie zu ziehen, indem er eingesteht, dass die Bewertung selbst ein subjektiver Prozess sei, der nicht beobachtbar ist und somit aus der wissenschaftlichen Analyse herausfällt. Daraus folgt, dass

„our theoretical constructions must assume observable data.“ (Robbins, 1935/84, S. 87)

Im Unterschied zu Knight erfahren diese grundlegenden Daten der ökonomischen Analyse bei Robbins keinerlei Problematisierung. Sie werden in diesem Sinne als „objektiv“⁹⁹ hingenommen, denn

„all that is assumed in the idea of the scales of valuation is that different goods have different uses and that these different uses have different significances for action [...] Why the human *animal* attaches particular values in this sense to particular things, is a question which we do not discuss.“ (Robbins, 1935/84, S. 85f, meine Hervorhebung, M.K.)

Robbins versucht jedoch das sich dadurch ergebende Problem einer zur Realität „bezugslosen“ Hypothese anders als Knight innerhalb des von Walras vorgegebenen Schemas der Dreiteilung zu lösen und hält an dieser Trennung im Vertrauen auf eine „wertfreie“ Wissenschaft der Ökonomie standhaft fest. Will er

⁹⁸ Eine Definition, die auf die Österreichische Schule der Nationalökonomie, insbesondere Carl Menger, zurückgeht. Sie wird von Robbins nunmehr in modifizierter Form im anglo-amerikanischen Sprachraum eingeführt (vgl. O'Brien, 1988, S. 26f).

⁹⁹ Robbins rechtfertigt ein solches Vorgehen mittels Bezug auf die Wertfreiheitskategorie Max Webers, denn „all that the „objective“ [...] explanation of conduct involves is the considerations of certain data, individual valuations, etc., which are not merely physical in character. The fact that such data are themselves of the nature of judgments of value does not necessitate that they should be valued as such.“ (Robbins, 1935/84, S. 90)

auf einer wissenschaftlichen Sphäre der Ökonomie beharren, muss es ihm ungleich Knight, der die Wissenschaft vorwiegend negativ definiert und ihr eine überaus geringe gesellschaftliche Bedeutung zuweist, gelingen, die reine Theorie innerhalb eines bestimmten Rahmens positiv zu definieren. Indem er im Allgemeinen Gleichgewicht ein empirisch bestimmbares Faktum sieht, ist das Ergebnis des Marktprozesses wissenschaftlich nachweisbar. Es wird zu einem positiven Faktum.¹⁰⁰ Im Gegensatz dazu stellte für Walras das Gleichgewicht die optimale Allokation der Ressourcen dar, weshalb er es mit dem Marktsystem gleichsetzte und darin die beste Befriedigung der Bedürfnisse verwirklicht sah. Der hypothetische Gleichgewichtszustand sollte aufgrund der moralischen Norm angestrebt werden. Für Robbins erscheint diese Konzeption der einzige Ausweg zu sein, denn will er sich weiter innerhalb des walrasianischen Theoriegebäudes und der reinen Theorie bei gleichzeitiger Ablehnung der moralischen Norm bewegen, so kann er dem walrasianisch-mechanistischen System nur eine empirische Bedeutung zuschreiben, indem er es schlichtweg als gegeben voraussetzt. Andernfalls stünden die theoretischen Reflexionen gänzlich ohne Bezug zur Realität. Gerade darin liegt für Robbins aber der Unterschied zu analytischen Sätzen bzw. tautologischen Systemen. Für ihn ist es ein Charakteristikum wissenschaftlicher Aussagen, dass „they refer to reality. [I]n some sense their reference is to that which exists.“ (Robbins, 1935/84, S. 104) Es sei die Aufgabe des Ökonomen, die Realität zu interpretieren, denn im mangelhaften Bezug der The-

¹⁰⁰ „Equilibrium is just equilibrium.“ (Robbins, 1935/84, S. 143) Ungleich der späteren Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft, die sich insbesondere nach dem 2. Weltkrieg als positive Wissenschaft begriff, die Objektivität in der Methode suchte und das Kriterium der Falsifikation als wissenschaftliches Abgrenzungskriterium anzuwenden vorgab, gründet sich bei Robbins dieses empirische Faktum nicht auf einer systematischen Verifikation oder Falsifikation, sondern er vertritt wie Knight eine *a priori* Methodologie. Zwar hält er der Kritik der InstitutionalistInnen, die sich gegen die Auffassung der ökonomischen Wissenschaft als eine theoretisch, primär logisch-deduktive Disziplin aussprachen und der historischen und statistischen Induktion einen größeren Stellenwert beigemessen sehen wollten, entgegen, dass „economics of the past [...] has been neither wholly deductive nor wholly inductive.“ (Robbins, 1930b, S. 20) Dies mag eher auf die angloamerikanische Tradition, vor allem Jevons und Marshall, zutreffen als auf Walras, bei dem der Bezug zur Realität letztlich über die Sphäre der Moralwissenschaft erfolgte. Dennoch dürften wir nicht gänzlich unrichtig liegen, wenn wir vor allem in der walrasianischen Tradition primär die Errichtung eines „Grand Systems“ logisch-deduktiver Urteile mithilfe der Mathematik, basierend auf *a priori* Einsichten, sehen, welche die empirisch-induktive Ebene gänzlich ausblendete. Wenngleich auch Robbins einräumt, dass „the methods which have been devised by statisticians are methods of great power and utility“ (Robbins, 1930b, S. 20), so sieht er in dieser Vorgehensweise keinerlei Überlegenheit gegenüber der „more primitive method of the past.“ (Robbins, 1930b, S. 20) Denn die bloße Beobachtung ohne eine dahinter liegende Theorie, erscheint vom wissenschaftlichen Standpunkt her gesehen äußerst „unfruchtbar“. Was Robbins wissenschaftstheoretische Grundlegung betrifft, so ist sein Ausgangspunkt jener des *a priori*, doch aufgrund der Inkonsistenz seines Ansatzes treffend charakterisiert als „a somewhat loosely-defined mixture of *a priori* ones, of assumptions based upon (largely casual) empiricism, and of assumptions based upon introspection.“ (O'Brien, 1988, S. 34f)

orie zur Wirklichkeit sieht Robbins die Schwachstelle des walrasianischen Forschungsprogramms.

„Although the Walrasian system does in a sense pose, in their simplest form, certain problems of the real world, it is [...] the emphasis all the time on general equilibrium that cut Walras and his followers off from the rest of the professional economists.“ (Robbins, 1998, S. 300)

Diese Einwände dürften allerdings in den 1930er Jahren von Robbins noch nicht thematisiert worden sein, so er selbst dem Allgemeinen Gleichgewicht eine andere Bedeutung zuschreibt und er sich auch in der Veränderung des Forschungsschwerpunktes der ökonomischen Theorie dahingehend bestätigt sieht, dass

„we enquire rather concerning the conditions of equilibrium of various economic „quantities“, given certain initial data, and we enquire concerning the effects of variations of these data. Instead of dividing our central body of analysis into a theory of production and a theory of distribution, we have a theory of equilibrium, a theory of comparative statics and a theory of dynamic change.“ (Robbins, 1935/84, S. 67f)

Die von Walras erstmals formulierte Gleichgewichtsvorstellung hatte der zukünftigen Theorieentwicklung ihren Stempel aufgedrückt,¹⁰¹ was dazu führte, dass „in the '30s of this century his [Walras', M.K.] systematic treatment came into much greater vogue.“ (Robbins, 1998, S. 301)

Werfen wir allerdings einen genaueren Blick auf das walrasianische Theoriegebäude so lässt es Robbins' Kritik zunächst vollkommen zusammenbrechen, denn ohne die moralische Legitimation der vorerst rein hypothetischen Theorie und ihrer Annahmen verliert es jegliche praktische Relevanz.¹⁰² Das

¹⁰¹ Auch O'Brien weist auf die Weiterführung der Gleichgewichtsvorstellung hin, indem er schreibt: „A key role in Robbins's approach to microeconomics was [...] an emphasis upon equilibrium - usually general equilibrium.“ (O'Brien, 1988, S. 87)

¹⁰² Es scheint als war sich Robbins dieser Implikationen bis zu einem gewissen Grad bewusst, so er doch selbst immer auf die praktische Relevanz der ökonomischen Wissenschaft für die Gesellschaft hinwies, da sie sich mit Problemen beschäftigt, „which are not devoid of significance for those who have the conduct of policy.“ (Robbins, 1930b, S. 16) Dies dürfte insbesondere auch eine mögliche Erklärung für die letztendliche „Rettung“ der ökonomischen Analyse im letzten Kapitel seines *Essays* sein. 1938 schreibt er: „But I confess that at first I found the implications very hard to swallow. [...] that economics as a science could say nothing by way of prescription. It could say whether a certain course of action could lead to a desired end. It could judge the consistency of different policies. But, in itself, it passed no verdict of good or bad.“ (Robbins, 1938a, S. 637) Diese Erkenntnis implizierte, dass die ökonomische Analyse in Belange wie, dass Freihandel gerechtfertigt sei, Ungleichheit reduziert oder die Einkommenssteuer progressiv sein solle, keine Antworten liefern kann. Die Erkenntnis, für solche Fragen keine wissenschaftliche Rechtfertigung liefern zu können, war für Robbins selbst „profoundly antipathetic.“ (Robbins, 1938a, S. 637) Eine außertheoretische Entwicklung, die man an dieser Stelle nach Lakatos in einer Fußnote festhalten kann, dürfte sich aus der nicht sehr erfolgrei-

hypothetische Ideal des Léon Walras hängt nunmehr in der Luft. Es gibt keine „außerwissenschaftliche“ Sphäre, die es bedingt, seine Überlegenheit veranschaulicht oder gar auf ethischer Ebene als Notwendigkeit ausweist. Mit dieser Absage an die Vorstellung gesamtgesellschaftlicher Ziele bleibt als Untersuchungsfeld nach Robbins nur mehr die Analyse des Ziel-Mittel-Verhältnisses und demgemäss hätten wir es mit einem rein technischen Modell zu tun. Eine solche Beschränkung lehnt Robbins jedoch ab, denn auch er will der ökonomischen Analyse im Gegensatz zu einer angewandten Technik eine überlegenere Stellung zuweisen. Er ist der Ansicht, dass das ökonomische und das technische Problem grundlegend unterschiedlich seien und beruft sich dazu auf die Unterscheidung Hans Mayers als auch Max Webers, wonach die ökonomische Analyse dort ansetze, wo unterschiedliche Mittel mehreren Zielen gegenüberstünden. Im Gegensatz zu einem rein technischen Problem, bei dem es mit unterschiedlichen Mitteln nur ein Ziel zu erreichen gilt, will er der ökonomischen Analyse doch einen höheren Stellenwert beimessen als es uns die Allgemeine Gleichgewichtstheorie, ihrer moralischen Bedeutung entledigt, erlaubt. Denn

„a mere knowledge of existing technique does not enable us to determine the actual set of the productive apparatus. We need to know also the ultimate valuations of the producers and consumers connected with it.“ (Robbins, 1935/84, S. 36)

Robbins ist der Auffassung, dass die Tatsache eines Verhältnisses mehrerer Ziele zu mehreren Mitteln das technische Problem transzendiere. Wenn beispielsweise Robinson Crusoe Holz einzig zur Entfachung eines Feuers verwenden will, sehe er sich bloß mit einem technischen Problem konfrontiert, sobald er es jedoch auch für andere Zwecke einsetzen will, stehe er vor einem neuen Problem, „*of how much wood to use for fires and how much for fencing.*“ (Robbins, 1935/84, S. 35) Dies identifiziert er als das ökonomische Problem das ihr *raison d'être* der Knappheit der Ressourcen schuldet. Doch scheint diese Trennung nicht aufrechterhaltbar, da die ökonomische Analyse ebenfalls zu einer technischen verkommt, sobald die Nutzenfunktionen bestimmt sind und jegliche Wahlhandlung ausgeschlossen ist. Wir haben es in der Folge mit einem Optimierungsmodell zu tun. Die Nutzenfunktionen sind für die ökonomische

chen Wirtschaftspolitik und den Wirren der Zwischenkriegszeit ablesen lassen, ein vorherrschender Zeitgeist, der wissenschaftlich legitimierten Eingriffen in das Wirtschaftssystem zunehmend skeptischer gegenüberstand und der sich in folgendem Zitat verdeutlicht: „Was it not only the timidity of an age which had lost all confidence in ultimate values which led us to attempt to claim „scientific“ justifications for attitudes which in the nature of things could not be justified (or refuted) by appeal to laboratory methods?“ (Robbins, 1938a, S. 639) Und dennoch sollte Robbins' Widerspruch „that the assumption of equality comes from outside [...] But we all agree that it is fitting that such assumptions should be made and their implications explored with the aid of the economist's technique“ (Robbins, 1938a, S. 641) bis in die 1960er Jahre unentdeckt bleiben und erst innerhalb unserer dritten *episteme e-C* aufgedeckt werden.

Analyse tatsächlich bestimmt, denn „both individual valuations and technical facts are outside the sphere of economics.“ (Robbins, 1935/84, S. 106) Diesen Einwand bringt auch Knight in seiner Buchrezension aus dem Jahre 1934 vor, da er die Trennung zwischen Technik und Ökonomie beruhend auf der Unterscheidung zwischen einem oder mehreren Zielen für unrichtig hält, so

„in an economic problem the essence of the matter is that both ends and means are unitary and measurable; the ultimate end in economic life is subjective - we *call* it utility.“ (Knight, 1934b, S. 360)

Indem Robbins die zugrundegelegten Daten nicht weiter problematisiert und für die Sphäre der Wissenschaft am technischen Gleichgewichtsmodell festhält, finden technische Vorgänge als auch Mittel und Ziele lediglich als quantifizierte Daten Eingang in die ökonomische Analyse und dürften sich folglich im Rückschluss auf die gesellschaftliche Ebene als problematisch erweisen. Shackle spricht dieses Problem an, wenn er meint, dass, so wir die ökonomische Wissenschaft als „a search for the method of getting the most out of things“ auffassen, „this assignment taken literally would sink it in a morass of detailed technology.“ (Shackle, 1972, S. 102) Um folglich das formale Problem in ein ökonomisches Problem umzuwandeln, müssen wir die Reihe unabhängiger Variablen als eine Reihe von Wahlhandlungen irgendwelcher knapper Ressourcen interpretieren, „but if we are to avoid a plunge into technology which would quite destroy any hope of generalness, the nature of the choice must be simple.“ (Shackle, 1972, S. 103)

§ 2 (4) Der Rückschritt auf gesamtgesellschaftlicher Ebene

Obgleich Robbins' Ansatz gegenüber der traditionellen Neoklassik einen grundlegenden Bruch darstellt, da „*by itself* the multiplicity of ends has no necessary interest for the economist“ (Robbins, 1935/84, S. 13) und er die wissenschaftliche Aussagekraft auf gesamtgesellschaftlicher Ebene im Gegensatz zu Walras weiter einschränkt, so entzieht auch er der ökonomischen Analyse nicht gänzlich die gesamtgesellschaftlichen Ziele (denn dies wird erst in *e-C* eintreten). Er erhebt nicht den Anspruch das ökonomische Modell verbindlich auf die ethische Ebene zu heben und will damit die gesamtgesellschaftliche Finalität des walrasianischen Systems durchbrechen. Denn eine ökonomische Theorie, die Ziele unterstellt, inkorporiere Werturteile in ihre Analyse und kann der Forderung nach einer wertfreien reinen Theorie nicht gerecht werden. Die Unterstellung, dass ein größerer Wohlstand wünschenswert sei - eine Setzung, die für Walras im Glauben an den Fortschritt auf ethischer Ebene unproblematisch erschien - gehöre der normativen Sphäre an, denn

„the statement that social wealth was increased, itself involved an arbitrary element.“ (Robbins, 1938a, S. 638)

Gibt Robbins auch die „einfache Zielvorstellung“ auf, so räumt er der ökonomischen Analyse doch ihren Platz ein und legt ihren Stellenwert fest, indem er der Ansicht ist, dass die Kohärenz eines Zielbündels bestimmbar sei. Hatte Walras die praktische Relevanz seiner theoretischen Überlegungen in der Grundlegung einer normativen Gesellschaftstheorie gesehen, so muss sich auch Robbins die Frage nach der „utility of our theories“ (Robbins, 1930b, S. 24) stellen. Welche gesellschaftlich relevanten Aussagen liefert uns nunmehr eine ökonomische Theorie, die von sich selbst behauptet, den Ansprüchen der Wertfreiheit gerecht zu werden, so doch ihre Überlegungen stets auch auf die Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse abzielen? Eine Frage, der sich Robbins im 6. Kapitel seines *Essays* zuwendet. Der walrasianische Weg einer wissenschaftlich abgeleiteten moralischen Handlungsanleitung bleibt uns nach all der Kritik am System der Neoklassik verwehrt, denn er impliziert, dass „certain developments in modern Economic Theory furnish by themselves a set of norms capable of providing a basis for political practice.“ (Robbins, 1935/84, S. 136). Dennoch ermögliche es uns die ökonomische Analyse in ihrer Fokussierung auf dem Verhältnis zwischen Mitteln und Zielen gemäß Robbins

„[...] to select a system of ends which are mutually consistent with each other. It enables us to see what *sets* of ends are compatible with each other and what are not, and upon what conditions such compatibility is dependent.“ (Robbins, 1935/84, S. 152 und 154)

Die ökonomische Theorie wird bei Robbins somit zum Beratungsinstrument (der Politik)¹⁰³ schlechthin. Sie wird zu einer unabkömmlichen Technik für eine rationale Politik. Über die Qualität der Ziele bzw. ob diese wünschenswert oder erstrebenswert seien, darüber kann die Wissenschaft in der Tat nichts mehr aussagen, doch verlagert er damit die Rolle der Wissenschaft nur eine Ebene tiefer. Die gesamtgesellschaftlichen Ziele erfahren nunmehr keine wissenschaftliche Ableitung mehr, sondern werden vielmehr vorerst in ihrer Vielfältigkeit für die Analyse als gegeben hingenommen. Ob beispielsweise ein größerer materieller Wohlstand wünschenswert sei, bleibt eine ethische Frage. War Robbins der Ansicht damit die abgegrenzte Sphäre der Ethik ausreichend zu würdigen, so impliziert auch dieses Programm eine Rationalisierung der gesamten Gesellschaft. Eine eng gefasste Rationalisierung die durch das „kohärente“ und korrekte Verhältnis der Mittel zu den Zielen definiert ist, so er selbst „rational“ bloß als „konsistent“ auffasst.¹⁰⁴ Denn für die wissenschaftliche Analyse unterstellt

¹⁰³ Auch Frank Hahn charakterisiert Robbins' Position derart, als dass „it seems clear that Robbins was more at home with policy oriented problems and that is all the good.“ (Hahn, 1999, S. 496)

¹⁰⁴ „[...] action is necessarily rational in the sense that the ends pursued are not mutually inconsistent.“ (Robbins, 1935/84, S. 157) Siehe auch Robbins, 1933, S. 100 als auch Robbins, 1935/84, S. 91.

Robbins „rational action“ und so sie gesellschaftliche Relevanz erlangt, müssen wir auch in der Realität ein solch konsistentes Verhalten unterstellen. Eine derartige Technik wird bei Robbins zu einer unabkömmlichen Voraussetzung für eine rationale Politik. Es scheint zwar vorerst als könne uns die ökonomische Analyse nunmehr die Wahl nicht mehr abnehmen, „we have to choose“, aber auch dies bleibt eine illusorische Konstruktion, denn wenn uns die Ökonomie dabei unterstützt bei vollkommenem Bewusstsein zu wählen und sie für eine rationale Politik unabkömmlich ist, so sie es uns ausnahmslos ermöglicht

„to choose with full awareness of the implications of what we are choosing“
(Robbins, 1935/84, S. 152)

dann ist die Wahl durch die Ziel-Mittel-Logik bereits vorab determiniert. Eine Wahl die sich nicht an die Vorgaben der reinen Theorie hält, wäre nicht rational, wäre „deficient in imagination“ (Robbins, 1935/84, S. 147) und darüber helfen uns auch Robbins' Beteuerungen, „that there is nothing in Economics that relieves *us* of the obligation to choose“ (Robbins, 1935/84, S. 152), nicht hinweg. Dies wirft berechtigterweise die Frage auf, ob wir in diesem Sinne tatsächlich noch von einer Wahl sprechen können, so wir zwar gänzlich unbestimmt unsere Wünsche äußern können, der Einsatz der dazu erforderlichen Mittel und die tatsächliche Handlung jedoch letztendlich von der Ziel-Mittel-Logik bestimmt ist. Im Gegensatz zu Walras werden die Ziele nicht mehr als integrierte Werturteile der wissenschaftlichen Analyse verbindlich auf die ethische Ebene übertragen, sondern die Wissenschaft weist mittels ihres Effizienzkriteriums überlegene, *i.e.*, konsistente, Zielbündel aus. Bei genauerer Betrachtung verkleinert sich an dieser Stelle die Abgrenzung zu Walras entscheidend, denn auch für ihn stellte die Wahl der gesamtgesellschaftlichen Verfassung eine ethische Frage dar, die jedoch basierend auf den Erkenntnissen der Wissenschaft, und hier erkennt man die Analogie zu Robbins, für das rationale, aufgeklärte Individuum aufgrund der Überlegenheit des Ergebnisses vorab determiniert ist. Selbstverständlich ist Robbins mit seinem Vorschlag nicht mehr so endgültig wie einst Walras, doch wenngleich er bis an das Ende seines *Essays* nur von der Konsistenz von Zielbündeln spricht, so beschreitet er im letzten Kapitel doch ansatzweise die Ebene einer Gesellschaftstheorie in der unterschiedliche soziale Systeme bzw. wirtschaftliche Verfassungen zur Disposition stehen. Er verzichtet zwar auf eine Apologie eines bestimmten Wirtschaftssystems, stellt das Marktsystem zumindest hypothetisch zur Disposition, denn erst die ökonomische Analyse von Ziel-Mittel-Verhältnissen ermögliche uns die Vergegenwärtigung der Opportunitätskosten¹⁰⁵ eines anderen Gesellschaftssystems.

¹⁰⁵ Die Einführung des Terminus „Opportunitätskosten“ bei der Wahl einer gesamtgesellschaftlichen Verfassung reduziert *a priori* die relevanten Entscheidungsfaktoren auf monetär-quantifizierbare.

„Without economic analysis it is not possible rationally to choose between alternative *systems* of society.“ (Robbins, 1935/84, S. 155)

So ist die Wahl zwar nicht in dem Sinne determiniert, als dass sie vorab bestimmte Präferenzen ausschließen würde, und dies ist tatsächlich der pluralistische Aspekt des Robbinsschen Ansatzes im Gegensatz zu Walras, der seine wissenschaftlichen Annahmen verbindlich in die Realität übertrug, doch sollten wir uns letztendlich doch an die Ergebnisse der Analyse halten, denn

„it is not rational to will a certain end if one is not conscious of what sacrifice the achievement of that end involves.“ (Robbins, 1935/84, S. 155)

Um dadurch zur gewichtigen Rolle der ökonomischen Theorie zu gelangen, die Robbins abzuschwächen sucht, indem er meint „what need is there to claim any larger status for Economic Science“ (Robbins, 1935/84, S. 155), da

„only a complete awareness of the implications of modern economic analysis can confer the capacity to judge rationally.“ (Robbins, 1935/84, S. 155)

Letztendlich bleibt allerdings auch bei Robbins die Frage offen, ob wir es anstreben

„to be completely rational, we must know what it is we prefer.“ (Robbins, 1935/84, S. 152)

Eine Forderung der Knight entgegenhalten würde, dass die Menschen sich gerade über ihre Ziele und Wünsche nicht im klaren sind, die Abgrenzung zwischen Zielen und Mitteln so eindeutig keineswegs ist und die Wissenschaft hier nicht notwendigerweise Klarheit schaffen könne. Denn es handelt sich hierbei um eine Frage, die nicht innerhalb der reinen Theorie, sondern im ethischen Diskurs beantwortet werden muss. Doch das ist in der ökonomischen Wissenschaft als Sozialwissenschaft der „*circulus vitiosus*“,¹⁰⁶ der nicht umgekehrbar scheint, wenn Robbins an einer gesellschaftlich wichtigen Rolle der Wissenschaft festhalten will. Wie eng gefasst diese Rationalisierung der Gesellschaft ist, zeigt, dass diese letztendlich nur auf einer der Analyse innewohnenden Effizienzvorstellung beruht, die ihrerseits einen Wertmaßstab darstellt. Indem Robbins ungleich Knight versucht, die Wissenschaft der Ökonomie auf ein neues Fundament zu stellen, wird diese für die ethische Sphäre wiederum insofern von Bedeutung, als dass sie jene „Technik“ darstellt, die es uns ermöglicht, einen Teil unserer unterschiedlichen Auffassungen, so sich diese auf den unter-

¹⁰⁶ In seiner „T. Ely Lecture“ im Jahre 1981 anerkennt Robbins diesen Konflikt, wenn er festhält, dass „all recommendations of policy involve judgements of value.“ (Robbins, 1981, S. 6) Dies veranlasst ihn schließlich in seiner Spätphase wieder dazu, auf ein Konzept der „*Political Economy*“ zu rekurrieren, „[which] involves all the modes of analysis and explicit and implicit judgements of value.“ (Robbins, 1981, S. 8)

schiedlichen Einsatz von Mitteln beziehen, auf ethischer Ebene beizulegen. Denn

„are not most of our difficulties due to just this fact, that we will ends which are incompatible, not because we wish for deadlock, but because we do not realise their incompatibility. [...] many of our most pressing difficulties arise [...] because our aims are not co-ordinated.“ (Robbins, 1935/84, S. 155f)

Selbstverständlich ist die Wahl der Ziele letztlich eine ethische Frage, doch die Rolle der Wissenschaft bleibt für den ethischen Diskurs in ihrem Anspruch der Formulierung eines kohärenten Zielbündels eine gewichtige. Indem Robbins von der gesamtgesellschaftlichen Teleologie der traditionellen Neoklassik einen Schritt zurücktritt und nicht mehr den Anspruch erhebt, Normen wissenschaftlich abzuleiten, versucht er das Problem der Wertfreiheit der Ökonomie zu umgehen. Dieses kommt jedoch dann wieder zum Tragen, wenn die ökonomische Theorie angibt, uns mitteilen zu können, welche Ziele im Sinne der Kohärenz der Zielbündel die Gesellschaft anzustreben habe. Wie später auch bei Friedman (1953) schwingt bei Robbins die Vorstellung mit, dass die innerhalb der Sphäre der reinen Theorie gewonnenen Einsichten auch die unterschiedlichen Auffassungen bezüglich vieler Fragestellungen in der normativen Sphäre einsichtiger erscheinen werden lassen und unterschiedliche Positionen schließlich die gemeinsame Basis anerkennen würden. Die große Leistung der reinen Theorie liege somit in der Rationalisierung der Gesellschaft. Eine Vorstellung die Knight mit seinem wissenschaftlichen Skeptizismus nicht teilen konnte, da er die ethische Sphäre von unnötigem wissenschaftlichen Einfluss freizuhalten suchte,

„the relevant discussion of social phenomena, within a moral society itself, must strive to minimize this scientific instrumentalist attitude of investigation of techniques of manipulation of an external subject-matter [...] and must aim at the mutual establishment of a consensus in the making of rules.“ (Knight, 1934a, S. 237)

Die reine Theorie wird bei Robbins zu einer „technique of rational action.“ (Robbins, 1935/84, S. 157) Ein Versuch einer positiven Wissenschaft, die das Wertkriterium nunmehr in der Ziel-Mittel-Rationalität konserviert. Wenden wir somit Robbins' Kritik an Walras, dass normative Ziele nicht wissenschaftlich ableitbar wären, auf Robbins' wissenschaftliche Auffassung selbst an, so kann auch die Vorstellung eines kohärenten Zielbündels nicht aufrechterhalten werden und würde dadurch der Ökonomie jegliche Legitimationsgrundlage entziehen. Doch ist es die einzige Möglichkeit dem Robbinsschen System der Ökonomie gesellschaftlichen Stellenwert beizumessen. Und so finden wir am Ende seines *Essays* das Eingeständnis vor, dass

„in the last analysis Economics does depend, if not for its existence, at least for its significance, on an ultimate valuation - the affirmation that rationality and ability to choose with knowledge is desirable.“ (Robbins, 1935/84, S. 157)

Denn die gegensätzliche Kategorie würde sich gemäß Robbins derart manifestieren:

„If irrationality, if the surrender to the blind forces of external stimuli and uncoordinated impulse at every moment is a good to be preferred above all others, then it is true the *raison d'être* of Economics disappears.“ (Robbins, 1935/84, S. 157)

Somit könne man Robbins' Position zwischen folgenden beiden Extremen einordnen: dem Szientismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der einen wissenschaftlichen Determinismus auf ethischer Ebene im Glauben an den Fortschritt beansprucht hatte, und andererseits einer vollkommenen Absage an die wissenschaftliche Weltsicht. Robbins suchte somit nach Knights Einwänden wieder nach einem positiven Neuanfang für die gesellschaftliche Relevanz (sozial)wissenschaftlicher Erkenntnis. Fühlte sich seine Generation zwar

„betrayed almost beyond belief by those who should have been its intellectual leaders“ (Robbins, 1935/84, S. 157)

so war sein Beitrag zur Wissenschaft nicht eine „ultimate negation“ (Robbins, 1935/84, S. 157), sondern eine positive Neuformulierung zu einer Zeit, zu der sich das nächste große Unheil der Menschheit bereits abzeichnen sollte. Noch suchte man an den Idealen der Aufklärung anzuknüpfen, denn „the revolt against reason is essentially a revolt against life itself.“ (Robbins, 1935/84, S. 157)

Dass Knight der Wissenschaft gegenüber skeptischer blieb, die Sphäre der Ethik als wahrlich autonom auswies und somit auch weiter am anderen Ende dieser Dichotomie anzusiedeln ist, zeigten die vorangehenden Untersuchungen. Doch knüpfen wir an Robbins' Wissenschaftsverständnis an, so scheint bereits in seinem Rückschritt hin zur Wissenschaft in der Vorstellung der Artikulierung eines kohärenten Zielbündels durch die ökonomische Wissenschaft die Bruchstelle zur darauffolgenden *episteme e-C* begründet zu liegen. Zur Erklärung, dass diese „theoretische Schwachstelle“ ausschlaggebend für die zukünftige Theorieentwicklung wurde, werden wir auch auf externe Einflüsse auf die Wissenschaftsentwicklung zurückgreifen müssen. Innertheoretisch ergibt sich damit die Verknüpfung zu unserer jüngsten *episteme*, die sich folglich nur noch auf das individuelle, zielgerichtete Verhalten konzentrieren und die Trennlinien zwischen Wissenschaft und Ethik wiederum an anderer Stelle ziehen wird.

§ 2 (5) Knights Kritik an Robbins' Rückfall

Die 1935 von Knight verfasste Buchrezension ermöglicht uns einen Blick auf Knights Verhältnis zur Robbinsschen Formulierung der ökonomischen Wissenschaft, zumindest aus jener Perspektive, die Knight einzunehmen uns vorgibt. Knight weist zunächst darauf hin, dass Robbins' Grundlegung der reinen Ökonomie einer Ausdehnung der ökonomischen Analyse auf nahezu alles mensch-

liche Verhalten, das eine Wahl zwischen dem Einsatz von Mitteln zur Erreichung von Zielen beinhaltet, gleichkomme. Dies müsse zu einer „all-inclusive science“ führen, wie Robbins auch eingesteht, denn

„in so far as it presents this aspect, [the form imposed by the influence of scarcity, M.K.] any kind of human behaviour falls within the scope of economic generalisations.“ (Robbins, 1935/84, S. 17)

Da Robbins an der technischen Formulierung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie, *i.e.*, der individuellen Ziel-Mittel-Logik, anknüpft, ist diese vorerst auch tatsächlich vom sozioökonomischen System unabhängig, wie Knight (1936) selbst in seinem Artikel „The Place of Marginal Economics in a Collectivist System“ festgehalten hatte. Deshalb ist die zentrale Untersuchungskategorie, um die herum die ökonomischen Gesetze in mechanistischer Weise herausgearbeitet werden, die Vorstellung des Allgemeinen Gleichgewichts. Knight lobt zwar den Versuch sich diesem Thema zu widmen, doch ist der Großteil seiner Rezension von kritischen Vorbehalten durchzogen, was seine Skepsis an einem solchen mechanistischen Unterfangen unterstreicht aber doch auch einen anderen Schwerpunkt der Kritik einsichtig werden lässt, nämlich vornehmlich aus ethischer Perspektive. Deshalb richten sich seine Vorwürfe gegen Robbins' standhaftes Festhalten an der Sein-Sollen-Dichotomie, die Dreiteilung der Wissenschaft und ein zu großes Vertrauen in letztere, insbesondere deren Wertfreiheit. Knight anerkennt, dass trotz Robbins' nahezu universalistischer Definition der Ökonomie selbiger in einer Art Selbstbeschränkung die wissenschaftliche Analyse auf die Tauschwirtschaft beschränkt, denn

„the attention of economists is focused chiefly on the complications of the Exchange Economy. The reason for this is one of interest.“ (Robbins, 1935/84, S. 18)

Jedoch nimmt Robbins die Vorstellung von Mitteln und Zielen vorschnell für die reine Theorie als gegeben hin, ein Punkt den Knight zu kritisieren weiß.

„The discussion centres in means and ends, with no recognition of the paradox of such concepts appearing in a pure science, no explanation of how a subject matter „addicted“ to ends and means can be treated in „scientific“ terms.“ (Knight, 1934b, S. 359)

Hierbei bringt Knight einige schon bekannte Vorbehalte bezüglich einer *Wissenschaft* der Ökonomie zum Ausdruck. Glaubt Robbins anhand der Unterteilung zwischen Zielen und Mitteln gleichsam eine Trennlinie zwischen Wissenschaft und Ethik gefunden zu haben, indem er die Ziele als gegeben hinnimmt und die Mittel dem Bereich der reinen Theorie entspringen, so sieht er sich dem Vorwurf ausgesetzt, dass einerseits auch die Mittel moralisch bewertet werden müssen, so wir uns nicht einer Moralvorstellung hingeben wollen, gemäß derer der Zweck die Mittel heilige. Andererseits ist diese klare Dichotomie nicht aufrechterhaltbar, da Ziele selbst wiederum Mittel für andere Ziele darstellen können. Knight

wirft Robbins vor, in seinem Versuch der Neuformulierung einer wertfreien Wissenschaft, die Sphäre der Ethik herunterzuspielen und ihren Stellenwert nicht entsprechend zu würdigen. Die Vorstellung eines Zieles, und nehme man dieses „nur“ für die ökonomische Analyse als gegeben an, beinhalte bereits ein Werturteil. Diese unzureichende Berücksichtigung der Moralsphäre bei Robbins scheint jedoch besser dadurch erklärt zu sein, dass dieser weniger „disavows ethics often enough and emphatically enough - indeed, in our view, much too easily“ (Knight. 1934b, S. 360), da er ja gerade in seiner Neuformulierung versuchte, den wissenschaftlichen Determinismus auf ethischer Ebene durchzubrechen, als dass vielmehr sein Untersuchungsschwerpunkt innerhalb der reinen Sphäre liegt. Er schätzt die ethische Diskussion nicht gering, sondern grenzt sie deutlich von der reinen Theorie ab, um das „Resultat“ eines solchen Diskurses für die ökonomische Wissenschaft als „gegeben“ heranzuziehen. Denn wie Robbins schreibt: „Economics deals with ascertainable facts; ethics with valuations and obligations. The two fields of enquiry are not on the same plane of discourse.“ (Robbins, 1935/84, S. 148) Trotzdem ist es für Knight auch nicht zulässig das Problem zu umgehen, indem Robbins die individuellen „scales of valuations“ als gegeben hinnimmt. Robbins ist sich dieses Problems durchaus bewusst, denn

„[...] in the last analysis the study of Economics, while it shows us a region of economic laws, of necessities to which human action is subject, shows us, too, a region in which no such necessities operate. This is not to say that within that region there is no law, no necessity. Into that question we make no enquiry. [...] there are certain things which must be taken as ultimate data.“ (Robbins, 1933, S. 135)

Dennoch weiß Knight Robbins' Vorgehen zu kritisieren. Es mag zwar zutreffen, dass ökonomische Gesetze in einem System von wenigen Axiomen und deduktiv abgeleiteten Schlussfolgerungen diese „inevitable implications“ beschreiben, damit ist allerdings vorerst nichts über solche (logischen) Notwendigkeiten in der Realität ausgesagt. Zweifellos ist die Feststellung

„if the data they postulate are given, then the consequences they predict necessarily follow“ (Robbins, 1935/84, S. 121)

in einem logisch deduktiven System zutreffend, doch wie Knight einwendet, erfahren diese als gegeben hingenommenen „Daten“ bei Robbins keine gründlichere Bewertung. Die Unterstellung, sie seien in dieser Hinsicht „on the same footing as other scientific laws“ (Robbins, 1935/84, S. 121), reduziert das Vergleichskriterium auf jenes der formalen Logik. Demgemäss sieht Knight in Robbins' Auffassung der Ökonomie „essentially the „utility mechanics“ of Jevons“ (Knight, 1934b, S. 360), welche jedoch nicht vermöge ist, die grundsätzliche Frage nach der Angemessenheit und Möglichkeit der Anwendung mechanistischer Kategorien auf die Ökonomie zu klären. Darüber hinaus sei es zu ein-

schränkend, die ökonomische Wissenschaft auf eine „quasi-mathematical theory of price and utility“ (Knight, 1934b, S. 361) zu reduzieren. Dadurch bleibt eine der für Knight zentralsten Fragen unbeantwortet - wenngleich diese Frage ohnehin nicht befriedigend *innerhalb* der Sphäre der reinen Theorie geklärt werden kann. Weshalb letztendlich Robbins' Umgehen des Problems des freien menschlichen Willens,¹⁰⁷ indem er die „relative valuations“ als gegeben hin- nimmt, die methodologischen Unsicherheiten der Ökonomie nicht zufrieden- stellend lösen kann¹⁰⁸ und auch er keine zufriedenstellende Antwort auf die zen- trale Herausforderung sozialwissenschaftlicher Reflexionen bei entsprechender Würdigung des freien menschlichen Willens zu liefern vermöge ist. Denn auch wenn die Daten in der wissenschaftliche Analyse als gegeben hingenommen werden - und das müssen sie schlichtweg, da solch „statische“ Daten die Vor- aussetzung für die Grundlage einer Wissenschaft darstellen - so zeichnen sie sich in der Realität gerade dadurch aus, dass „human „facts“ are essentially and pri- marily both purposive and evaluative.“ (Knight, 1934b, S. 361) Erkennen wir dies an, so können wir die „categorical distinction between judgements of „is“ and „ought““ (Knight, 1934b, S. 361) nicht weiter aufrechterhalten. Somit bietet uns Robbins mit seiner, für die Analyse notwendigen, Trennung zwischen Zielen und Mitteln keine zufriedenstellende Lösung an, denn so diese Trennung nicht klar zu ziehen ist, ist eine Wissenschaft die vorgibt, dass

„if we disagree about ends it is a case of thy blood or mine [...] but if we disagree about means, then scientific analysis can often help us to resolve our differences“
(Robbins, 1935/84, S. 150)

nicht weiter hilfreich. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich trotz all der Kritik Knights an Robbins, dass deren Verhältnis durchaus treffender als „wissen- schaftliche Arbeitsteilung“¹⁰⁹ denn als grundsätzlich widersprüchlich charaktéri-

¹⁰⁷ Eine Notwendigkeit, die sich insbesondere aus der Aufrechterhaltung der strikten Trennung in eine Sphäre der reinen Theorie und eine Moralsphäre ergibt.

¹⁰⁸ Es sei an dieser Stelle erwähnt, um Robbins' Position genüge zu tun, dass auch Knight zeitlebens keine Neuformulierung der ökonomischen Wissenschaft vermochte und sich damit begnügte, sie in ihre Grenzen zu verweisen. Auch bei ihm finden wir keine positive Formulierung, wie dieses grund- sätzliche Problem des freien Willens gelöst werden könne, was wohl damit zusammenhängen mag, dass für Knights Einwände in einem wissenschaftlichen System *ipso facto* keine Lösung gefunden werden kann und er sich letztlich der ethischen Begründung des Marktsystems zuwandte.

¹⁰⁹ Das Verhältnis zwischen Knight und Robbins kann als freundschaftlich charakterisiert werden, da Robbins gegenüber Knights Ansätzen durchwegs Bewunderung ausdrückte und ihn zu Vorträgen an die *London School of Economics* einlud (vgl. O'Brian, 1988, S. 28). Im Mai 1938 hielt Knight vier Vorlesungen zum Thema „Collectivism“ an der *LSE*, von denen „Socialism: The Nature of the Problem“ und „Ethics and Economic Reform“ veröffentlicht wurden. Auch wurde Knights Hauptwerk „Risk, Uncertainty and Profit“ von der *LSE* „as a number in its series of reprints“ (Knight, 1921a/64, S. xi) aufgenommen. Buchanan schreibt bezüglich der Wirkung der Knightschen Ideen, dass „his [Knight, M.K.] influence was notable at the London School of Economics, where, largely at the

siert sei. Robbins' Standpunkt innerhalb der reinen Theorie dürfte bei Knight keinerlei grundsätzliche Kritik hervorrufen, so man sich bewusst ist, welche eingeschränkte Bedeutung dieser Wissenschaft in der Realität beikommt. Ebenso wie Robbins geht Knight innerhalb der Sphäre der reinen Theorie davon aus, dass an deren Anfang eine Reihe *a priori* einsichtiger Prinzipien stünden, von denen die wissenschaftlichen Schlussfolgerungen abgeleitet werden. Auch bei Robbins finden wir die Vorstellung ökonomischer Ziele nicht mehr vor. Er verlagert deren Festlegung in die Sphäre der Ethik, folglich jene Sphäre, mit der sich Knight intensiv auseinandersetzt. Der einzig wirklich widersprüchliche Punkt bei Robbins manifestiert sich in seiner Vorstellung des Allgemeinen Gleichgewichts als empirisches Faktum zur „Rettung“ des walrasianischen Theoriegebäudes. Diese Verknüpfung zur Realität muss Knight ablehnen und damit einhergehend auch Robbins' Überzeugung, die Ziel-Mittel-Rationalität unproblematisch mittels gegebener Ziele auf die Realität übertragen zu können. Indem Robbins an der Vorstellung der Formulierung eines kohärenten Zielbündels festhält, wird die ethische Sphäre wiederum beschnitten. Dabei zeigt sich, dass Knights Schwerpunkt eindeutig auf ethischer Ebene liegt. Er widerspricht der Robbinsschen Vorstellung, die Wissenschaft könne einen Beitrag zur Beilegung mancher Auffassungsunterschiede auf ethischer Ebene leisten, denn er misst der reinen Theorie eine überaus eingeschränkte gesellschaftliche Bedeutung zu. So ist es keineswegs überraschend, wenn er bezüglich Robbins' Sichtweise festhält, dass

„I am rather surprised to read that the difficulties of society arise more from intellectual confusions in the minds of individuals than from conflicts of interest.“
(Knight, 1934b, S. 359)

Obleich Robbins verstärkt auf die reine Theorie setzt, bleibt er in seiner Vorstellung über eine mögliche Gesellschaftsform im Gegensatz zu Knight offener und pluralistischer, da Knight in die ökonomische Theorie seinen verengten Freiheitsbegriff integriert, um ihr über die Sphäre der Wirtschaftspolitik eine gewisse Relevanz beizumessen, Robbins jedoch die Bestimmung der Ziele der tatsächlichen Wahl der Gesellschaft überantwortet.

„Freedom to choose may not be regarded as an ultimate good.“ (Robbins, 1935/84, S. 144)

Es ergibt sich bei Robbins im Gegensatz zu Knight, der mittels seiner ethischen Position aufrecht erhält, dass Freiheit ein wichtiges Gut und Merkmal der modernen westlichen Gesellschaften sei und die Menschen diese Freiheit auch anstreben *sollen*, keine Notwendigkeit, dass die Menschen sich tatsächlich dafür

entscheiden. Dies mag unter Umständen daran liegen, dass Robbins zeitlebens versuchte die Dichotomie zwischen Wissenschaft und Ethik aufrechtzuerhalten und letztere Sphäre nicht tiefergehend behandelte.

Wenngleich Robbins in seiner Grundlegung der reinen Theorie und ihrer Forderung nach Wertfreiheit die Grenze zur Ethik strikt zu ziehen sucht und folglich die Moralsphäre nicht weiter thematisiert, als dass sie die für die ökonomische Analyse wichtigen Ziele auszuformulieren habe, so finden sich in einer Vorlesungsreihe in Cambridge nach dem Ende des 2. Weltkriegs im Jahre 1947 gedankliche Assoziationen zu Knight. In einer Gegenüberstellung zwischen „collectivism or competitive order“ kommt Robbins auf moralische Probleme näher zu sprechen. Wie auch Knight anerkennt er vorab, dass die Freiheit des Marktsystems immer auch „freedom to destroy freedom“ (Robbins, 1950, S. 75) impliziere, weshalb dem Wettbewerbsprinzip keine moralische Bedeutung zukommen könne, weder im Sinne Walras' utilitaristischer Überlegenheit noch als Garant der Freiheit. Jedoch sieht Robbins das Problem bei relationaler Bewertung mit anderen Wirtschaftssystemen, *i.e.*, dem Kollektivismus, differenzierter, da er die Vermutung äußert, dass in einer Planwirtschaft „there would be a strong tendency to adapt the people to the plan rather than the plan to the people.“ (Robbins, 1950, S. 77) Doch nicht nur in dieser moralischen Hinsicht scheint ihm das Marktsystem als Ordnungsprinzip überlegen, auch im Hinblick auf die „general efficiency of the system“ dürfte sich ein kollektives System als unterlegen erweisen, denn

„both as an incentive and a rough test of survival value, I do not know of any substitute for competition between independent units with a free field for new entrants.“ (Robbins, 1950, S. 80)

Dieselben Einwände hatte auch Knight vorgebracht, doch die Analogie zu Knights Feststellung der Überlegenheit des Marktsystems, abgeleitet aus den dichotomen Kategorien Macht/Staat vs. Freiheit/Individuum, liefert uns Robbins am Ende seiner Vorlesungsreihe, wenngleich er seine moralischen Ideen mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung entwickelt. Aufgrund der Ähnlichkeit zur späten Position Knights, möchten wir die Passage an dieser Stelle wiedergeben.

„But, beyond all this, I must confess to great fears regarding personal liberty under collectivism. Perhaps I have got things out of perspective. But I cannot get out of my head the conviction that there can be precious little freedom, precious little safeguard against arbitrary power, precious little spice and variety, in a society in which there is only one employer and only one property owner. [...] But I think that something quite essential would have gone out of life if we were all to become public servants in peace-time. I should fear this state of affairs as it would bear on the private life of the individual. I should fear, too, the consequences to political and cultural freedom.“ (Robbins, 1950, S. 80f)

Wie diese Stelle verdeutlicht, sieht auch Robbins im Kollektivismus die größte Gefahr für die individuelle Freiheit, da auch er die beiden Begriffspaare Individuum/Staat als auch Staat/Wirtschaftssystem als einander ausgrenzend denkt. Somit scheint es nur naheliegend, dass er, wie auch Knight, folgert:

„[...] as a general principle of organization, I prefer the diffused initiative and quasi-automatism which go, or can be made to go, with private property and the market.“
(Robbins, 1950, S. 81)

Selbstverständlich grenzt sich diese Sichtweise gegenüber dem „romantischen“ Fortschrittsglauben des freien und unbehinderten harmonischen Zusammenspiels der Marktkräfte des ausgehenden 19. Jahrhunderts nach den Erschütterungen durch den Ersten und den sich anbahnenden Zweiten Weltkrieg deutlich ab, da diese Interaktion gerade nicht das gewünschte Resultat zu liefern im Stande war. Doch Robbins knüpft dort an, wo er meint, dass

„it is better to proceed by trying to improve it. [...] to retain existing mechanisms, but erect around them, so to speak, a system of laws and institutions within which they may be made to work the right way.“ (Robbins, 1950, S. 83)

§ 3 Zusammenfassung und Ausblick auf e-C

Es hat sich somit anhand dieser Gegenüberstellung von Frank H. Knight und Lionel Robbins gezeigt, dass beide das bereits bei Walras angelegte problematische Verhältnis zwischen Wissenschaft und Ethik aufgenommen haben, beide sich gegen eine wissenschaftliche Ableitung moralisch verbindlicher Normen und die Rationalisierung der Ethik aussprachen sowie das „Erbe“ von e-A gleichsam auf zwei unterschiedlichen Ebenen auseinanderlegt hatten. Dabei blieb Robbins stärker in der reinen Theorie verhaftet, versuchte eine wertfreie Wissenschaft in Abgrenzung zur Ethik zu begründen, indem er in das Zentrum seiner Untersuchungen das Ziel-Mittel-Verhältnis stellte, die ethische Ebene nur am Rande thematisierte und von ihr gleichsam die Ziele für die wissenschaftliche Analyse bezog. Doch näherte er sich letztendlich in seiner Suche nach einer gesellschaftlich relevanten Rolle der ökonomischen Wissenschaft in der Vorstellung der Formulierung eines konsistenten gesamtgesellschaftlichen Zielbündels wieder an den walrasianischen Determinismus auf ethischer Ebene an. Knight hingegen, der „economist as philosopher“ (Buchanan, 1972, S. 426), richtete sein Hauptaugenmerk auf die Moralsphäre und wies der Wissenschaft der Ökonomie einen überaus engen Geltungsbereich zu, da er der Ansicht war, dass die wichtigen Fragen innerhalb der Sphäre der Ethik geklärt werden müssten. Nur auf dieser Ebene könne die soziale Frage im Unterfangen eines „gesamtgesellschaftlichen Diskurses“ gelöst werden und die Wissenschaft sei hierbei nur von sehr geringer Hilfe. Knight steht in diesem Sinne zweifellos für die Überlegenheit und Uneingeschränktheit der Moralsphäre gegenüber der Wissen-

schaft, indem er das seit Walras angelegte Paradoxon sozialwissenschaftlicher Theoriebildung von Freiheit und Determiniertheit konsequent auf ethischer Ebene auseinanderlegt und diese zu ihrem „Höhepunkt“ führt. Er versucht die Trennung zwischen Wissenschaft, dem idealisierten System, von dem wir nicht wissen welche praktische Bedeutung ihm zukommt, und Moral, die Sphäre in der praktisch relevante Fragen diskutiert werden sollten, durchgehend aufrechtzuerhalten. Dass Knight damit einen überaus unattraktiven Anknüpfungspunkt für eine zukünftige ökonomische *Wissenschaft* darstellte, werden wir in der darauffolgenden *episteme* mit der Position Milton Friedmans untersuchen. Innerhalb *e-C* wird sich zeigen, wie dieses Erbe der ökonomischen Wissenschaft weitergeführt wird. Wie wird Friedman das Verhältnis zwischen reiner Theorie und Ethik formulieren, an welcher Stelle wird er die Trennlinie ziehen, welche Rolle wird möglichen Werturteilen innerhalb der reinen Theorie zukommen und wird der Rückschritt Robbins' in Richtung einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft einen möglichen Anknüpfungspunkt darstellen oder in dieser Form selbst in Zweifel gezogen werden?

III e-C: DIE NEOLIBERALE KONTER- REVOLUTION

Um auch im Einstieg in unsere letzte *episteme* auf Shackle zu verweisen, so können wir nach dem Wertepluralismus der 1920/30er Jahre, der trotz des Bruches mit der traditionellen Neoklassik „still rested on the assumption of a basically orderly and tranquil world“ (Shackle, 1967, S. 5) und selbst nach den einschneidenden Ereignissen des Faschismus und des 2. Weltkrieges den Anschluss am Großen Gleichgewichtssystem suchte, es nunmehr als Charakteristikum von e-C ansehen, dass

„the 1970s have opened afresh the gulf between what we see around us and what the theory of business as rational self-coordinating and foreknowing action can explain.“ (Shackle, 1967, S. vi)

Die theoriegeschichtliche Entwicklung kann keineswegs analog zur realhistorischen Entwicklung (1. Weltkrieg/Zwischenkriegszeit/Faschismus/2. Weltkrieg) gelesen werden. Zeichnete sich e-A noch durch seine „Ignoranz“ gegenüber realwirtschaftlichen Entwicklungen aus, da man den Anspruch erhob, ein selbstgenügsames, ästhetisches System zu errichten, das in seiner „arresting beauty and completeness [...] seemed to need no corroborative evidence from observation“ (Shackle, 1967, S. 5) und an die Realität die Forderung stellte, sich schrittweise dem theoretischen Ideal anzunähern, so rührt nun die zentrale Kritik an diesem System nach dessen verzögertem Höhepunkt mit Arrow/Debreus (1954) formalen Nachweis der Existenz des Allgemeinen Gleichgewichts, von empirischer Seite her. Diese sollte gleichsam als wissenschaftliches Abgrenzungskriterium objektiver Erkenntnis fungieren. Als seit dem Ende der 1960er Jahre mit dem Auseinanderdriften makroökonomischer Theoriebildung und realwirtschaftlicher Entwicklungen das Vertrauen in die ökonomische Profession zunehmend im Schwinden begriffen war,¹¹⁰ hatte innerhalb der Disziplin eine Diskussion über die möglichen Ursachen für den fatalen Zustand der „dismal science“ bereits eingesetzt. Die Robbinssche Vorstellung der ökonomischen

¹¹⁰ vgl. Lawson, 2003, S. 8f und S. 247. Die 1960er Jahre können durchaus als das glorreiche Jahrzehnt der ökonomischen Wissenschaft bezeichnet werden, in dem „the public esteem of economics as a science, as well as the professional euphoria of economists, were at an all time high.“ (Marr/Raj, 1983a, S. ix). Doch die „years of high theory“, um einen Buchtitel von G.L.S. Shackle auf die 1960er Jahre zu übertragen, sollten nicht ewig währen und es folgte das Jahrzehnt der Debatten über Krisen, wissenschaftliche Revolutionen und Konterrevolutionen, Paradigmen und Schutzwälle von ökonomischen Theorien. In ihrer T. Ely Lecture nennt Joan Robinson das Problem beim Namen, das sie nach den 1930er Jahren als die „Second Crisis of Economic Theory“ bezeichnet: „I am talking about the evident bankruptcy of economic theory which for the second time has nothing to say on the questions that, to everyone except economists, appear to be the most in need of an answer.“ (Robinson, 1972, S. 9f)

Wissenschaft, ein kohärentes Zielbündel entsprechend den Vorgaben der Politik zu formulieren, schien immer mehr in die Ferne zu rücken. Dabei wurden zum Angriff auf das große theoretische System eben diese realwirtschaftlichen Entwicklungen ins Felde geführt, die in mehreren Schüben letztlich Anfang der 1970er Jahre mit steigender Arbeitslosigkeit als auch zunehmender Inflation, der Stagflation, kulminierten. Man wurde sich hundert Jahre nach Walras' erstmaliger Formulierung der Anomalien bewusst, dass „die Natur in irgendeiner Weise die von einem Paradigma erzeugten, die normale Wissenschaft beherrschenden Erwartungen nicht erfüllt hat.“ (Kuhn, 1978, S. 66)¹¹¹ Selbstverständlich zielte die von Milton Friedman vorgebrachte Kritik nicht primär auf das Allgemeine Gleichgewichtssystem als solches ab. Denn an dessen Stelle war das keynesianische Modell, das einen Angriff auf den klassischen Liberalismus und dessen „Rezepte“ zur Überwindung der Weltwirtschaftskrise in den 1920/30er Jahren darstellte und von ca. 1940 bis 1960 seinen Triumph feierte, als „*The General Theory had effectively dethroned classical [sic, M.K.] theory*“ (Beaud/Dostales, 1995, S. 112) getreten. Dennoch hatte es sich seit den 1950er Jahren mit der Robbinsschen Vorstellung eines konsistenten Zielbündels verschränkt und Friedmans Kritik richtete sich vor allem, genährt von seiner liberalen Geisteshaltung, gegen Eingriffe des Staates in den Wirtschaftskreislauf, den er als in sich stabil auffasste. Er vertrat die Ansicht, dass solche Staatsinterventionen einerseits keinerlei Auswirkung auf die reale Sphäre hätten als auch Machtpositionen begründeten, die der individuellen Freiheit diametral entgegenstünden. Auch der „Gegensatz zwischen liberalem Ideal und sozialer Realität“, der in den 1930er Jahren nicht zu leugnen war, konnte die „Ideale nicht falsifizieren. Umgekehrt, letztere erscheinen um so erstrebenswerter, je mehr erstere davon abweicht.“ (Thomasberger, 1990, S. 83f) Und so kann in Bezug auf die Weltanschauung der Ökonomen mit den Wirtschaftskrisen in den fortgeschrittenen kapitalistischen Volkswirtschaften ab dem Ende der 1960er Jahre eine „*resurgence of liberalism*“ (Beaud/Dostales, 1995, S. 112), oder treffender ausgedrückt, eine „neoliberale Konterrevolution“ (Thomasberger, 1990, S. 80) beobachtet werden, die vorgibt am klassisch-liberalen Gedankengut wieder anzuknüpfen (vgl. Friedman, 1971, S. 32f). Bei näherer Untersuchung unterscheidet sich diese Auffassung entschieden vom Liberalismus des *laissez-faire* des 19. Jahrhunderts.¹¹² Konnte der neoklassische Ansatz innerhalb e-Bs noch „co-

¹¹¹ Die generelle Anwendbarkeit der Kuhnschen Analyse auf die Wissenschaft der Ökonomie kann an dieser Stelle nicht geklärt werden, dürfte grundsätzlich auch eine Reihe von Fragen aufwerfen, da für Kuhn selbst offen bleibt „welche Teilgebiete der Sozialwissenschaft überhaupt schon solche Paradigmata erworben haben.“ (Kuhn, 1978, S. 30)

¹¹² An dieser Stelle sei einer möglichen Verwirrung bezüglich der Begriffe *laissez-faire* und „Wirtschaftsliberalismus“ mittels einer kurzen Abgrenzung entgegen. Der Begriff des *laissez-faire* findet gemeinhin seinen Ursprung im Frankreich des 18. Jahrhunderts im Dunstkreis der Physiokraten. Die

exist with several ideological and political orientations“ (Beaud/Dostales, 1995, S. 119), so das Allgemeine Gleichgewichtsmodell Knights Feststellung zufolge nicht mehr als ein technisches Optimierungssystem darstellte und beispielsweise von Oskar Lange zur Formulierung einer sozialistischen Planwirtschaft herangezogen worden war, so verschränkt sich der neue Anknüpfungspunkt am neoklassischen Gedankengut Ende der 1950er Jahre mit dem Wiederaufleben des Liberalismus. Dies veranlasste so manchen liberalen Ökonomen zur Hoffnung,

„[dass] sein [Keynes, M.K.] Einfluss als Sklavenhalter zu Ende ginge, noch bevor ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode verstrichen ist. Denn die Hinterlassenschaft des großen Engländers, die Lehre von der Machbarkeit von Konjunktur und Wachstum mit Hilfe der Steuerung der staatlichen Nachfrage, löst sich mehr und mehr in Nichts auf.“ (Martin, 1971, S. 9)

Ob Friedman von Keynes die Rolle des „Sklavenhalters“ übernehmen sollte,¹¹³ steht nicht im Zentrum dieser Arbeit, sondern von Bedeutung wird im folgenden sein, inwiefern Friedman an den Positionen Knights und dessen Primat der Ethik, die eine weitgehend relevanzlose Wissenschaft zurückließ und Robbins' theoretischem Rückbau in Richtung einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft, die wiederum zu einem Beratungsinstrumentarium der Politik verkam, anknüpft und das seit Walras hervorgehobene Verhältnis zwischen Wissenschaft und Ethik thematisiert.

drei klassischen Grundsätze des *laissez-faire* sind, wie Polanyi (1944/95, S. 187f.) anführt, der kompetitive Arbeitsmarkt, der Goldstandard und der Freihandel. Das Gegenteil von *laissez-faire* sei somit der Interventionismus, jedoch kann der Wirtschaftsliberalismus keineswegs mit dem Prinzip des *laissez-faire* gleichgesetzt werden. Der wirtschaftliche Liberalismus ist im engeren Sinne jenes Organisationsprinzip einer Gesellschaft, in der die Wirtschaft auf der Institution eines selbstregulierenden Marktes beruht. Schumpeter (1954/94, S. 394) definiert den Wirtschaftsliberalismus als „the theory that the best way of promoting economic development and general welfare is to remove fetters from the private-enterprise economy and to leave it alone.“ Dies bedeutet allerdings nicht, dass Marktsystem und Interventionismus einander ausschließen würden. Denn schon zur Etablierung des selbstregulierenden Marktsystems bedurfte es staatlicher Intervention und auch danach war das Eingreifen des Staates, falls als notwendig erachtet, von liberalen Proponenten stets erwünscht (vgl. Polanyi, 1944/95, S. 206f). Selbst Walras sah im *laissez-faire* kein tatenloses „Nichts Tun“ seitens des Staates und ortete in der Interpretation der Liberalen ein Missverständnis, da er es als Aufgabe des Staates ansah, ein bestmögliches Funktionieren der freien Konkurrenz zu gewährleisten (vgl. Jolink, 1996, S. 106).

¹¹³ Zur tatsächlichen Umsetzung der wirtschaftspolitischen Konzepte Friedmans in beispielsweise den USA oder Chile siehe Rayack, 1987.

§ 1 Milton Friedmans neues Fundament einer positiven Wissenschaft

Friedman studierte an der *University of Chicago*¹¹⁴ unter anderen bei Frank H. Knight und Jacob Viner und beschritt auch seine Karriere an selbiger Institution, bis er im Jahre 1977 emeritierte und danach an der *Hoover Institution* tätig war. Er ist für unsere Untersuchung einerseits dahingehend von Interesse, als dass er mit seinem richtungsweisenden Essay „The Methodology of Positive Economics“¹¹⁵ ähnlich wie Robbins und nur zwanzig Jahre nach ihm, die ökonomische Theorie, und hierbei vor allem ihre Methodologie, nach all den Einschränkungen derselben durch Knight, wieder auf ein genuin wissenschaftliches Fundament zu stellen suchte. Andererseits wurde er mittels seiner liberalen Geisteshaltung zum „most reputable spokesman of this school [Chicago School, M.K.] in the 1960s and 1970s“ (Beaud/Dostales, 1995, S. 112). Obgleich Friedman selbst aufgrund des Gegensatzes zwischen wissenschaftlicher Praxis und methodologischem Diskurs festhält, dass „I decided that I'd better do methodology, as it were, instead of make methodology [...]“ (Interview mit Hammond, 1988, S. 230), so sollte dies keineswegs bedeuten, dass Friedman sich nicht explizit mit methodologischen Fragen¹¹⁶ beschäftigt und mit seinem Essay die

¹¹⁴ Es wird in der wissenschaftlichen Diskussion gemeinhin die Bezeichnung „Chicago School“ angeführt, die einerseits Ökonomen zu inkludieren sucht, die in einigen wesentlichen Kernelementen eine ähnliche oder gar identische Position vertreten und andererseits diese Schule eng, wenn auch nicht ausschließlich, mit der *University of Chicago* identifiziert wird. Eine solche Definition einer „ökonomischen Schule“ hat naturgemäß eine Reihe von Einwänden hervorgebracht, wobei wir ebenfalls hervorheben wollen, dass eine Definition einer Schule daran, was ihre Gemeinsamkeiten ausmacht, ohne nachzuweisen was eine Schule zur Schule macht, zirkulär und dogmatisch ist und somit keinesfalls befriedigend sein kann. Zudem fokussiert sie vor allem auf den Gemeinsamkeiten und drängt die Unterschiede in den einzelnen Positionen zurück. Deshalb wird in unserer Untersuchung dieser Terminus vorerst sehr restriktiv eingeführt und soll lediglich im Sinne eines Bezugspunkts zu Frank Knight ausgelegt werden, da sowohl M. Friedman und G. Stigler als auch J. Buchanan und G. Becker Schüler von ihm waren und in einem nicht näher spezifizierten Sinne für eine grundsätzlich liberale Geisteshaltung stehen, die Staatseingriffen in den Wirtschaftskreislauf höchst skeptisch gegenübersteht. Dass sich daraus kein kohärentes Bild ergibt, mag auch daran liegen, dass Knight keine Schüler im engeren Sinne hatte, die sein Werk konsequent weitergedacht hätten. Buchanan, der Knights Erbe am nächsten stehen dürfte, charakterisiert es folgendermaßen: „Knight has no „disciples“ as such, and those who have been most influenced by his work are as likely to criticize him as others are.“ (Buchanan, 1972, S. 427) Zur Diskussion einer möglichen „Chicago School“ und deren Kontroverse siehe Bronfenbrenner, 1962, Miller, 1962 sowie Stigler, 1962.

¹¹⁵ Was die Reichweite dieses Essays betrifft, so findet man in der Literatur Zuschreibungen wie: „It would not be claiming too much to say that it is the most cited, if not actually read, work on methodology“ (Pheby, 1988, S. 84) oder „[the essay] generated a methodological controversy almost as heated as that produced by Robbins's *Essay* in 1932.“ (Blaug, 1996, S. 694)

¹¹⁶ Diese Aussage Friedmans dürfte als Abgrenzung zu jenem methodologischen Diskurs aufgefasst werden, in dem er primär einen Selbstzweck von Wissenschaftlern sieht, die sich mit Fragen der

ökonomische Wissenschaft nicht auf ein neues Fundament gestellt hätte. Vielmehr verschränkte sich Friedmans Vorstellung der empirischen Überprüfung ökonomischer Theorien mit der sich aus der Robbinsschen Definition der ökonomischen Wissenschaft ergebenden, rigorosen mathematischen Modellierung gesellschaftlicher Prozesse nach dem 2. Weltkrieg. Der Forschungsschwerpunkt der Formulierung eines kohärenten Zielbündels hatte den Weg für eine positivistische Wissenschaftsauffassung geebnet. Diese sah nunmehr eine Überprüfung der abstrakten, logisch-deduktiven Modelle an der Realität vor - zumindest der methodologischen Forderung nach - und führte somit das ökonometrische Projekt der abstrakten Modellbildung und deren empirische Überprüfung zusammen. Wenngleich Friedman diese Entwicklung weder beabsichtigt hatte noch begrüßte¹¹⁷ und

„[although the] origins of Friedman's methodology are located in the American pragmatist tradition, his views seemed to capture perfectly the twin positivist emphases on empirical testing and on the construction of rigorous models.“ (Caldwell, 1993a, S. xi)

Ohne Zweifel erfährt das methodologische Fundament mit Friedman (1953) einen entscheidenden Wandel gegenüber den früheren Positionen, wenngleich seine Ideen innerhalb der ökonomischen Theorietradition nichts grundlegend Neues verkörpern. Denn seine Methodologie, die sich in gewissen Punkten an Poppers Falsifikationismus anlehnt, obgleich dieser von Friedman nie explizit zitiert wird, wurde bereits von Terrence Hutchinson chronologisch innerhalb unserer zweiten *episteme* (e-B) in die ökonomische Wissenschaft eingeführt. Doch sollte sie erst mit Friedman innerhalb der orthodoxen Theorieentwicklung zum methodologischen Maßstab werden, wenn auch mehr im Sinne einer grundsätzlichen Orientierung als der tatsächlichen Unterwerfung von Hypothesen unter das Urteil der Falsifikation. Was das Verhältnis von Friedman zu Popper betrifft, so kann Friedmans Essay nicht auf ein „Popper with-a-twist applied to economics“ (Blaug, 1975, S. 399) reduziert werden. Hinsichtlich der wissenschaftstheoretischen Fundierung Friedmans schwankt man in der Aus-

Theoriegeschichte und damit einhergehend mit Methodologie nahezu ausschließlich beschäftigen. Sie leisten gemäß seiner Ansicht keinen substanziellen Beitrag zum Fortschritt der ökonomischen Wissenschaft, was auch durchaus mit der Erklärung konsistent wäre, dass es ihm gerade mit seinem Essay ein Anliegen war, die verwirrenden methodologischen Debatten für die orthodoxe Wissenschaft zu beenden.

¹¹⁷ Friedman sprach sich immer wieder gegen das walrasianische „Research Programme“ der abstrakten Modellbildung aus (siehe dazu Kapitel III § 1 (4)). Im Interview mit Hammond hält er fest: „I was anything but an admirer - anything but a devotee, or a disciple of their [the Cowles Commission, M.K.] belief that the way to understand the working of the world was to construct big econometric models. In fact, I was a major critic of the kind of thing they were doing in Chicago.“ (Interview mit Hammond, 1988, S. 231)

legung zwischen Falsifikationismus (Blaug, 1975,¹¹⁸ deMarchi, 1976¹¹⁹) und Instrumentalismus (Boland,¹²⁰ 1982, Caldwell, 1982). Diese Auslegung wird zusätzlich erschwert, als dass Friedman einer Charakterisierung bestimmter Elemente seines Essays als instrumentalistisch zugestimmt hat, er sich gleichsam auch im Umfeld Poppers sieht (vgl. Boland, 1982, S. 171), wenn er im Interview mit Hammond (1988, S. 223) einräumt, dass

„the only methodology philosophy I've read is Popper. [...] I have no doubt that that contact with him [Popper, M.K.] did have a good deal of influence on me.“

So hat diese Diskussion zu einer Reihe von Kontroversen geführt, doch da sie nicht im Zentrum unserer Untersuchung stehen, sei an dieser Stelle auf Boland (1982), Pheby (1988) sowie Hirsch/deMarchi (1990) verwiesen, wobei letztere vor allem in Bolands Vorgehen aufgrund des von ihm erhaltenen Briefes von Friedman einen vorschnellen Abschluss einer Diskussion sehen, die noch nicht restlos geklärt scheint. Für unsere Arbeit sind wir der Ansicht, dass Friedmans Methodologie als überwiegend instrumentalistisch mit der Übernahme des Falsifikationskriteriums von Popper (im Gegensatz zur Verifikation) aufgefasst werden kann, oder, wie es Klappholz/Agassi auf den Punkt bringen:

„The Methodology of Positive Economics in his *Essays in Positive Economics* (1953), is an example of the acceptance of the methodological rules which are part and parcel of the critical approach, yet without the wholehearted adoption of the approach itself.“ Klappholz/Agassi (1959, S. 59)

Der erneute Versuch, ein endgültiges wissenschaftliches Abgrenzungskriterium für eine reine Wissenschaft der Ökonomie zu finden, dürfte unter anderem aus einem Bemühen Friedmans erwachsen sein, die enge Beschneidung der Relevanz und Reichweite der ökonomischen Wissenschaft durch Frank H. Knight, der, wie in Abschnitt II hervorgehoben, sich verstärkt der Ethik zugewandt und innerhalb der reinen Theorie nur wenige Arbeiten vorlegt hatte, zu

¹¹⁸ Es scheint, als habe Blaug seine Position überdacht und eine Reihe von Kritik in seine Haltung integriert (insbesondere Boland hatte aufgezeigt, dass Blaugs Position nicht haltbar ist, da dieser in der 3. Auflage seiner „*Economic Theory in Retrospect*“ Friedman als des Instrumentalismus für nicht schuldig erklärte und ihn auf Poppers Seite einordnete, Friedman in einem Brief an Boland allerdings antwortete, dass die Charakterisierung seines Essays als „instrumentalistisch“ korrekt sei. Vgl. dazu Boland, 1982, S. 171f). Deshalb weist Blaug schließlich in seiner 5. Auflage (1996) Friedman nicht mehr explizit als Falsifikationisten aus und gesteht ein, dass „to demand the removal of all such heuristic devices and theories in the desire to press the principle of falsifiability to the limit is to proscribe further research in many branches of economies.“ (Blaug, 1996, S. 696)

¹¹⁹ „For in the influential form of falsificationism propagated among economists by Milton Friedman, in which the most important mark of a good theory is the (relative) accuracy of its predictions [...]“ (de Marchi, 1976, S. 109).

¹²⁰ „Instrumentalism is the primary methodological point of view expressed in Friedman's famous essay.“ (Boland, 1982, S. 144)

überwinden. Friedman wollte die ökonomische Theorie vor allem von der Sphäre der Ethik endgültig „befreien“, um eine objektive Sphäre der reinen Theorie auszuweisen. Indem er mit seinem Essay von 1953 eine methodologische Norm einführt, meint Friedman durch die Verlagerung der Objektivität auf die Ebene der Methode eine wertfreie Wissenschaft begründen zu können. Die Methode der Falsifikation, die Überprüfung an der Empirie, fungiert gleichsam als Trennlinie zwischen subjektiven Werthaltungen und einer objektiven Wissenschaft. Sie wird zum Schnittpunkt zwischen Wissenschaft und Ethik. In diesem Vertrauen auf Objektivität mittels der Methode ist es für Friedman unproblematisch an den Ausgangspunkt der ökonomischen Wissenschaft Werthaltungen zu stellen,¹²¹ denn sie fallen in den vorwissenschaftlichen Bereich, in dem jegliche Überlegung, sei sie auch wertbeladen, zunächst einmal als Hypothese formuliert werden kann. Die Methode stellt letztlich den „Filter“ dar, der die wissenschaftlichen von den metaphysischen Urteilen trennt. Friedman teilt damit

„the hypotheses of which a theory consist into heuristic assumptions that are not tested and empirical hypothesis formed with their aid [which] are used for making predictions and are maintained if the latter work out to a satisfactory extent.“
(Klant, 1994, S. 26)

Man kann somit diese Trennung zwischen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Aussagen auf methodologischer Ebene mit der Trennung in unrealistische Annahmen, die wertbeladen sein können, und daraus abgeleiteten Prognosen, die sich auf die Empirie beziehen und der Falsifikation unterworfen werden, gleichsetzen. Und dies führt nicht nur dazu, dass

„Friedman’s method of dealing with the question of a „positive science“ is to limit the domain of the question in the case of economics to only that which is appropriate for a practical policy science“ (Boland, 1982, S. 151)

sondern weiters in seiner positivistischen Ausrichtung zu einer Eingrenzung auf jene Aussagen, die sich auf das Gegebene beziehen. Dies bedeutet praktisch eine weitere Einengung auf sozialwissenschaftliche Statistiken, die wiederum als naturwissenschaftliche Fakten interpretiert werden.

Es erscheint zielführend, Friedmans Œuvre unter drei oder zumindest zwei Aspekten aufzuteilen und sie erst abschließend zueinander in Bezug zu setzen, da, wie Hirsch/deMarchi (1990, S. 270) darauf hinweisen, „the underlying rationale of his approach to political economy“ sich in bestimmter Weise von seinem Zugang zur reinen Theorie unterscheidet. Einerseits hat sich Friedman mittels seiner Forschungen im monetären Sektor und der Weiterführung der

¹²¹ Auch Schumpeter ist der Ansicht, dass am Anfang jeder wissenschaftlichen Theoriebildung eine „Vision“ steht, ein „preanalytic cognitive act that supplies the raw material for the analytic effort.“ (Schumpeter, 1954/94, S. 41)

(Chicagoer) Quantitätstheorie des Geldes, ein Ausdruck den er gegenüber dem Begriff des Monetarismus¹²² favorisiert, innerhalb der reinen Theorie der Ökonomie bewegt und andererseits liegen eine Reihe populärer, nicht primär wissenschaftlicher Schriften¹²³ vor, die einen gesellschaftstheoretischen Gesichtspunkt einnehmen - wenngleich auch einen überaus reduzierten, da für Friedman die Gesellschaft lediglich eine „systematic interaction of autonomous individuals“ (Finn, 1979, S. 46) darstellt. Dreh- und Angelpunkt ist hierbei die Vorstellung des „freien Marktsystems“, dessen explizite Verteidigung in seiner Überlegenheit aufgrund unterstellter subjektiver Werturteile, die gelegentlich von wissenschaftlichen Erkenntnissen gestützt werden, vorgebracht wird. Schließlich liegt noch der wichtige methodologische Essay „The Methodology of Positive Economics“ vor, der jedoch der reinen Theorie hinzugerechnet werden kann. Friedmans Position soll hierbei insbesondere in Bezug zu Knight und Robbins gesetzt werden, um aus dieser Entwicklung heraus ein Verständnis für seinen Standpunkt zu entwickeln.

§ 1 (1) Antwort auf den Wertepluralismus und die Flucht in die Empirie

Wollen wir zunächst unser Augenmerk auf Friedmans für die zukünftige Entwicklung der ökonomischen Theorie bedeutenden Essay „The Methodology of Positive Economics“ im Hinblick auf die Brüche und Kontinuitäten zu Knight werfen, da er auf dieser methodologischen Ebene den wohl fundamentalsten Bruch mit dessen Ansichten vollzieht und diese Ebene konstitutiv für sein Wissenschaftsverständnis ist. Es dürfte kein Zufall sein, dass Friedman diesen Essay mit einem Zitat John Neville Keynes' beginnt, in welchem derselbe eine Unterscheidung zwischen einer „positive science“, einer „normative or regulative science“ sowie „an art“ trifft. Die uns mit der walrasianischen Position vertraute Dreiteilung scheint in allen Epochen der Theoriegeschichte die Quelle unzähliger Missverständnisse gewesen zu sein. Auch Friedman greift dieses Problem erneut auf, teilt diese Auffassung und beabsichtigt in seinem methodologischen Essay jenes Maß an Verwirrung, das er als vermeidbar einstuft, aufzulösen - ein Versprechen, das bis dato nicht eingelöst werden konnte. Diesbezüglich hält

¹²² Dieser Terminus wurde erstmals von Karl Brunner (1968) in seinem Artikel „The role of money and monetary policy“, In: *Federal Reserve Bank of St. Louis Review*, Vol. 50, S. 8-24, eingeführt.

¹²³ Friedman hat in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen seinen liberalen Standpunkt kundgetan, dabei immer auch einfache Verknüpfungen zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten im Bereich der Wirtschaftstheorie vollzogen, die als Hintergrund für seine ethische Position fungieren. Durch seine Medienpräsenz in Fernsehen und Zeitschriften (vgl. beispielsweise „Playboy Interview“, In: Friedman, 1979, S. 9-49) wurde er zu einem bedeutenden Sprachführer der neuen Welle des Liberalismus in den 1970er Jahren.

Friedman gleich vorab fest, dass er sich innerhalb des Feldes der reinen Theorie bewegen werde,

„with certain methodological problems that arise in constructing a „distinct positive science.“ (Friedman, 1953, S. 3)

Nahezu achtzig Jahre nach Walras' Dreiteilung und Abgrenzung der ökonomischen Wissenschaft scheint diese Trennung zwischen positiver und normativer Ökonomie noch immer für Verwirrung zu sorgen und die Grenzen nicht klar gezogen zu sein. Denn weder Walras noch Robbins hatten für die ökonomische Wissenschaft eine von der Sphäre der Ethik abgegrenzte und aufrechterhaltbare Position ausmachen können, und Knight ließ mit seiner Vorstellung eine relevanzlose Wissenschaft zurück. Zwar teilt uns Friedman vorerst nichts Neues mit, wenn er auf John N. Keynes zurückgreift und in einer positiven Wissenschaft eine Sphäre sieht,

„[which] is in principle independent of any particular ethical position or normative judgments“ (Friedman, 1953, S. 4)

also einer Unterscheidung zwischen „what is“ und „what ought“, jedoch lässt eine solche *a priori* Unterscheidung vorerst die Frage offen, wie sie erfolgreich durchgeführt werden könne.¹²⁴ Gerade Knight hatte in seiner Konzeption der ökonomischen Wissenschaft aufgezeigt, dass eine positive Wissenschaft ohne unterstellte Werturteile insbesondere in den Sozialwissenschaften nicht möglich scheint. Wie auch sein Lehrer Knight führt Friedman die Analogie zu den Naturwissenschaften¹²⁵ an, doch war Knight noch der Ansicht gewesen, dass

„the fallacy is that social science is a science in the same sense as natural science“ (Knight, 1941b, S. 127)

und es ein Irrglaube sei, sich von der Anwendung der Techniken der erfolgreichen Naturwissenschaften in den Sozialwissenschaften ähnliche Erfolge und Einsichten zu erhoffen, so hält Friedman an der Wissenschaft fest und sieht die ökonomische Wissenschaft in keiner besonderen Weise den Naturwissenschaften nachstehend. In seiner Vorlesung zur Verleihung des Nobelpreises für

¹²⁴ Wie wir weiter unten sehen werden, versucht Friedman in seinem Essay darauf Antwort zu geben, indem er uns vorführen will, dass einzig das Kriterium der erfolgreichen Voraussage von Theorien eine rein positive ökonomische Wissenschaft ausweist.

¹²⁵ Knight nimmt in seinem Essay „The role of principles in economics and politics“ ebenso die Unterscheidung zwischen „what does happen“ und „what ought to happen“ auf, jedoch sind es für ihn zwei Seiten der selben Medaille. Ökonomische Prinzipien zeichnen sich stets durch beide Aspekte aus. Deshalb lautet Knights Schlussfolgerung, dass „one reason why a science of human behaviour, in the literal sense, is impossible is that, in contrast with physical objects, our behaviour is so saturated with varied make-believe and deception, not clearly separable from „realities“.“ (Knight, 1951b, S. 8)

Wirtschaftswissenschaften stellt er die (rhetorische) Frage, ob nicht die Sozialwissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften grundlegend unterschiedlicher Untersuchungsmethoden bedürften, teilt uns jedoch mit, „[that] I have never quite accepted this view“ (Friedman, 1977, S. 452). Er ist der Überzeugung, dass

„positive economics is, or can be, an „objective“ science, in precisely the same sense as any of the physical sciences.“ (Friedman, 1953, S. 4)

Er dreht dieses Verhältnis sogar noch um und meint, dass sich die Ökonomen aufgrund ihres Untersuchungsgegenstandes zwar mit besonderen Schwierigkeiten konfrontiert sehen, die wissenschaftstheoretische Diskussion innerhalb der Naturwissenschaften allerdings auch ihre Spuren hinterlassen hat, so beispielsweise nicht einmal ein logisches System seit Gödels „Unvollständigkeitstheorem“ geschlossen werden könne. Daher ist das Problem, Werturteile von wissenschaftlichen Urteilen zu unterscheiden „not unique to the social sciences.“ (Friedman, 1977, S. 452) Diesen grundsätzlichen Skeptizismus darüber „was wir wissen können“, überträgt Friedman im positiven Sinne auf die ökonomische Wissenschaft und macht ungleich Knight aus einer Beschränkung eine Tugend, denn die Natur der Sozialwissenschaften

„provides the social scientist with a class of data not available to the physical scientist.“ (Friedman, 1953, S. 4f)

Er lässt diesen Vorteil jedoch unbestimmt im Raum stehen. Dabei versucht er, wie auch schon Walras¹²⁶, innerhalb der Dreiteilung eine gewisse Hierarchie einzuführen, indem er die normative und angewandte Ökonomie als von der positiven Sphäre abhängig ausweist. An dieser Stelle kommt bei Friedman der positiven Wissenschaft die überlegene Rolle zu, denn einerseits basieren Schlussfolgerungen in der Sphäre der Wirtschaftspolitik auf den innerhalb der reinen Sphäre gewonnenen Voraussagen (jedoch nur in der negativen Widerlegung der Position seiner „Gegner“, siehe Kapitel III § 1 (6)). Andererseits ist Friedman in Bezug auf das Verhältnis zur Moralsphäre der festen Überzeugung, dass ein Großteil der Meinungsverschiedenheiten auf dieser Ebene

„can be eliminated by the progress of positive economics - rather than from fundamental differences in basic values, differences about which men can ultimately only fight.“¹²⁷ (Friedman, 1953, S. 5)

¹²⁶ „Nevertheless, pure mechanics surely ought to precede applied mechanics. Similarly, given the *pure theory of economics*, it must precede *applied economics*“ (Walras, 1954, S. 71).

¹²⁷ Die Wortwahl erscheint höchst interessant, denn „fight“ impliziert, dass auf moralischer Ebene unterschiedliche Werthaltungen mehr in Richtung Konflikt als Konsens führen, was der Moralsphäre eine etwas negative Konnotation beimisst.

Diesbezüglich führt Friedman, ähnlich wie auch schon Robbins, ein praktisches Beispiel dazu an. Hatte Robbins zu Beginn seines Essays noch eingeräumt, dass uns die reine Theorie in Fragen wirtschaftspolitischer Maßnahmen wie Freihandel oder Mindestlöhne nicht weiterhelfen könne, da eine Aggregation subjektiver Nutzen wissenschaftlich unmöglich sei, so kommt er im VI. Kapitel seines Essays im Rahmen seiner wissenschaftlichen Ziel-Mittel-Konzeption abermals darauf zu sprechen. Robbins räumt ein, dass, wenn wir uns über die Ziele im Klaren sind, die ökonomische Theorie das effiziente Ziel-Mittel-Verhältnis bestimmen könne und diesbezüglich in ihrer Analyse vollkommen „wertneutral“ bleibe. Diese Effizienzanalyse hat jedoch keinerlei verbindliche Bedeutung in der Realität, da er gerade im Hinblick auf die Ziele eine wertpluralistische Haltung einnimmt, denn anhand des Beispiels von Schutzzöllen meint Robbins,

„if the object in view transcends these ends - if the tariff is designed to bring about an end not formulated in consumers' price offers - the safeguarding of food supply against the danger of war, for instance - it is not legitimate to say that it is uneconomical just because it results in the impoverishment of consumers. In such circumstances the only justification for describing it as uneconomical would be a demonstration that it achieved this end also with an unnecessary sacrifice of means.“
(Robbins, 1932/84, S. 146)

Die Ziel-Mittel-Effizienz stellt somit keine Verbindlichkeit für die Gesellschaft dar, denn die Ziele selbst müssen auf ethischer Ebene, im gesamtgesellschaftlichen Diskurs, festgelegt werden. Der problematische Bezug zur Sphäre der Ethik ergibt sich, wie wir in Kapitel II § 2 (4) gesehen haben, erst an jener Stelle, an der Robbins wissenschaftliche Aussagen über konsistente Zielbündel treffen will. Friedman fasst dieses Problem, veranschaulicht am Beispiel von Mindestlöhnen, unterschiedlich auf. Zunächst einmal führt er Meinungsunterschiede in wirtschaftspolitischen Fragen primär auf unterschiedliche Voraussagen auf der Ebene der reinen Theorie zurück. Ein Problem, das mit dem Fortschritt der Wissenschaft jedoch gelöst werden könne. Diese Ansicht impliziert, dass die Gesellschaft tatsächlich keine Wahl mehr hat, dass die Ergebnisse der reinen Theorie verbindlich auf die Gesellschaft übertragen werden müssen, selbstverständlich nicht auf rein willkürliche Art und Weise, sondern aufgrund der Voraussagen der ökonomischen Theorie werden die Konsequenzen für jedermann einsichtig. Trat Robbins noch für eine pluralistische Haltung ein, welche die Effizienzkategorie als keineswegs verbindlich, wenn auch für ihn wünschenswert (vgl. Robbins 1932/84, S. 157), darstellte, so fällt bei Friedman dieser Pluralismus nunmehr weg. Natürlich hat die Gesellschaft einen Konsens bezüglich der Ziele zu finden, da es gesamtwirtschaftliche Ziele für Friedman *per se* nicht gibt, sondern solche auf die subjektiv-individuelle Ebene verlagert werden, die gegebenenfalls deckungsgleich sind. Anhand des Beispiels der Mindestlöhne ist für Friedman der zugrundeliegende Konsens die Forderung nach einem „living

wage“. Die Unterschiede im „ethischen Diskurs“ ergeben sich somit einzig aus verschiedenen theoretischen Voraussagen. Wenn diese Unterschiede innerhalb der reinen Theorie eliminiert werden können - und das ist entsprechend der Friedmanschen Konzeption der Wissenschaft möglich, indem die Voraussagen an der Empirie überprüft werden - so könne ein Großteil der unterschiedlichen Standpunkte versöhnt werden. Diese, sich aus der Sphäre der reinen Theorie ergebende Verbindlichkeit schwächt Friedman folglich noch ab und gesteht ein, dass

„agreement about the economic consequences of the legislation might not produce complete agreement about its desirability, for differences might still remain about its political or social consequence; but given agreement on objectives, it would certainly go a long way toward producing consensus.“ (Friedman, 1953, S. 6)

Darin zeigt sich, dass Friedman ähnlich wie Robbins keinerlei Zweifel an einer gewichtigen Rolle der reinen Theorie hat, so die Ziele spezifiziert sind. Dabei setzt er im Gegensatz zu Knight viel weniger, um nicht zu sagen keineswegs, auf die Sphäre der Ethik, um unter unterschiedlichen Auffassungen einen Konsens zu erzielen. Indem er der ökonomischen Wissenschaft eine zentrale Rolle beimessen will, gelangt er zu der für Knight sicherlich absurden Auffassung, dass

„a consensus on „correct“ economic policy depends much less on the progress of normative economics proper than on the progress of a positive economics yielding conclusions that are, and deserve to be, widely accepted.“ (Friedman, 1953, S. 6)

Entscheidend in Abgrenzung zu Robbins ist jedoch, dass es sich bei Friedman bei den gegebenen Zielvorstellungen ausschließlich um die Zielsetzungen der Individuen, die eine Gesellschaft konstituieren, handelt. Denn Freiheit besteht für ihn darin, seine jeweils *eigenen* Ziele zu verfolgen. Folglich gibt es bei Friedman im Unterschied zu den anderen in unserer Arbeit untersuchten Ökonomen keine „höher“ stehende Moralsphäre, in der durch die Interaktion autonomer Individuen Werte begründet werden. Es bleiben einzig subjektive, unvermittelte Werthaltungen zurück, die wiederum durch den „Filter“ der Methode von den wissenschaftlichen Aussagen geschieden werden.

§ 1 (2) Reine Theorie, Methodologie und Ethik: Friedman und Knight

Betrachten wir Friedmans Œuvre *in toto*, so ist auffallend daran, dass er zwar einerseits die Sphäre der Ethik¹²⁸ deutlich von der Wissenschaft abgrenzt,

¹²⁸ Der Begriff „Ethik“ wird bei Friedman im Gegensatz zu Knight weitgehend zugunsten einer „normative economics“ aufgegeben, wobei beide Termini nicht ohne weiteres gegeneinander austauschbar sind, die Semantik jedoch darauf schließen lässt, dass dem Begriff „economics“ die grundlegendere Bedeutung zukommt, der auch in die Moralsphäre hineinwirkt.

andererseits abgesehen von dieser Grenzziehung keine selbstständige Moralsphäre ausweist. Die Grenzen zwischen angewandter und ethischer Sphäre verschwimmen in seinen populärwissenschaftlichen Schriften und im Gegensatz zu Knight, der die Bedeutung der Ethik für die Lösung der sozialen Frage immer wieder hervorhob, erscheint sie nicht als etwas begründend, sondern negativ abgegrenzt zur Wissenschaft als Sphäre individueller, subjektiver Werthaltungen, die dem vorwissenschaftlichen Bereich zufallen. Dementsprechend bietet sich eine Einteilung von Friedmans Œuvre in eine Sphäre der reinen Theorie¹²⁹ und eine Sphäre „populärwissenschaftlicher“ Schriften an. In letzterer wurden bei Knight noch hauptsächlich ethische Probleme angesprochen, bei Friedman werden sie nunmehr von einem wirtschaftspolitischen Standpunkt bei gleichzeitiger Unterstellung seines subjektiven Werturteils der individuellen Freiheit („Als Liberale sehen wir [...]“ (Friedman, 1971, S. 32)) diskutiert. Dabei verweist er gelegentlich auf die Ergebnisse der reinen Theorie, die durchaus seine Werthaltungen untermauern. Diese Auffassung der Wissenschaft der Ökonomie und ihrer zugrundegelegten Methodologie stellt die Anerkennung der von Knight angesprochenen Unmöglichkeit einer wertfreien Wissenschaft dar, da ethische Standpunkte nunmehr den vorwissenschaftlichen Bereich betreffen und der „Filter“ der Methode diese Wertfreiheit garantieren soll. Doch wird der Knightsche Dualismus dadurch weitgehend aufgehoben, da eine eigenständige Moralsphäre verschwindet und die Relevanz der Wissenschaft für die Lösung gesellschaftlicher Probleme in dem Sinne eingefordert wird, als dass sie aufzeigt, dass bestimmte (wirtschaftspolitische) Probleme *nicht* existieren. Wie bereits weiter oben erwähnt, markiert die methodologische Ebene einen entscheidenden Bruch Friedmans mit seinem Lehrer Knight. Der große Vorteil im Verhältnis von reiner Theorie und Ethik scheint für Friedman darin zu liegen, dass sie es ihm erlaubt, gewisse Erkenntnisse von Knight zu übernehmen, die bei diesem noch auf ethischer Ebene angesiedelt waren, und sie gleichsam konstitutiv an den Ausgangspunkt der Wissenschaft im Sinne einer Hypothesenbildung zu stellen. Dazu ist es hilfreich Knights und Friedmans Positionen in einigen Punkten gegenüberzustellen.

§ 1 (3) Idealtypen, Empirie und die Kategorie der Wahrheit

In methodologischer Hinsicht knüpft Friedman durchaus zunächst an Knight an. Erst bei näherer Betrachtung erweist sich das Verhältnis zwischen Modell und Realität als gänzlich unterschiedlich. Knight hatte die ökonomische Wissenschaft derart aufgefasst, dass sie Idealtypen unterstellt, die notwendiger-

¹²⁹ Dazu kann man auch die Reflexionen über die Methodologie zählen, die jedoch wiederum eine Metaebene darstellen, wie wir in Kapitel III § 1 (11) sehen werden.

weise von der Realität abstrahieren, wodurch ökonomische Gesetze nur Aussagen der Form jedoch nicht des Inhalts nach darstellen. Friedman knüpft an diesem Punkt an und stellt an den Beginn der Wissenschaft Hypothesen, deren Annahmen notwendigerweise von der Realität abstrakt sind, was insbesondere zur unserer Meinung nach fruchtlosen Debatte über den Realitätsgehalt der Annahmen geführt hatte, da an dieser Stelle nicht das tatsächlich neue Element in Friedmans Methodologie zu verorten ist. Das Konzept der Idealtypen hatte Knight dazu veranlasst, dass

„such laws are unimportant because they deal with form only and say virtually nothing about content.“ (Knight, 1922, S. 36)

Eine solche Konzeption könne für Knight am anschaulichsten anhand des Systems der Mathematik oder Logik illustriert werden. Beide beruhen auf Konventionen und stellen in sich geschlossene Systeme dar, sind somit reine Tautologien. Daraus leitet sich die Konzeption der Wahrheit ab, denn diese könne in einem solchen System nur auf einem Übereinkommen fußen und Wahrheit ist demnach keine rein wissenschaftliche Kategorie (wenngleich auch die Wissenschaft als eine „pursuit of truth“ bei Knight aufgefasst ist, die allerdings eine innerlogische ist), sondern „a social and an ethical category.“ (Knight, 1941b, S. 141) Ein tautologisches System ist für Knight folgerichtig im Bezug zur Realität derart beschrieben:

„All our methodologies and logics have limited and chiefly negative significance in practice, however great their intrinsic intellectual interest.“ (Knight, 1942a, S. 268)

Die (wissenschaftliche) Wahrheit ist auf ein abstraktes, in sich geschlossenes System bezogen und dadurch charakterisiert, dass

„in general, truth cannot be considered scientific unless it is demonstrable, which means that it must be alike for all observers and accurately communicable. The scientific view of experience postulates a world which is independent of observation, and hence is of course really the same for all observers. But it is to be noted that there can be no scientific evidence for this view beyond the actual tendency of observers to agree.“ (Knight, 1924, S. 118)

Für Knight gibt es eine wissenschaftliche Wahrheit nur innerlogisch und dies schließt eine empirische Überprüfung aus, denn eine solche Forderung wäre absurd, so sie nur, wie beispielsweise das System der Mathematik, auf menschlichen Konventionen beruht. Vielmehr setzt sie einen Konsens der Beteiligten voraus. Deshalb sind auch alle Annahmen unrealistisch, aber sie stehen in einem in sich geschlossenen, allerdings abstrakten System und entziehen sich dadurch der empirischen Überprüfung. Deshalb kann diese Wahrheit, die auf wissenschaftlichem Konsens beruht, da die Wissenschaft Idealtypen unterstellt, die keinen Bezug zur Realität darstellen, für Knight auch nicht an der Empirie überprüft werden. Ein solcher Konsens ist in manchen Wissenschaftsdisziplinen, vor

allem in den Naturwissenschaften, zugunsten einer Technik des Messens ersetzt worden, die an dessen Stelle getreten ist. Die ökonomische Wissenschaft sieht sich jedoch aufgrund der nicht Erreichbarkeit solcher Anforderungen wie der

„stability of the data, their assimilability into classes, even their objectivity and especially the possibility of their objective measurement“ (Knight, 1924, S. 118)

in ihrer Forderung nach Wissenschaftlichkeit gewichtigen Einschränkungen ausgesetzt. Aufgrund all dieser Einschränkungen setzt Knight für die Lösung des praktischen Problems menschlichen Zusammenlebens auf die Moralsphäre (vgl. Knight, 1924, S. 147). Da nun diese innerlogische Wahrheit keinerlei Verbindlichkeit in der Realität darstellt, können die Ergebnisse der wissenschaftlichen Analyse für die Diskussion auf ethischer Ebene auch nur äußerst geringe Relevanz haben. Wahrheit ist für Knight

„[...] a social category, tested and known through agreement with other observers, or judges, and arrived at by the social and intellectual co-operative activity of discussion.“ (Knight, 1941a, S. 97)

Weil also das soziale Problem für Knight nicht eines der Fakten, sondern von Werten ist, erhält der Begriff der Wahrheit erst im gesellschaftlichen Diskurs praktische Relevanz. Eine solche Sichtweise der Wahrheit, die erst im Diskurs auf Basis der Zustimmung „konstruiert“ wird, macht eine Forderung nach der empirischen Überprüfung der Gesetze der ökonomischen Wissenschaft zur Feststellung deren „Wahrheit“ oder zumindest „Nicht-Widerlegung“ redundant. Die Empirie stellt keineswegs die geeignete Referenz dafür dar. Diese klare Trennung zwischen Wissenschaft und Ethik und der Relevanz letzterer für das soziale Problem, die Knight deutlich vor Augen hatte, verschiebt Friedman mittels seiner Sichtweise wissenschaftlicher Hypothesen, indem er die Sphäre der Ethik auf den vorwissenschaftlichen Bereich im Sinne subjektiver Werthaltungen als Ausgangspunkt der Hypothesenbildung verlagert.

Friedman fasst die ökonomische Wissenschaft als eine den Naturwissenschaften analoge Wissenschaft auf, weshalb sich bei ihm gänzlich andere Schlussfolgerungen finden müssen. Der Beginn der wissenschaftlichen Analyse, an deren Ausgangspunkt eine abstrakte Hypothese steht, ist mit Knights Vorstellung der Idealtypen zunächst noch vereinbar. Da Knight jedoch auf den fundamentalen Unterschied zwischen den Sozial- und Naturwissenschaften hingewiesen hatte, ergibt sich im weiteren Vorgehen Friedmans die grundlegende Differenz. Aufgrund des „Untersuchungsgegenstandes“ der Sozialwissenschaften, dem menschlichen Verhalten, ist

„the course of events involved not accurately predicable in advance, in terms of any possible knowledge.“ (Knight, 1941b, S. 136)

Deshalb kann nach Knight die Ökonomie keine positivistische Wissenschaft sein. Denn das Problem der wissenschaftlichen Sichtweise ist die Unterstellung, dass die Zukunft der Vergangenheit ähnelt und somit die Wahrheit immer die gleiche ist. Daraus ergibt sich eine paradoxe Situation. Wenn wir eine „stabile“ Welt unterstellen, können wir kein Problem der Voraussage verorten, doch wenn wir die Vorstellung einer „stabilen“ Welt aufgeben, ist eine Voraussage gleichsam unmöglich (vgl. Knight, 1924, S. 110, siehe auch Kapitel II § 1 (4)). Nun legt aber Friedman sein Hauptaugenmerk auf die Voraussagekraft der Theorie anhand derer sie mittels Überprüfung an der Empirie bewertet werden soll. Er versucht das von Knight angesprochene Problem des freien menschlichen Willens zu umgehen, indem er sich an eine den Naturwissenschaften analoge Vorgehensweise klammert. Es geht Friedman nicht um den Wahrheitsgehalt der Hypothese,¹³⁰ denn ähnlich wie in der Physik, die beispielsweise das Wirken der Kräfte untersucht, dabei allerdings nicht vermöge ist die Kräfte selbst zu beobachten, sondern bloß die Resultate, die eintreten, zu beschreiben, stellt der Begriff der „Kraft“ eine metaphysische Kategorie dar. Auch Friedman geht es in seinem Modell nicht darum, wie die Menschen sich tatsächlich verhalten. Auch der *homo oeconomicus* ist in der Realität nicht erfahrbare, doch kann *ex post* ein solches Verhalten, ein *as if*, unterstellt werden. Eine solche Kategorie des *as if* spricht auch Knight an, doch seine Schlussfolgerung ist bestimmt von der Auffassung, dass

„there are no data for a science of conduct in a sense analogous to natural science.“
(Knight, 1922, S. 36)

¹³⁰ Dies erschwert die Einordnung der Friedmanschen Methodologie zwischen Falsifikationismus und Instrumentalismus, stellt jedoch trotzdem ein Argument für den Instrumentalismus dar, da Popper diesen insbesondere deshalb ablehnte, da er die Frage nach dem „wahr“ oder „falsch“ von Theorien aufgabe. Es ist folglich unzweckmäßig „den Begriff Bewährung mit dem der „Wahrheit“ zu identifizieren“ (Popper, 1982, S. 221), denn Wahrheit wird für Popper zum normativen Regulativ. Dies steht bei Friedman jedoch nicht mehr zur Disposition, wenn er im Interview mit Hammond meint: „But there's no such thing as a *fact*. There's a way of looking at some facts and that's really a theory.“ (Hammond, 1988, S. 216) Vertritt Friedman *keine* realistische Position, so geht Popper davon aus, dass es eine reale Außenwelt gibt. Für Popper spielt Wahrheit in der *Logik der Forschung* eine wichtige Rolle - wenngleich er daraufhin einschränkt, dass „die in diesem Buch [Die Logik der Forschung, M.K.] entwickelte Theorie an keiner Stelle von dieser Idee abhängt“ (Popper, 1982, S. 428), was eine Einordnung Friedmans ohne Zweifel erschwert. Wir neigen dazu, dies als einen Widerspruch in Poppers Werk *per se* aufzufassen, denn Popper fährt weiter unten fort, dass, wenngleich es keine wahren Theorien gibt, es doch möglich ist „die *relative* Wahrheitsnähe zweier oder mehrerer Theorien vergleichen zu können.“ (Popper, 1982, S. 433) Diese Sichtweise der Wahrheit spiegelt das normativ-progressive Wissenschaftsverständnis Poppers wider, demgemäss Theorie A der Theorie B als überlegen gilt, wenn sie „mit den Tatsachen besser übereinstimmt (oder mit mehr Tatsachen übereinstimmt)“ (Popper, 1982, S. 433).

Eine „science of conduct“ ist also nur möglich, wenn sie von der Realität abstrahiert, was wiederum impliziert, dass Aussagen nur der Form nach getroffen werden können und diese keinerlei praktische Relevanz haben. Gerade diese Relevanzlosigkeit versucht Friedman zu umgehen, denn bis hierher geht er in der Modellierung mit Knight einher, jedoch will er dem hypothetischen Konstrukt anhand der Überprüfung an der Empirie, die an dieser Stelle für die Theoriebildung bedeutend wird, gleichsam als „Filter“ zwischen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Urteilen fungiert, Relevanz beismessen. Ansonsten wäre er bezüglich des Stellenwerts der ökonomischen Wissenschaft auf Knights Position „zurückgeworfen“. Friedmans Orientierung an den Naturwissenschaften impliziert nunmehr, dass „since natural objects are not like men, men must be like natural objects.“ (Knight, 1941b, S. 128) Wollen wir nunmehr anhand Friedmans methodologischem Essay dessen Neuformulierung der ökonomischen Wissenschaft und deren Trennlinien zur Ethik aufzeigen und die Abgrenzung zu Knights Position weiterführen.

§ 1 (4) Das neue Fundament der ökonomischen Wissenschaft

Friedman legt in seinem Essay „The Methodology of Positive Economics“ das Ziel einer positiven Wissenschaft im Unterschied zu seinen „Vorgängern“ folgendermaßen fest:

„The ultimate goal of a positive science is the development of a „theory“ or „hypothesis“ that yields valid and meaningful (i.e., not truistic) predictions about phenomena not yet observed.“ (Friedman, 1953, S. 7)

Auffallend an dieser Definition ist dreierlei: 1.) der Schwerpunkt wird auf die Voraussagekraft der Theorie verlagert, 2.) der methodologische Anspruch dieser Aussagen ist nicht ihr „Wahrheitsgehalt“, sondern ihre „Sinnhaftigkeit“ und 3.) die Phänomene auf die sich eine solche Hypothese bezieht, müssen grundsätzlich beobachtbar sein, auch wenn dies bis dato noch nicht der Fall gewesen sein soll, da ja die Forderung darin besteht, *neue* Aussagen über beobachtbare Phänomene zu treffen. Wie man sieht, beinhaltet Friedmans Definition eine Reihe methodologischer Forderungen und er liefert uns gleichsam die Kriterien, anhand derer (ökonomische) Theorien beurteilt werden sollen.¹³¹ Bevor wir die

¹³¹ Wir möchten an dieser Stelle auf Poppers Neuen Anhang der *Logik der Forschung* verweisen und aufgrund der Ähnlichkeiten mit der Friedmanschen Definition den gesamten Absatz anführen, der insbesondere Licht auf das progressive Wissenschaftsverständnis des Falsifikationismus wirft. Popper schreibt bezüglich der Auswahl zweier konkurrierender Theorien folgendes: „Wir sollten verlangen, dass t_1 alle jene Probleme, die t_0 befriedigend gelöst hat (also alle jene Erklärungen, die t_0 in befriedigender Weise geben konnte), gleichfalls zumindest ebenso gut lösen kann. Zweitens soll t_1 wenigstens einige der Fälle, mit denen t_0 Schwierigkeiten hatte, befriedigend erklären. Sollte t_0 falsifiziert sein, so sollten wenigstens einige der falsifizierenden Tatsachen mit Hilfe von t_1 erklärbar sein.“

Implikationen einer solchen Definition der Ökonomie diskutieren, wollen wir diese Definition mit Knights Wissenschaftsauffassung kontrastieren. Ein abermaliger Blick auf Knights Wissenschaftskonzeption dürfte zur Klärung der Position Friedmans beitragen, der, so unsere These, die von seinem Lehrer vorgebrachten Einwände an der ökonomischen Wissenschaft zwar einerseits aufzunehmen sucht und grundsätzlich auch ernst nimmt, jedoch an einer bedeutsamen Rolle der *Wissenschaft* festhalten will. Insofern könnte man Friedman in die Robbinssche „Tradition“ einordnen, da dieser, wie in Kapitel II § 2 (3) erwähnt, an der Vorstellung des Allgemeinen Gleichgewichts als empirisch bestimmbares Faktum festhielt, eine Verifikation aufgrund seines „Apriorismus“ jedoch ablehnte. Friedman sucht nunmehr im Wissen um die Knightsche Kritik mit seiner positivistischen Wissenschaftskonzeption mittels der Objektivität der Methode die ökonomische Wissenschaft von ethischen Werturteilen abzugrenzen. Die Knightsche Kritik und dessen „antiscientism“ hatten die ökonomische Wissenschaft auf überaus „dünnem Boden“ zurückgelassen. Ihre Relevanz und Sinnhaftigkeit erschien auf den ersten Blick höchst fragwürdig, denn sie bewegte sich stets in einem idealisierten System ohne Bezug zur Realität. Wie wir in Kapitel II § 1 (3) gesehen haben, war es dieser Übergang zur Realität und die Suche nach der Relevanz der ökonomischen Analyse, die Knight ebenso große Schwierigkeiten bereitete und unserer Meinung nach für einen Theoretiker, der sich innerhalb der reinen Theorie bewegt, höchst unzufriedenstellend erscheinen musste. Aus diesem Blickwinkel heraus und im Spannungsverhältnis zwischen Frank H. Knight und Lionel Robbins muss unserer Meinung nach ein Verständnis für Friedmans Essay entwickelt werden - ein Unterfangen, das wir im Folgenden zu vollbringen suchen. So stellte der Essay nicht zufällig zu jenem Zeitpunkt auf das methodologische Fundament der ökonomischen Wissenschaft ab, zu dem die Wertfreiheitsdiskussion der 1930er Jahre nicht gelöst werden konnte und noch immer keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von freiem menschlichen Willen und objektiven gesellschaftlichen Strukturen präsentiert worden war.

Der Wertepluralismus der 1930er Jahre hatte die ökonomische Wissenschaft auf einem durchaus brüchigen Fundament zurückgelassen. Zwar konnte Robbins die Entwicklung der orthodoxen Ökonomie¹³² und deren Relevanz für

Das kann aber nur dann der Fall sein, wenn t_0 und t_1 einander logisch widersprechen.“ (Popper, 1982, S. 429)

¹³² Robbins hatte mit seiner Vorstellung eines konsistenten Zielbündels die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft nach dem 2. Weltkrieg stark beeinflusst. Vor allem die Postkeynesianer nahmen sein Verständnis des Gesamtzusammenhanges beispielsweise im magischen Vieleck der Wirtschaftspolitik auf und versuchten die unterschiedlichen makroökonomischen Ziele wie Preisstabilität, Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung oder außenwirtschaftliches Gleichgewicht in einem

die Wirtschaftspolitik für die darauffolgenden dreißig Jahre im VI. Kapitel seines Essays, in welchem er ihre Bedeutung mit dem Vertrauen auf die Formulierung eines konsistenten Zielbündels auswies, hinüberretten. Weil sich seine theoretischen Überlegungen zum „ökonomischen Problem“ mit dem aufkommenden Wissenschaftszweig der Ökonometrie verknüpften, konnte er nachhaltigen Einfluss auf die erste Phase der Theorietradition nach dem 2. Weltkrieg bis Anfang der 1970er Jahre nehmen. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt das wissenschaftliche Fundament der Wohlfahrtstheorie in der Absage an einen interpersonalen Nutzenvergleich bereits „zerstört“¹³³ und auch Robbins' Anknüpfungspunkt an einer aussagekräftigen Wirtschaftstheorie führte zu einer modifizierten Verschränkung von Wissenschaft und Ethik (siehe Kapitel II § 2 (4)). Gleichsam hatten wir mit der Knightschen Kritik an der Neoklassik die Erkenntnis, dass jede ökonomische Theorie notwendigerweise von Werturteilen durchzogen ist und seine Lösung der Einbindung einer engen Freiheitskonzeption vermochte die Wissenschaft der Ökonomie nicht vor einer Reihe von Angriffen zu schützen, denn deren Verteidigung war bestenfalls auf ethischer Ebene zu verorten. Das wissenschaftliche Abgrenzungskriterium hinterließ bei Knight eine nahezu relevanzlose Wissenschaft, die lediglich abstrakte Aussagen ohne Bezug zur Realität treffen konnte. Auf diesem Vermächtnis aufbauend, versuchte Friedman 1953 die gesamte methodologische Konzeption, wie wir sie bei Knight und Robbins vorgefunden hatten und die als Abgrenzungskriterium wenig brauchbar erschien, auf den „Kopf zu stellen“. Mittels einer Ausrichtung an der Empirie, was notwendigerweise zu einer positivistischen Wissenschaftsauffassung¹³⁴ führen musste, versuchte er diese Kontroverse beizulegen. Dabei „führte“ er, ob bewusst oder unbewusst, Poppers Abgrenzungskriterium der Falsifikation als methodologischen Maßstab in die ökonomische Theorie ein. Es

konsistenten Zielbündel abzustimmen - eine Vorstellung, gegen die Milton Friedman heftig agitieren sollte (vgl. stellvertretend dazu seine Kritik an der Phillipskurve in Kapitel III § 1 (6)).

¹³³ Siehe dazu Dobb, 1977, S. 261-267. Dort findet sich auch eine Betrachtung der „New Welfare Economics“ und deren Scheitern „in ihrem Versuch, die optimale Natur der Ergebnisse des vollkommenen Wettbewerbs in einer freien Marktwirtschaft nachzuweisen.“ (Dobb, 1977, S. 265) Auch Knight war sich der weitreichenden Folgen einer Absage an die Möglichkeit eines interpersonalen Nutzenvergleichs bewusst. Wenngleich auch er den Utilitarismus auf das heftigste kritisierte, so hält er doch fest, dass „denying the possibility of comparing utilities between persons is indeed something of a fad among theorists who stress „Occam's razor“ and logically reject all motives, or treat them as forces known as a measurable physical response“, um schließlich auf der Ebene der Ethik zu insistieren, dass „[...] the notion that a given increment of monetary income is no more important to a poor man than a rich one is simply absurd.“ (Knight, 1967, S. 793 und 794)

¹³⁴ Oldroyd hält in seiner Untersuchung des Positivismus des 19. Jahrhunderts fest, dass zwischen den logischen Positivisten und Comte „we have a number of moderately distinct schools of „isms“, such as pragmatism, conventionalism and instrumentalism, which may nonetheless be classified more or less satisfactorily as different manifestations of positivism.“ (Oldroyd, 1986, S. 187 zitiert nach Shionoya, 1990, S. 239)

hatte sich mit Knight und Robbins - deren Methode des *a priori* - gezeigt, dass über eine rein theoretische Ausrichtung keine Lösung für das Wertfreiheitsproblem herbeigeführt werden konnte. Friedman erkannte, dass eine Theorie, so sie sorgfältig nach den Regeln der Logik errichtet ist, eine reine Tautologie darstelle, denn halten wir am *a priori* fest und wollen von jedermann einsichtigen Tatsachenverhältnissen („simple assumptions reflecting very elementary facts of general experience“ (Robbins, 1938b, S. 343)) Schlussfolgerungen ableiten, so muss eine solche Theorie logisch deduktiv aufgebaut sein. Dies stellt den Nachteil dar, dass wir in ihr kein wissenschaftliches Abgrenzungskriterium auszumachen vermöge sind. Wenngleich sich bei Robbins und Knight die *a priori* einsichtigen Axiome auch auf die Realität bezogen, so stellten sie doch eine überaus unsichere und heftig diskutierte Verknüpfung zu selbiger dar.¹³⁵ Friedman erkennt, dass der Knackpunkt zwischen Wissenschaft und Ethik in der Relevanz ersterer liegt und versucht nunmehr dieses System an die Realität zu binden, nicht indem er es als ethisch überlegen ausweist, sondern die Kategorien mit empirischem Material auffüllt. In seiner Vorstellung der Theorie als einer „Sprache“ geht er mit Knight einher,

„viewed as a language, theory has no substantive content; it is a set of tautologies.“
(Friedman, 1953, S. 7)

An dieser Stelle kommt eine zunächst deutliche Trennung Friedmans in die beiden Kategorien der „Marshallian“ und „Walrasian Economics“ zum Ausdruck. In seinem 1949 erschienenen Artikel „The Marshallian Demand Curve“ geht er auf diesen Gegensatz ökonomischer Theoriegenerierung ein und versucht aufzuzeigen, dass

„the important distinction between the conceptions of economic theory implicit in Marshall and Walras lies in the purpose for which the theory is constructed and used.“ (Friedman, 1949, S. 90)

Für Marshall ist die ökonomische Theorie „an engine for the discovery of concrete truth“ (zitiert nach Friedman, 1949, S. 90) woraus sich für Friedman deren Rolle in der Bereitstellung von „substantive hypotheses“, die auf faktischen Tatsachen beruhen, ergibt. Demgegenüber steht das Walrasianische System, das ein anderes Problem zu lösen vorgibt, indem

„he [Walras, M.K.] emptied Cournot's problem of its empirical content and produced a „complete and rigorous“ solution „in principle“.“ (Friedman, 1955, S. 904)

¹³⁵ Das Verhältnis von Theorie zur Realität beschreibt Robbins folgendermaßen: „It is a characteristic of scientific generalisations that they refer to reality. Whether they are cast in hypothetical or categorical form, they are distinguished from the propositions of pure logic and mathematics by the fact that in some sense their reference is to that which exists, or that which may exist, rather than to purely formal relations.“ (Robbins, 1938b, S. 343)

Das Problem ist bei Walras somit eines der Form¹³⁶ nicht des Inhalts, weshalb es entgegen Marshall auch nicht auf konkrete, reale Probleme bezogen sein kann. Das Walrasianische System steht somit für die „Sprache“ der ökonomischen Wissenschaft, für ein analytisches System, das jedoch keine „substantive hypotheses“ zu generieren vermag. Auch wenn diese Form der Theoriebildung nicht in seinem Sinne ist, da

„this conception - or misconception - of economic theory has helped to produce an economics that is far better equipped in respect of form than of substance“ (Friedman, 1955, S. 909)

und das Hauptaugenmerk der zukünftigen Theorieentwicklung nunmehr in der Auffüllung mit empirischen Material liegen sollte, so anerkennt er doch, dass

„Walras has done more than perhaps any other economist to give us a framework for organizing our ideas“, denn „we need the right kind of language.“ (Friedman, 1955, S. 908)

Daraus ergibt sich eine mögliche Verknüpfung zwischen den beiden Systemen, die Friedman nunmehr zu vollbringen sucht. Er begnügt sich nicht mit einer abstrakten, inhaltlich leeren Form ökonomischer Gesetze, wenngleich er diese als wichtige, jedoch zweitrangige Voraussetzungen ausweist und damit vor allem die Wissenschaftsentwicklung nach dem 2. Weltkrieg kritisiert, die das Schwergewicht zu sehr auf mathematische Eleganz, Abstraktheit und Allgemeinheit gelegt hatte (vgl. Friedman, 1949, S. 91). Es scheint nun Friedmans „Verdienst“ zu sein, den konkreten Bezug zur Realität herzustellen zu suchen, indem er der Theorie die Funktion eines „filing system for organizing empirical material and facilitating our understanding of it“ (Friedman, 1953, S. 7) zuweist. Daraus leitet er gleichsam tautologisch das Kriterium ab, anhand dessen (ökonomische) Theorien zu beurteilen sind, „those appropriate to a filing system.“ (Friedman, 1953, S. 7) Das innertheoretische Kriterium der formalen Logik kann somit nicht ausschließlich als Kriterium für die Wissenschaftlichkeit einer Theorie herangezogen werden. Es kann nur den Ausweis eines innertheoretischen „wahr“ oder „falsch“ darstellen, wie wir bei Knight gesehen hatten, und wird vielmehr zur grundlegenden Voraussetzung jeder Theorie. Die Entscheidung kann nach Friedman erst die Empirie herbeiführen,

¹³⁶ In dieser Hinsicht kann Walras durchaus auf einer Ebene mit Knight gesehen werden, da auch er eine empirische Überprüfung seiner Hypothesen der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie ablehnte, ebenso wie Knight ein Idealmodell konstruierte, ohne jeglichen Bezug zur Realität. In den theoretischen Annahmen (z.B. dem *homo oeconomicus*) sah er keine Verknüpfung zur Realität und letztendlich konnte er die Allgemeine Gleichgewichtstheorie lediglich als eine Hypothese, ein Ideal ausweisen, von der er allerdings überzeugt war, dass sie ein überlegenes Ergebnis zu liefern imstande war. Dies implizierte die normative Forderung nach der Angleichung der Realität an das Ideal - woran insbesondere Knights Kritik ansetzen sollte.

„factual evidence alone can show whether the categories of the „analytical filing system“ have a meaningful empirical counterpart, that is, whether they are useful in analysing a particular class of concrete problems.“ (Friedman, 1953, S. 7)¹³⁷

Eine Theorie stellt für Friedman somit einerseits ein System dar, das sinnvolle und ökonomische Kategorien beobachtbarer Fakten entwickelt, doch entspringt das Urteil über deren „Wahrheit“ nicht einem innertheoretischen Zusammenhang, sondern

„viewed as a body of substantive hypotheses, theory is to be judged by its predictive power for the class of phenomena which it is intended to „explain.“ Only factual evidence can show whether it is „right“ or „wrong“ or, better, tentatively „accepted“ as valid or „rejected.“ (Friedman, 1953, S. 8)

War für Knight die methodologische Forderung nach einer Verifikation ökonomischer Theorien aufgrund ihrer Natur undenkbar, da er die faktischen Tatsachen als Ausdruck des menschlichen Willens entsprechend problematisierte, so versucht Friedman diese Unsicherheit dadurch zu umgehen, indem er als den

„only relevant test of the *validity* of a hypothesis is comparison of its predictions with experience“ (Friedman, 1953, S. 7)

anführt. Trotz der Problematisierung der zugrundeliegenden Daten, wie wir sie bei Knight vorfinden und die uns den Weg einer ökonomischen Wissenschaft nach dem Modell der Naturwissenschaften versperrt, sucht Friedman als Ausweg die Überprüfung der Voraussagen der Theorie an der Empirie. Ein solches Vorgehen erlaubt es ihm, beliebige Hypothesen zu unterstellen und stellt demzufolge auch kein Wertfreiheitsproblem dar, indem ethische Überlegungen in die Hypothese miteinbezogen werden können. Ein Bezug zur Realität wird erst

¹³⁷ Friedman verweist in dieser „neuen“ Gewichtung der Empirie mehrmals auf Oskar Lange, ein Kollege Friedmans an der *University of Chicago*, der in (wirtschafts)politischen Fragestellungen als Befürworter der sozialistischen Rechnungslegung eine zu Friedman konträre Position einnahm, jedoch in methodologischer Hinsicht Friedman insofern nahe steht, als auch er der Ansicht ist, dass „the test of *verification* decides, whether the *assumptions* are adequate or not.“ (Lange, 1945, S. 22, meine Hervorhebung, M.K.) Auch er will Hypothesen anhand der Empirie überprüfen. „The final verdict with regard to any verdict statement of economic science is thus based on an appeal to facts, i.e. to empirical observations.“ (Lange, 1945, S. 22) Ein Ausdruck dessen, dass nach dem 2. Weltkrieg die Empirie eine weitaus dominantere Stellung einnahm, was auch durch die Entwicklung der Ökonometrie durch Wassily Leontief (dieser publizierte ebenfalls 1953 die Resultate seiner Input-Output Analyse des US Außenhandels) und die Forcierung solcher Analysen charakterisiert ist, deren Rolle auch Lange als „a special branch of economics, [which] deals with such procedures of verification. It is called econometrics and is based on the principles of mathematical statistics“ (Lange, 1945, S. 21) ansieht. Diesem grundsätzlichen Bekenntnis Langes widerspricht jedoch Friedman, da er meint, dass Lange „reaches conclusions no observed facts can contradict.“ (Friedman, 1946, S. 283) Sein Schwerpunkt bleibe somit auf der logischen Struktur der Theorie und er vollziehe den für Friedman wichtigen Schritt der Überprüfung der von der Hypothese abgeleiteten Schlussfolgerungen nicht.

durch die empirische Überprüfung hergestellt. Gemäß seiner instrumentalistischen Wissenschaftsauffassung entscheidet letztlich die Realität über die Relevanz und Haltbarkeit der Theorie. Somit steht im Zentrum der Methodologie der Ökonomie nunmehr die Voraussagekraft ökonomischer Theorien, die *ex post* einer für Friedman unproblematischen Überprüfung durch die Empirie unterzogen werden soll. Mit dieser instrumentalistischen Position, die fortan Theorien nur anhand des Erfolges ihrer Voraussagen bewerten soll, umgeht Friedman die „traditionelle“ Kritik an der ökonomischen Wissenschaft, die, um ein Beispiel herauszugreifen, die Annahme des unterstellten Menschenbildes als unrealistisch kritisiert, sowie auch eine Reihe von Einschränkungen, die Knight in seinen Essays hervorgehoben hatte. Diese Absicht kann Friedman durchaus unterstellt werden, denn im V. Kapitel seines Essays, in welchem er sich auf konkrete ökonomische Fragestellungen bezieht, nimmt er zur Kritik an der orthodoxen Ökonomie und der von ihr unterstellten Annahmen Stellung. Dabei führt er den bekannten Einwand Veblens an der Neoklassik und die Bezeichnung der Ökonomie als „the dismal science“ an und versucht aufzuzeigen, dieser Art von Kritik beigestanden zu sein. Ein solcher Einwand scheint bei Friedmans Konzeption der Wissenschaft nicht mehr zu greifen. Wie wir weiter unten zur Diskussion des Realitätsgehalts der Annahmen sehen werden, wird diese bei Friedman irrelevant. Wenn sich nach empirischer Überprüfung herausstellt, dass der Hypothese nicht widersprochen ist, so ist es bedeutungslos, ob sich die Menschen tatsächlich entsprechend der unterstellten Annahmen verhalten oder ob Werthaltungen in der Theorie integriert sind. Vielmehr kann davon ausgegangen werden, dass die Menschen sich so verhalten, *als ob* sie „rational economic men“ wären. Abgesehen von dieser instrumentalistischen Sichtweise bewegt sich Friedman allerdings auf einer zweiten Ebene, denn ohne es auch ein einziges Mal in seinem Essay zu erwähnen, führt Friedman Elemente des Popperschen Falsifikationismus in die ökonomische Wissenschaft ein.¹³⁸ Eine Hypothese ist solange aufrechterhaltbar, bis ihrer Voraussage durch die Überprüfung an der Empirie widersprochen ist. Dabei vertritt er allerdings keinen „naiven Falsifikationismus“,¹³⁹ der eine Hypothese sogleich verwirft, wenn ihr in der Realität widersprochen ist, sondern sieht in der Wissenschaft einen „Wettbewerb“ unter-

¹³⁸ Natürlich war Friedman mit Poppers Thesen vertraut, man könnte sogar meinen ausschließlich, denn „the only methodology philosophy I've read is Popper.“ (Interview mit Hammond, 1988, S. 223) Er wurde mit Poppers Thesen jedoch nicht durch dessen Schriften bekannt, sondern traf ihn zum ersten Mal 1947 beim Treffen der „Mont Pelerin Society“, kam mit ihm über die falsifikationistische Methodologie zu sprechen und ist selbst der Meinung, dass „I have no doubt that that contact with him did have a good deal of influence on me.“ (Interview mit Hammond, 1988, S. 223)

¹³⁹ Ein von Lakatos eingeführter Begriff. Vgl. auch die Argumentation Blaug (1975, S. 401f), der ebenfalls gegen einen naiven Falsifikationismus eintritt, im Falsifikationismus an sich jedoch die für die Ökonomie adäquate methodologische Norm sieht.

schiedlicher Hypothesen, wobei jene beibehalten wird, der relativ zu anderen weniger „widersprochen“ wird und die einen größeren Aussagegehalt besitzt. Dabei umgeht er, wie schon Popper, das wissenschaftstheoretische Problem der Verifikation und räumt ein, dass die empirische Überprüfung keine absolute Bestätigung der Richtigkeit der Hypothese herbeiführen kann. Je öfter allerdings dieselbe dem empirischen Urteil unterworfen und nicht widersprochen wird, umso zuversichtlicher können wir sein. Wenn jedoch auch die Empirie die absolute Wahrheit der Hypothese nicht herbeiführen kann, bedarf es zusätzlicher Kriterien, um zwischen unterschiedlichen Hypothesen auszuwählen, die laut Friedman hauptsächlich auf einem Konsens in der Wissenschaftsgemeinde beruhen sollten. So z.B. die beiden Kriterien der „simplicity“ und „fruitfulness“, welche jedenfalls ein weiteres willkürliches Element beinhalten. Diese Absage an eine „absolute“ Wahrheit steht der normativen methodologischen Forderung nach Falsifikation in gewisser Weise entgegen, da die Vorstellung der Widerlegung von Hypothesen durch die Empirie eine metaphysische Weltsicht impliziert, die einen ontologischen (Wahrheits)standard im Auge hat an dem die Theorien überprüft und gegebenenfalls widerlegt werden sollen. Friedman bleibt in diesem Punkt jedoch instrumentalistisch und wandelt es in eine Tugend um, dass die Wissenschaft in skeptischer Weise an die Welt herantritt. Auch an dieser Stelle ergibt sich eine grundsätzliche Differenz zu seinem Lehrer Frank H. Knight, der den größten Fehler der Wissenschaft darin sah, dass sie in skeptischer Weise an die Realität herantritt. Er wirft der Wissenschaft vor, dass sie diese skeptische Haltung gleichsam in eine universalistische umwandle und zur einzigen Tugend mache, wie dies bei Friedman ersichtlich ist. Bei ihm wird der Zustand der gesamten Welt zur Hypothese in zwei gegensätzlichen Kategorien und die Wissenschaft geht nunmehr in skeptischer Haltung an diese Hypothese heran. Indem Friedman diese skeptische Haltung in eine Tugend umwandelt, übersieht er Knights Einwand, dass

„the sceptical attitude itself is an emotion. [...] The sceptical attitude is assumed for a purpose and is justified because it serves a purpose: it is a means and not an end, and the ends which it serves must be at least as real as the data of sceptical science.“
(Knight, 1925, S. 92)

Dieser Einwand Knights lässt Friedmans Vorgehen fragwürdig erscheinen, da er gerade die Problematisierung der Daten umgeht und für Knight diese skeptische Weltsicht nicht universalisiert werden kann, da sie nur Mittel zum Zweck ist und dieser Zweck wiederum auf ethischer Ebene diskutiert werden müsste. Doch sind die durch den „Filter“ der Methode erreichten Ergebnisse bei Friedman *qua* Methode bereits legitimiert.

Anknüpfend an die Problematik der den Sozialwissenschaften zugrundegelegten Daten versucht Friedman sogleich einem berechtigterweise zu erwar-

tenden Einwand in bezug auf den Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften beizukommen. Er hält daran fest, dass, wenn auch in den Sozialwissenschaften keine Laborexperimente unter stabilen Bedingungen frei von störenden Einflüssen durchgeführt werden könnten, dies in den Naturwissenschaften eben so wenig möglich sei. Der Unterschied sei bestenfalls einer des Grades, keineswegs der Art nach. Die Natur der ökonomischen Wissenschaft mache es zwar umso schwieriger, bewährte Hypothesen herauszufiltern und bedürfe einem ungleich größeren Arbeitsaufwand, auf die Gefahr hin, dass bereits widerlegte Hypothesen „are seldom downed for good and are always cropping up again“ (Friedman, 1953, S. 11), doch könne mit dem Fortschritt der Wissenschaft und dem Kriterium des Erfolges der Voraussagekraft ökonomischer Theorien diesem Problem durchaus beigegeben werden. Man müsse Friedman zufolge diese Herausforderung auf sich nehmen, denn nur allzu oft hätten sich die Ökonomen aufgrund der Schwierigkeit der Überprüfung solcher Hypothesen „into purely formal or tautological analysis“ (Friedman, 1953, S. 11) zurückgezogen. Mit einer solchen Rolle der ökonomischen Wissenschaft kann sich Friedman nicht begnügen, denn diese muss, um Voraussagen treffen zu können, mehr als eine reine Tautologie darstellen. In dieser Hinsicht ist Friedman ohne Zweifel Robbins' Auffassung der ökonomischen Wissenschaft näher, der, festhaltend an der reinen Theorie, die Wissenschaft der Ökonomie in Abgrenzung zu den Naturwissenschaften derart verteidigt, dass

„it does not follow in the least that its generalisations have a „merely formal“ status
- that they are „scholastic“ deductions from arbitrarily established definitions.“
(Robbins, 1938b, S. 343)

Jedoch ergibt sich an dieser Stelle sogleich auch ein grundlegender Unterschied zwischen den beiden. Denn was das empirische Beweismaterial betrifft, so nimmt Friedman eine Unterscheidung auf zwei Ebenen vor: einerseits ist dieses bei der Erstellung und Überprüfung von Hypothesen relevant und andererseits beinhaltet eine weitere Überprüfung die Ableitung von neuen Fakten, die beobachtbar sein müssen und somit wiederum dem Urteil der Empirie unterworfen werden sollen. Diesem, auf der Empirie fußenden, Urteil steht Robbins auch im Hinblick auf die der ökonomischen Wissenschaft zugänglichen Daten kritisch gegenüber, denn

„[...] there are differences between the social sciences and the natural sciences, both in regard to the nature of the material handled and in regard to the reliability of the results of empirical tests [...]“. (Robbins, 1938b, S. 346)

§ 1 (5) Wozu eigentlich Annahmen?

Friedman kommt schließlich in seinem Essay von 1953 auf die Rolle der Annahmen einer Theorie zu sprechen. Dabei vertritt er eine Position, die vor und

nach Erscheinen seines Essays zu heftigen Kontroversen geführt hatte.¹⁴⁰ In seiner Sichtweise der Annahmen einer Theorie versucht er sich auf radikale Weise der methodologischen Diskussion um die Rolle und den Wahrheitsgehalt der Annahmen zu entziehen und stellt diese Diskussion für den wissenschaftlichen Fortschritt als gänzlich bedeutungslos dar.¹⁴¹ War Robbins noch der Ansicht, dass

„if the premises relate to reality the deductions from them must have a similar point of reference“ (Robbins, 1938b, S. 343)

somit eine enge Verbindung zwischen dem empirischen Gehalt der Annahmen und deren Schlussfolgerungen bestehen müsse, in dem Sinne, als dass der Bezug der Schlussfolgerungen zur Realität durch den Bezug der grundlegenden Axiome auf einfache Erfahrungstatsachen gewährleistet sei, so dreht Friedman diese Konstellation gänzlich um.

„Truly important and significant hypothesis will be found to have „assumptions“ that are widely inaccurate descriptive representations of reality, and, in general, the more significant the theory, the more unrealistic the assumptions (in this sense).“ (Friedman, 1953, S. 14)

Diese Auffassung erscheint auf den ersten Blick in methodologischer Hinsicht radikal und sorgte für heftige Kontroversen. Wirft man jedoch einen genaueren Blick auf Friedmans Vorhaben, so zeigt sich, dass er mit diesem Vorgehen lediglich zeigen will, dass eine Theorie eine möglichst breite Aussagenreichweite abdecken soll und deshalb notwendigerweise von konkreten Fakten abstrahieren muss. Weshalb die Annahmen eher allgemein gehalten und nicht deskriptiv für alle in der Realität beobachtbaren Phänomene sind. Es bleibt jedoch zu bezweifeln, ob dies Friedmans Darstellung rechtfertigt, dass „to be important a hypothesis must be descriptively false in its assumptions“ (Friedman, 1953, S. 14) zumal eine solche Aussage die Verknüpfung der Theorie zur Realität problematisiert. Allerdings wird daraus ersichtlich, dass ein Kriterium, das eine Theorie neben der empirischen Überprüfung erfüllen sollte, eine möglichst große Aus-

¹⁴⁰ Die Diskussion um den Wahrheitsgehalt der Annahmen begann bereits nach dem Erscheinen von Terrence Hutchinsons Werk „The Significance and Basic Postulates of Economic Theory“ im Jahr 1938, beinhaltet eine Einschaltung Fritz Machlups 1946, der für ein *as if* Verhalten argumentierte und führte sogleich zu einer Art *Methodenstreit* in den 1940er Jahren über den Realitätsgehalt der Annahmen. Aus diesem Blickwinkel kann Friedmans Essay durchaus als eine Antwort darauf gesehen werden. Vgl. dazu: Pheby, 1988, S. 84ff.

¹⁴¹ „To suppose that hypotheses have not only „implications“ but also „assumptions“ and that the conformity of these „assumptions“ to „reality“ is a test of the validity of the hypothesis *different from* or *additional to* the test by implications [...] is fundamentally wrong and productive of much mischief.“ (Friedman, 1953, S. 14)

sagenreichweite ist. Jedoch ist auch diese Forderung letztendlich mit ersterer verknüpft, denn

„[...] a more general theory that applies to a wider variety of phenomena [...] has more implications capable of being contradicted, and has failed to be contradicted under a wider variety of circumstances.“ (Friedman, 1953, S. 20)

Mittels des empirischen Bewertungskriteriums versucht Friedman sich der Diskussion bezüglich der Annahmen ökonomischer Theorien sowie deren Realitätsbezug bzw. ob diese charakteristisch für die menschliche Natur seien und damit auch dem von Knight angesprochenen Problem des freien menschlichen Willens als der Wissenschaft zugrundeliegender Daten, zu entziehen. Folglich kommt der Unterstellung eines Verhaltens *as if* innerhalb dieser Methodologie eine zentrale Rolle zu. Schon Knight hatte diese *as if* Kategorie mehrmals erwähnt, um auf die notwendige Abstraktion ökonomischer Theorien von konkreten Inhalten hinzuweisen. Bei Friedman wird das *as if* schließlich zu einer Rechtfertigung der unterstellten Annahmen. Nach welchen Motiven die Menschen tatsächlich handeln interessiert ihn nicht. Entscheidend ist, dass die aus der Theorie gewonnenen Voraussagen mittels empirischer Überprüfung nicht widerlegt werden und es somit legitim und zielführend ist, die zuvor getroffenen Annahmen zu unterstellen. Dieses Vorgehen, was nunmehr Friedmans instrumentalistische Seite offenbart, ist von einem wissenschaftstheoretischen Standpunkt höchst unsicher, da nicht notwendigerweise eine Ursache-Wirkungs-Beziehung unterstellt werden kann. Denn Friedman schließt vom nicht widerlegten Ergebnis auf die Haltbarkeit der Annahmen zurück. Er illustriert sein Vorgehen anhand der „maximization of returns hypothesis“ (Friedman, 1953, S. 22) und meint, dass diese insbesondere dadurch gerechtfertigt sei, dass in einer Reihe von Anwendungen auf spezifische Probleme der Hypothese nicht widersprochen wurde. Friedman konkretisiert diesen Beweis jedoch nicht, sondern verweist bloß darauf, dass dieser in einer Vielzahl von Artikeln und Büchern verstreut sei, umgeht somit elegant den von ihm immer wieder geforderten empirischen „Beleg“, den er selbst zu erbringen nicht imstande ist.¹⁴² Er geht schließlich sogar noch einen Schritt weiter und ist der Ansicht, dass sich die „maximization of returns hypothesis“ schlichtweg bewährt haben müsse, da es keine brauchbare Alternative dazu gäbe und diese immer noch verwendet wird.¹⁴³ Das führt ihn schließlich zu

¹⁴² Dies dürfte Bolands Einschätzung bestätigen, dass „although the maximization hypothesis is not a tautology, it is usually unfalsifiable because it is put beyond question“ (Boland, 1982, S. 173), da auch Friedman keinen „empirischen Beleg“ dafür liefert. Auch Blaug, grundsätzlich mit der Friedmanschen Methodologie einverstanden, sieht darin „without doubt the most controversial passage of an otherwise persuasive essay because it is unaccompanied by even a single instance of these „countless applications“.“ (Blaug, 1975, S. 421)

¹⁴³ Solch ein Zirkelschluss erinnert an „Chicagoer Definitionen“ der Ökonomie wie beispielsweise „economics is what economists do“ von Jacob Viner. Dass die „maximization of returns hypothesis“

dem Schluss, dass eine Theorie nicht anhand des Wahrheitsgehaltes ihrer Annahmen bewertet werden könne. Was folglich die Annahmen einer Theorie betrifft, so hatte er bisher gezeigt, was sie nicht erfüllen können und seine Aussage, dass „negative statements can generally be made with greater confidence than positive statements“ (Friedman, 1953, S. 23) erinnert an Frank Knights Erbe in Bezug auf die negative Abgrenzung der Wissenschaft der Ökonomie. Bei Friedman wird sie allerdings zum Leitsatz schlechthin. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Annahmen in einer Theorie für Friedman gar keine Rolle spielen, auch wenn die Hypothese nicht anhand der Annahmen getestet werden kann, so erfüllen sie für Friedman doch vier unterschiedliche Funktionen:

„(a) [...] an economical mode of describing or presenting a theory; (b) they sometimes facilitate an indirect test of the hypothesis by its implications; and (c) [...] they are sometimes a convenient means of specifying the conditions under which the theory is expected to be valid.“ (Friedman, 1953, S. 23)

Er kommt schließlich sogar auf „crucial assumptions“ zu sprechen sowie der Möglichkeit mittels der Annahmen einer Hypothese indirekt etwas über deren Haltbarkeit (acceptability) in Erfahrung zu bringen. Die Diskussion auf die „Unrichtigkeit“ der Annahmen zu reduzieren würde zweifelsohne zu kurz greifen, da die Annahmen in Friedmans System durchaus eine Rolle einnehmen, diese jedoch widersprüchlich ist. Wie Nagel (1963) aufzeigt, spezifiziert Friedman nicht eindeutig, was er unter „unrealistischen Annahmen“ versteht. Diese können nach Nagel (1963) zumindest auf drei unterschiedliche Arten unrealistisch sein, was Auswirkungen auf die jeweilige Schlussfolgerung hat. Jedenfalls zeigt die Diskussion um den Realitätsgehalt der Annahmen, dass Friedmans Position als instrumentalistisch eingestuft werden kann, da es innerhalb seines Systems keineswegs um eine Suche nach „Wahrheit“ geht. Denn in dem Sinne, in dem Theorien als reine Instrumente für Voraussagen betrachtet werden, wird eine Diskussion bezüglich der Annahmen redundant. Im Zentrum steht die Suche nach „wahren“, oder besser ausgedrückt, brauchbaren Voraussagen, nicht die Suche nach der Wahrheit wissenschaftlicher Theorien, weshalb das Induktionsproblem umgangen wird.¹⁴⁴

In seinem Schlusswort bringt Friedman seine Definition der „richtigen“ Methodologie der Ökonomie in einem Satz auf den Punkt:

„Economics as a positive science is a body of tentatively accepted generalizations about economic phenomena that can be used to predict the consequences of changes in circumstances.“ (Friedman, 1953, S. 39)

noch nicht widerlegt ist, ließe allerdings auch darauf schließen, dass sie der Falsifikation gar nicht unterworfen werden kann, denn irgendetwas dürfte ja immer maximiert werden.

¹⁴⁴ Für eine ausführliche Diskussion zu Friedmans Instrumentalismus siehe Boland, 1982, Kapitel 9 und für eine Kritik daran siehe Hirsch/de Marchi, 1990, Introduction.

Somit gibt es für Friedman Raum für Kritik am gegenwärtigen Stand der Wissenschaft der Ökonomie, denn „any theory is necessarily provisional and subject to change with the advance of knowledge.“ (Friedman, 1953, S. 41) Er sieht in der gegenwärtigen „relative price theory“ und der „static monetary theory“, die eine Form der Quantitätstheorie des Geldes darstellt, die beiden aussichtsreichen und vielversprechendsten Forschungsrichtungen der Ökonomie. Beides Theoriefelder, in denen sich Friedman selbst bewegt und woran ersichtlich ist, dass er am Kern der traditionellen Neoklassik festhält. In einem Ausblick auf die zukünftige Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft schreibt er, dass

„the issues dealt with will remain much the same. The economic problem will remain, in Lionel Robbins (1935, p. 16) words, „the relationship between ends and scarce means which have alternative uses“. [...] The ends may be very different, but they will still be numerous and differ from person to person, and group to group. So the economic problem will not vanish.“ (Friedman, 1991b, S. 38f)

Somit knüpft er wissenschaftlich an Robbins' individueller Ebene der Zielvorstellungen an, nimmt dessen Kritik an einem wissenschaftlichen interpersonalen Nutzenvergleich auf, und wird im weiteren dessen Vorstellung eines kohärenten gesamtwirtschaftlichen Zielbündels auf das heftigste kritisieren.

§ 1 (6) Friedman und die Phillipskurve

Die Kontroverse um die Gültigkeit der Phillipskurve,¹⁴⁵ i.e., des „trade-offs“ zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit, gewährt uns einen Einblick auf Friedmans Position und sein Verhältnis zur Makroökonomie, aufgefasst als Spannungsverhältnis zwischen den beiden Systemen von Knight und Robbins. Sie kann als stellvertretendes Beispiel für die Verbindung von reiner Theorie / Methodologie und (normativen) wirtschaftspolitischen Schlussfolgerungen angesehen werden. Aus diesem Spannungsverhältnis lässt sich das zentrale Charakteristikum unserer dritten *episteme* herausarbeiten, in der letztendlich der von Robbins formulierten Möglichkeit der Erstellung eines kohärenten Zielbündels, an der die makroökonomische Forschung und Ökonometrie bis in die 1970er Jahre festgehalten hatte, eine Absage erteilt wurde. Diese Negation der Makroökonomie bei gleichzeitiger Absolutsetzung der Mikroebene wird schließlich zu einem entscheidenden Merkmal der dritten *episteme* (vgl. auch Becker, 1982, 1993a und Becker/Stigler, 1977, die in diese Denktradition miteinbezogen werden können). Die Diskussion um die Phillipskurve fügt sich in Friedmans negative Logik ein, da er vorgibt, dass ihre Ziele, die er als Prognosen interpretiert, falsifiziert wurden. Auch ist sie zentral für die Auseinander-

¹⁴⁵ Vgl. dazu Phillips' Artikel „The relation between unemployment and the rate of change of money wages rates in the United Kingdom, 1861-1957“, In: *Economica*, 1958, S. 283-299.

setzung zwischen Monetaristen und (Post)Keynesianern, denen Friedman vorwirft, dass sie „eine überzeugende Rechtfertigung und eine Formel für weitgehende staatliche Eingriffe in den Wirtschaftsmechanismus“ (Friedman/Friedman, 1980, S. 86) geliefert hätten und sie unterstreicht Friedmans Forderung gegen jede Form des Eingriffs in das Wirtschaftssystem.

Anlässlich der Verleihung des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften im Jahr 1976 widmete sich Milton Friedman in seinem Vortrag dem Problem der Inflation und Arbeitslosigkeit, das auf wissenschaftlicher Ebene mit der Diskussion des Konzepts der Phillipskurve verknüpft ist. Dabei kommt Friedman abermals auf das Verhältnis von Natur und Sozialwissenschaften zu sprechen, wobei er an der Ökonomie als einer „entwickelten Wissenschaft“ festhält und gemäß seiner methodologischen Überzeugung der Ansicht ist, dass

„in both [natural and social sciences, M.K.] there is no „certain“ substantive knowledge; only tentative hypotheses that can never be „proved“ but can only fail to be rejected.“ (Friedman, 1977, S. 452)

Friedman beharrt auf der Notwendigkeit einer wertfreien Wissenschaft und setzt auf die positive Wissenschaft, um zu analysieren, ob die eingesetzten Mittel dazu dienen, unsere Ziele zu realisieren. Auch Friedman nimmt die Ziele als gegeben hin und beabsichtigt das Ziel-Mittel-Verhältnis innerhalb der reinen Theorie wertfrei zu behandeln, jedoch mit dem Unterschied, dass

„positive scientific knowledge that enables us to predict the consequences of a possible course of action is clearly a prerequisite for the normative judgement whether that course of action is desirable.“ (Friedman, 1977, S. 453)

Im Gegensatz zu Robbins versucht Friedman die Wertfreiheitsdiskussion mittels seiner instrumentalistischen Methodologie und dem Schwerpunkt auf Voraussagen zu umgehen (siehe Kapitel III § 1 (4)). Er unterstellt in einem „naiven“ Festhalten an der Wertfreiheit der reinen Theorie (ein Problem das er mit seiner instrumentalistischen Methodologie glauben zu haben), dass selbige für die Wirtschaftspolitik von Bedeutung sei, indem sie uns aufzeige, welche Zielvorstellungen, wenn überhaupt, verfolgt werden können, bzw. welche die erwünschten Resultate nicht zu erreichen im Stande sind. Dadurch kommt der Wissenschaft der Ökonomie durchaus eine bedeutende Rolle bei und es sollte letztlich die Diskussion um den Wertepluralismus auch geschlossen werden, denn in einem solchen System bleibt dafür kein Platz mehr, da die Entscheidung auf die Ebene der Methode verlagert wird. Anhand der Beziehung zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit versucht Friedman im folgenden den *wissenschaftlichen* Charakter der Ökonomie bei Unterstellung seiner Methodologie hervorzuheben. Anhand der Phillipskurve will er zeigen, dass als Antwort auf empirische Fakten, die der Hypothese widersprachen, dieselbe modifiziert werden musste. In einer langfristigen Perspektive musste sie schließlich seiner Mei-

nung nach gänzlich verworfen werden, wodurch eine Hypothese zu Staatsinterventionen falsifiziert wurde. Es kann an dieser Stelle nur ein kurzer und unzureichender Überblick über die Theorie der Phillipskurve gegeben werden, da diese nicht Kern unserer Untersuchungen ist. Vielmehr soll anhand der Modifikationen dieser Theorie und Friedmans Position veranschaulicht werden, wie dieser letztendlich die Robbinssche Vorstellung der Formulierung der Kohärenz eines Zielbündels zu entkräften sucht.

Die Idee eines „trade-offs“ zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit ist eng mit dem Namen Alban W. Phillips verbunden, der 1958 in seinem Modell aufzuzeigen suchte, dass zwischen der Arbeitslosenrate und der Veränderung der Löhne eine stabile negative Beziehung zu verorten wäre, was sich aus empirischen Untersuchungen einer Zeitspanne von 1861-1913 in England ergeben hatte. Dieses Modell kann durchaus als auf der Robbinsschen Definition und Reichweite der ökonomischen Wissenschaft ansetzend angesehen werden,¹⁴⁶ zumal es den Versuch darstellte, ein kohärentes Zielbündel zu formulieren, wie Robbins es im VI. Kapitel seines *Essays* gefordert hatte. Das Modell sollte verdeutlichen, dass, so die Ziele von der Gesellschaft formuliert wären, man mittels der reinen Theorie die Implikationen aufzeigen könne. Wenngleich es sich auch um einen Zielkonflikt handle, so läge es am Votum der Gesellschaft, sich für eines der beiden Ziele zu entscheiden, was jedoch die Vorstellung eines „richtigen“ oder optimalen „trade-offs“ nicht ausschloss. Zwar war damit dem noch immer vorherrschenden keynesanischen Ideal der Vollbeschäftigung ohne Inflation widersprochen, doch hatte man innerhalb der reinen Theorie die exakte Beziehung zwischen diesen beiden Größen erforscht, konnte man entsprechend der von der Gesellschaft vorgegeben Wunschgröße mittels wirtschaftspolitischer Maßnahmen ein solches Verhältnis herbeiführen. Dies war durchaus im Sinne Robbins', denn die reine Theorie lieferte die Implikationen, doch es lag an der Gesellschaft das von ihr gewünschte Ergebnis auszuwählen. „We have to choose“ lautete der Leitsatz für die Politik. Es hatte zunächst den Anschein, dass die Entscheidung bei der Gesellschaft liege, ob man eine höhere Arbeitslosenrate oder eine höhere Inflationsrate akzeptierte. Entsprechend des hohen Stellenwerts der Empirie in der Überprüfung von Hypothesen nach dem 2. Weltkrieg versuchte man, diesen „trade-off“ mit weiterem empirischen Material zu belegen. Die realen Erfahrungen einer hohen Inflationsrate bei gleichzeitig hoher Arbeitslosenrate, dem Phänomen der Stagflation, ließen diesen unterstellten „trade-off“ schließlich Ende der 1960er Jahre immer fragwürdiger erscheinen.

Friedman hatte eine solche Vorstellung eines „trade-offs“ bereits Mitte der 1960er Jahre kritisiert, da er der Auffassung war, dass man sich zwar bezüg-

¹⁴⁶ Robbins hatte Alban W. Phillips unter Protesten im Jahr 1958 an die LSE berufen.

lich der Hauptziele der Wirtschaftspolitik, *i.e.*, ein hoher Beschäftigungsgrad, stabile Preise und Wirtschaftswachstum einig war,

„hinsichtlich der wechselseitigen Kompatibilität dieser Zielsetzungen und - soweit sie als inkompatibel angesehen werden - über die Bedingungen, unter denen sie untereinander ausgetauscht werden könnten und sollten“ (Friedman, 1976, S. 135)

keine einheitliche Auffassung herrschte. Er wies darauf hin, dass Phillips' Analyse

„einen fundamentalen Fehler enthält, den Mangel einer Unterscheidung zwischen Nominal- und Reallöhnen.“ (Friedman, 1976, S. 145)

Friedman ist der Ansicht, dass es eine klare Linie zwischen der realwirtschaftlichen und der monetären Ebene zu ziehen gelte. Die Phillipskurve repräsentiere somit eine unzulässige Verknüpfung dieser beiden Ebenen und lege die „fälschliche“ Schlussfolgerung dar, dass man zwischen den beiden Zielen wählen könne. Thomasberger hat darauf hingewiesen, dass sich

„Vollbeschäftigung und Geldwertstabilität daher in einer keynesianischen Ordnung ausschließen, solange die Fixierung der Geldlöhne der Logik selbstregulierter Märkte folgt.“ (Thomasberger, 1990, S. 85)

Der Arbeitsmarkt war mit dem Keynesianismus aus dem Marktzusammenhang herausgenommen worden und die liberale Antwort darauf lautete, ihn in diesen Funktionszusammenhang zu reintegrieren. Dies veranlasste Friedman und E.S. Phelps zu einer Neuformulierung der Phillipskurve, die zwischen kurzfristigen und langfristigen Auswirkungen unerwarteter Veränderungen der aggregierten nominalen Nachfrage unterscheiden sollte. Wiederum zeigte Friedman, dass eine erhöhte nominelle Nachfrage zunächst zu höherer Produktion und höheren nominellen Löhnen führen würde, welche die Arbeiter vorerst als höhere Reallöhne ansehen würden. Eine solche Situation ist für Friedman jedoch temporär, da, so sich die höhere Wachstumsrate der nominellen Nachfrage und der Preise fortsetzt, die Arbeiter ihre Auffassungen an die Realität anpassen werden und dadurch der ursprüngliche Effekt, *i.e.*, ein höherer Beschäftigungsgrad, verschwinden werde (siehe dazu: Friedman, 1976, S. 135-156, 1991a, S. 63-86 sowie 1977, 456-460). Interessant an dieser Modellierung ist, dass Friedman dadurch die Unwirksamkeit der Wirtschaftspolitik zu zeigen sucht, wir uns mit gar keinem wirtschaftspolitischen Problem konfrontiert sähen. Denn der ursprüngliche Effekt einer niedrigeren Arbeitslosenrate bei höherer Inflation würde sich zwar im Sinne eines kurzfristigen „trade-offs“ einstellen, langfristig allerdings zu einem Punkt der ursprünglichen Arbeitslosenrate bei nunmehr höherer Inflation zurückführen. Eine expansive Geldpolitik könne zwar die Unterbeschäftigungsrate für sehr kurze Perioden fixieren, im Zeitablauf würde sie jedoch nur zu höherer Inflation führen, was der damaligen Auffassung, dass monetäres

Wachstum die Beschäftigung stimulieren könne, konträr entgegenstand. Eine solche Analyse stellt die Idee eines kohärenten Zielbündels in Frage, denn sie kommt zu dem Schluss

„that there is no stable trade-off between inflation and unemployment“ (Friedman, 1977, S. 458)

und setzt an deren Stelle die Behauptung einer „natural rate of unemployment“ (NRU). Nur mittels ständig steigender Inflation könne sie unter dieser Rate gehalten werden. Die langfristige Phillipskurve verlaufe somit senkrecht und es gäbe keinen „trade-off“ zwischen den beiden unterstellten Größen, kein wirtschaftspolitisches Problem *per se*. Dabei bezieht sich Friedman auf das Allgemeine Gleichgewicht Walras', indem er anführt, dass sich dieses „natürliche Unterbeschäftigungsniveau“ aus dem Walrasianischen Gleichgewichtssystem ergeben würde. Die NRU kann allerdings kein Gleichgewicht darstellen, da sich jenes *per definitionem* durch die Räumung aller Märkte über den Preismechanismus und dem damit verbundenen Resultat auszeichnet. Folglich räumt Friedman ein, dass

„die aktuellen Strukturcharakteristika der Arbeits- und Gütermärkte eingebaut“ sein müssen „und zwar einschließlich der Marktunvollkommenheiten, Zufallsvariabilität von Angebot und Nachfrage, Kosten der Informationsbeschaffung über freie Stellen und Arbeitsreserven, Mobilitätskosten.“ (Friedman, 1976, S. 144)

Allesamt strukturelle Einschränkungen, die der Realisierung des Allgemeinen Gleichgewichts im Wege stehen. Liest man diese Zeilen, so erscheint das „natürliche Unterbeschäftigungsniveau“ auf den ersten Blick als metaphysisches Faktum, dem wir vollkommen ohnmächtig gegenüberstehen und das sich dem Einfluss des menschlichen Willens gänzlich entzieht. Doch dem hält Friedman entgegen, dass „viele der dieses Niveau bestimmenden Marktcharakteristika Menschenwerk und Ergebnis der Wirtschaftspolitik“ (Friedman, 1976, S. 146) wären. Dies impliziert allerdings, dass wir es somit nicht mit einem „natürlichen“, sondern vielmehr mit einem „künstlichen Unterbeschäftigungsniveau“ zu tun haben, was die Vorstellung eines nunmehr tatsächlich „natürlichen“ Niveaus einschließt. Dieses müsste jedoch, so er Walras' Allgemeines Gleichgewicht heranzieht, bei Null Prozent liegen und daraus ist die normative Forderung nach der Beseitigung aller, diesem „natürlichen“ Gleichgewicht entgegenstehenden strukturellen Beschränkungen, abzuleiten. Um derartige Unterscheidungen scheint es Friedman jedoch nicht zu gehen. Er will aufzeigen, dass man diesem „natürlichen Niveau“ mittels geldpolitischer Maßnahmen nicht beigekommen könne und in diesem Sinne ist es eher „naturalistisch“ als „natürlich“. Eingriffe der Zentralbank müssen entweder zu einem Inflations- oder Deflationsprozess führen, ohne das Unterbeschäftigungsniveau langfristig zu verändern. Mittels dieser realen Entwicklungen und der empirischen Überprüfung der Phillipskurve

sah sich Friedman dahingehend bestätigt, dass die Rolle einer ökonomischen Wissenschaft, die vermöge ist ein kohärentes Zielbündel zu formulieren und

„to provide a reliable tool for economic policy, enabling the economist to inform the policy maker about the alternatives available to him“ (Friedman, 1977, S. 469)

aufgrund der empirischen Erfahrungen nicht mehr länger aufrechterhaltbar sei. Gleichzeitig stellte es eine Bestätigung seiner 1953 entworfenen Methodologie dar. Er ist der Überzeugung, dass „I have told a perfectly standard story of how scientific theories are revised“ (Friedman, 1977, S. 470) und die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen unterstreichen auch seine ethischen Werthaltungen. Legen wir demgemäß die beiden konzeptionellen Ebenen bei Friedman auseinander, so ergibt sich das folgende Bild. Was die realwirtschaftliche Sphäre betrifft, so weist Friedman diese als vom menschlichen Willen unabhängig aus. Auf dieser Ebene kann es keine wirtschaftspolitischen Ziele, auch keine wissenschaftlichen Ziele im Sinne von Prognosen geben, da er mittels seiner Methode, i.e., der Überprüfung an der Empirie, aufgezeigt hatte, dass realwirtschaftliche Zielvorstellungen schädlich sind, da sie in den Wirtschaftskreislauf eingreifen und stets das Gegenteil dessen bewirken, was sie beabsichtigt hatten. Die realwirtschaftliche Sphäre ist schlicht und einfach *nicht* beeinflussbar (vgl. die NRU). Dies hatte er mit der Falsifikation der Zielvorstellungen seiner „Gegner“, die er als Prognosen interpretierte, „wissenschaftlich“ nachgewiesen. Damit steht gleichsam die wissenschaftliche Analyse wieder im Zentrum der Gesellschaft, indem er auf die Wichtigkeit des wissenschaftlichen Fortschritts innerhalb der reinen Theorie für das menschliche Zusammenleben hinweist und aufzeigen will, dass die Robbinssche Konzeption eines kohärenten Zielbündels der falsche Weg gewesen war. Dies hätten uns die realen Erfahrungen gezeigt und so sähen wir uns mit einer „New Dimension of Politics“, so der Untertitel seiner „Alfred Nobel Memorial Lecture“, konfrontiert. Diese neue Dimension der Wirtschaftspolitik zeichnet sich dadurch aus, dass wir mit Friedmans Position im Gegensatz zu Robbins keine Wahl mehr haben, oder um noch weiter zu gehen, es existiert kein (real)wirtschaftspolitisches Problem, mit dem wir uns auseinander zu setzen hätten. Das Ziel-Mittel-Denken angewandt auf die gesamtgesellschaftliche Ebene, das Robbins in das Zentrum der ökonomischen Wissenschaft gestellt hatte, ist an sich negativ, denn es führt, wie Friedman am Beispiel der Phillipskurve gezeigt hat, zu Resultaten, die keineswegs gewollt sind. Daraus leitet sich für Friedman die Forderung ab, dass es besser sei, wenn der Staat nicht in den Wirtschaftskreislauf eingreife. Dennoch bleibt auch in der Friedmanschen Konzeption eine Sphäre übrig, in der er den freien menschlichen Willen ansiedelt und in der wir wählen müssen. Es ist dies die konzeptionell abgegrenzte monetäre Sphäre, der wir uns im folgenden Kapitel zuwenden werden.

§ 1 (7) Die monetäre Sphäre. „We have to choose.“

Friedman lehnt jegliche Eingriffe in die realwirtschaftliche Sphäre ab, da sie scheinbar nicht die gewünschten Resultate zeitigen, wir somit nicht zwischen unterschiedlichen Zielvorstellungen wählen können. Seine Kritik an der Phillipskurve liegt gerade darin begründet, dass diese unzulässigerweise die reale mit der monetären Sphäre verknüpft und uns vorgibt, dass wir zwischen den beiden wählen könnten. Trotzdem hält er die monetäre Sphäre als jene Ebene abgegrenzt, in der es gesellschaftliche Zielvorstellungen¹⁴⁷ geben *muss*. Diese Ziele gelte es zu objektivieren und in ihnen solle der menschliche Wille eingeschlossen sein, wodurch eine Wahl möglich scheint. Dafür entwirft er „A Program for Monetary Stability“ und fragt darin im letzten Kapitel nach den „goals and criteria of monetary policy.“ (Friedman, 1969a, S. 77) Inflation ist für Friedman ein monetäres Phänomen und folglich sind „monetary and fiscal measures the only appropriate means of controlling inflation.“ (Friedman, 1951, S. 264) Demgegenüber stellen „direct controls - price and wage ceilings, the rationing or allocation of goods, qualitative credit controls“ (Friedman, 1951, S. 264) keine geeigneten Mittel dar, um auf die Inflation Einfluss zu nehmen, da sie, wie bereits erwähnt, der realwirtschaftlichen Sphäre hinzuzurechnen sind und die Inflation nur unterdrücken. Die Inflation ist also von der Politik der Zentralbank abhängig und daher ist auf dieser Ebene die Höhe der Inflation frei zu wählen. Er führt diesbezüglich zwei unterschiedliche Möglichkeiten der Geldpolitik an. Einerseits wäre es möglich ein allgemeines Ziel zu formulieren und der Zentralbank weitgehende Handlungsfreiheit in der Erreichung dieser Ziele einzuräumen. Andererseits könnte man bestimmte Regeln festlegen, entsprechend derer die Zentralbank zu „handeln“ habe. Erstere Möglichkeit schließt Friedman jedoch aus, da

„experience has demonstrated that it has also had unfortunate monetary consequences. It has meant continual and unpredictable shifts in the immediate guides to policy.“ (Friedman, 1969a, S. 85)

Darüber hinaus räumt Friedman ein, dass die Geldpolitik kurzfristig sehr wohl Einfluss auf die realwirtschaftliche Sphäre habe und ein diskretionäres geldpolitisches Eingreifen auch auf der realwirtschaftlichen Ebene zu Schwankungen und Instabilität führe. Wiederum falsifiziert er die seinen Vorstellungen entgegengesetzte Position, um gleichzeitig seine ethische Haltung zu bekräftigen, da eine diskretionäre Geldpolitik der Zentralbank Macht zuordnen würde und somit „highly objectionable on political grounds in a free society“ (Friedman, 1969a,

¹⁴⁷ „Wenn wir unsere Ziele weder dadurch erreichen können [...] wie können wir dann ein Geldsystem schaffen, das stabil ist und gleichzeitig frei von unverantwortlicher Einmischung der Regierung.“ (Friedman, 1971, S. 77)

S. 85) sei. Er unterstreicht dieses Argument damit, dass es außerdem kein zufriedenstellendes Kriterium zur Bewertung der diskretionären Geldpolitik gäbe, da ihr Beitrag zur Erreichung solch weitgefasster Ziele wie wirtschaftliche Stabilität, Vollbeschäftigung, Preisstabilität oder Wachstum nicht eindeutig festgestellt werden könne. Denn sowohl „public and private agencies“ verfolgen diese Ziele. Und so man die von seinen „Gegnern“ unterstellten Kausalitätsverhältnisse der Falsifikation unterwirft, zeigt sich ohnehin, dass man die gewünschten Ziele nicht zu erreichen im Stande ist und dies lediglich zu Unsicherheit als auch zyklischen Schwankungen führe (vgl. Friedman/Schwartz, 1963). Deshalb gilt es eine fixe Geldmengenregel einzuführen, die vorsieht, dass

„the stock of money be increased at a fixed rate year-in and year-out without any variation in the rate of increase to meet cyclical needs“ (Friedman, 1969a, S. 90)

was letztendlich auch den kurzfristigen Einflüssen auf die realwirtschaftliche Ebene Einhalt gebieten soll. Wer diese Regel anwendet, sei es die Zentralbank selbst oder ob das Parlament diese dazu anweist, lässt er offen. Die Wahl der Höhe der Steigerung der Geldmenge ist zwar unbestimmt, jedoch eine einmalige, da es Friedman nicht der Politik der Zentralbank überantwortet, die Höhe der Inflation immer wieder neu festzulegen, sondern eben „gesetzliche Regeln anstelle von Autoritäten“ (Friedman, 1971, S. 77) fordert. Dadurch leugnet er „jeden realen geldpolitischen Handlungsspielraum“ und sucht den „Konflikt zwischen wirtschaftlicher Funktionslogik und demokratischer Entscheidungsfindung [zugunsten] der Funktionslogik des Marktsystems“ (Thomasberger, 1996, S. 238) zu überwinden. Auch diese Forderung begründet Friedman negativ, indem er das gegenteilige Programm „wissenschaftlich“ falsifiziert. Er zeigt im Kapitel „Die Kontrolle über das Geld“ in seinem Buch „Kapitalismus und Freiheit“ anhand des Versagens des Federal Reserve Systems (FED) im monetären Bereich auf, dass ein beliebiges Eingreifen der Zentralbank zu zyklischen Schwankungen führe. Seine für diesen Bereich gezogenen Schlussfolgerungen lauten ebenso wie jene in der realwirtschaftlichen Sphäre, nämlich dass ein diskretionäres Eingreifen abzulehnen sei. Vielmehr gelte es eine fixe Geldmengenregel auszuweisen, denn diese „would have produced clearly superior results.“ (Friedman, 1969a, S. 94) Mit der Gründung des FED (*i.e.*, die U.S. amerikanische Zentralbank), so hält Friedman fest,

„haben sich die Geldmenge, die Preise und die Produktion ohne Zweifel [...] erheblich instabiler entwickelt als in der Zeit davor“ (Friedman, 1971, S. 70)

was er anhand „intensiver Studien der historischen Tatsachen“¹⁴⁸ zu belegen sucht. Er will zeigen, dass das Wirtschaftssystem an sich stabil sei. Wenn wir

¹⁴⁸ Innerhalb der monetären Sphäre finden wir wohl die einzige von Friedman unternommene, umfassende empirische Untersuchung - diese jedoch wiederum auch nur zur Widerlegung der Theorien

von Defekten des Marktmechanismus sprechen, sind diese nicht dem Mechanismus an sich hinzuzurechnen. Vielmehr sind sie beispielweise durch Fehler der Geldpolitik hervorgerufen, denn „die Depression [wurde] nicht durch das Verschulden der privaten Wirtschaft, sondern durch das Versagen der Regierung verursacht.“ (Friedman/Friedman, 1980, S. 86) Am Beispiel der Großen Depression gelangt Friedman zur Ansicht, dass das FED falsch gehandelt habe, denn

„hätte man diese Verminderung der Geldmenge verhindert, wie es eindeutig möglich und richtig gewesen wäre, wäre die Rezession kürzer und leichter gewesen.“ (Friedman, 1971, S. 76)

So bleibt für Friedman schließlich einzig und allein diese monetäre Sphäre übrig, innerhalb derer eine „Wirtschaftspolitik“ und damit einhergehend eine freie Wahl möglich erscheint. Diese kann jedoch nur in einer Festlegung fixer Regeln bestehen, um gleichsam eine Beschränkung der staatlichen Macht zu erwirken, die sowohl von seinem ethischen Standpunkt verwerflich ist, als auch zu nicht erwünschten Ergebnissen führt. In dieser Sphäre ist eine Wahl möglich, da Friedman keine Vorgaben bezüglich erwünschter Inflationsraten erwähnt, sondern diese Entscheidung der Gesellschaft überantwortet.

„It is not clear that there is a single „best“ combination of monetary and fiscal measures and degree of inflation. A good combination, however, would be a roughly balanced budget together with whatever associated monetary policy would prevent inflation.“ (Friedman, 1951, S. 264f)

Konsequenterweise kann die Wissenschaft auch keine Aussagen bezüglich der „richtigen“ Geldmengenregel treffen, da diese Entscheidung frei bleiben muss. Wenngleich Hirsch/deMarchi richtig anerkennen, dass Friedman

„except for the area of monetary policy, he does not present much in positive economics evidence in support of his policy recommendations“ (Hirsch/deMarchi, 1990, S. 291)

so stellen seine Arbeiten auf dem Gebiet der Geldpolitik keine inhaltliche Bestimmung dieses Feldes dar, sondern zielen darauf ab, jene Ansätze, die von einer fixen Geldmengenregel absehen, zu falsifizieren. Er will schlichtweg aufzeigen, dass sie nicht die gewünschten Resultate zeitigen. Was seine Vorstellungen bezüglich der monetären Sphäre betrifft, so meint er, dass

„the rate of increase should be chosen so that on the average it could be expected to correspond with a roughly stable long-run level of final products.“ (Friedman, 1969a, S. 91)

Dies lässt ihn eine Rate zwischen 3 und 5 Prozent veranschlagen. Allerdings stellt dieser Vorschlag keine Notwendigkeit dar, denn „the particular rate of increase adopted seems to me less important than the adoption of a fixed rate [...]“ (Friedman, 1969a, S. 91), die Wahl bleibt somit undeterminiert. Thomasberger (1990) weist darauf hin, dass mit dem Monetarismus die Prioritätensetzung in Richtung Inflationsbekämpfung erfolgte, doch auf die Frage weshalb gesamtwirtschaftliche Stabilität oder eine niedrige Inflation wünschenswert seien, findet sich bei Friedman keine wissenschaftlich begründete Antwort.

„Die monetaristische *Theorie* [war] noch nicht einmal in der Lage zu begründen, warum die Inflation als wirtschaftspolitisches Problem, geschweige denn als das „größte Übel“ (Friedman) zu betrachten sei.“ (Thomasberger, 1990, S. 96)

Friedman stellt innerhalb der monetären Sphäre keine Ziele auf, zeigt nur, dass eine diskretionäre Geldpolitik zu konjunkturellen Schwankungen führt und leitet daraus die Forderung nach festen Regeln ab. Dass innerhalb dieser Sphäre Friedman tatsächlich den freien menschlichen Willen anzusiedeln sucht, zeigt sein Zugeständnis, dass

„I do not regard steady growth in the money stock as the be-all and end-all of monetary policy for all time.“ (Friedman, 1969a, S. 98)

Diese Regel sei in der momentanen Situation und bei gegebenem Wissensstand den anderen Alternativen, die schlechtere Resultate zeitigen, überlegen. Wenngleich er jedoch in Bezug auf die zukünftige Entwicklung in seiner Skepsis gegenüber dem Staat als handelnden Akteur, der Machtpositionen begründet, auch an „better rules“ und an Nicht-Diskretionären-Entscheidungen festhält. Die *Richtung* des „Fortschritts“ erscheint zumindest vorgegeben.

§ 1 (8) Friedman, Knight und die enge Freiheitskategorie. Subjektive Werthaltungen

Wie zu Beginn erwähnt, ist es hilfreich, Friedmans Werk in wissenschaftliche und populärwissenschaftliche, „propagandistische“ Schriften zu unterteilen, „since the differences are sharp“ (Hirsch/deMarchi, 1990, S. 5) und er in letzteren unter expliziter Absolutsetzung der individuellen Freiheit für eine Verteidigung des Marktsystems eintritt. Diese konzeptionelle Trennung ist von Bedeutung, da Friedman in den populären Schriften eine subjektive Werthaltung propagiert, die nicht in den Bereich der Wissenschaft wirkt. Sie kann zwar im vorwissenschaftlichen Bereich zur Hypothesengenerierung herangezogen werden, die Objektivität der Wissenschaft ist letztlich aber durch den „Filter“ der Methode gewährleistet. Andererseits verwendet er in seinen populärwissenschaftlichen Schriften mitunter die Ergebnisse der reinen Theorie, um seine subjektiven Werturteile zu untermauern und ihnen eine Aura von Autorität zu

verleihen. Wendet man sich den von Friedman vorgelegten „gesellschaftspolitischen“ Schriften zu, zu deren wichtigsten und populärsten „Capitalism and Freedom“ sowie „Free to Choose: a personal statement“¹⁴⁹ gehören, so fällt dem Leser sogleich auf, dass Friedman in seiner Argumentation für eine bestimmte gesellschaftliche „Verfassung“ eintritt. Dabei geht er von einem zugrundeliegenden, absolut gesetzten Werturteil aus, nämlich jenem der individuellen Freiheit (und hierbei eine ganz besondere Form derselben, wie wir weiter unten sehen werden). Er gibt uns jedoch keine Auskunft darüber, weshalb der Wert der Freiheit für ihn gleichsam ein universaler und absoluter ist und Vorrang vor anderen gesellschaftlichen Werten hat. So erscheint die Feststellung als zutreffend, dass „freedom is something like a *summum bonum* for him“, ¹⁵⁰ doch werfen auch Hirsch/deMarchi sogleich die Frage auf, „why he has chosen this particular conception of freedom“ (Hirsch/deMarchi, 1990, S. 281). Eine Erklärung für Friedmans Haltung bei den klassischen Liberalen zu suchen, so er sich als in deren Tradition stehend empfindet und auch auf Adam Smith (vgl. Friedman, 1971, S. 32f) beruft, erscheint für eine solche Freiheitskonzeption als nicht zielführend. Freiheit wurde nicht um ihrer Selbst Willen gewollt, sondern Smith hatte eine Vorstellung der Verbesserung der Lebensbedingungen *aller* Menschen mittels der Entfaltung der Produktivkräfte des Kapitalismus im Auge. Die Antwort auf die Frage, weshalb Friedman auf wissenschaftlicher Ebene nur noch eine individuelle Freiheitskonzeption ausweisen kann, liegt allerdings bereits in seinem Wissenschaftsverständnis begründet. So sich der „Objektivitätsfilter“ auf die Empirie, *i.e.*, das Gegebene, beziehen muss, bleibt von der einstigen walrasianischen Freiheitskonzeption in Friedmans Wissenschaftsverständnis nur die Ebene der individuellen Wahlentscheidung übrig, denn diese ist „objektiv“ gegeben und so sie den Eingang in das wissenschaftliche System findet, ist auch sie determiniert. Somit ist Friedmans Vorgehen innerhalb der reinen Theorie als ein Versuch der Erklärung

„how far important social phenomena such as occupational rewards and personal income distribution can be explained as the effects of individuals making free choices“ (Hirsch/deMarchi, 1990, S. 174)

konsistent mit der Verteidigung seiner ethischen Werthaltung freier Individuen. Gesamtwirtschaftliche Ziele existieren dann nur noch auf subjektiver Ebene, d.h.

¹⁴⁹ Friedman hatte dieses Buch gemeinsam mit seiner Frau Rose verfasst. Es basiert auf einer „im Jahre 1980 in zehn Folgen im Wochenrhythmus vom Public Broadcasting Service“ (Friedman/Friedman, 1980, S. 9) ausgestrahlten Fernsehserie.

¹⁵⁰ Auch Finn vertritt die Auffassung, dass, wenngleich Friedman auf das freie Marktsystem als den Garant der effizienten Erreichung individueller Ziele hinweist, im Falle eines Zielkonfliktes zwischen Effizienz und Freiheit, doch „freedom the overriding concern“ (Finn, 1979, S. 47) wäre. Doch scheint sich ein solches Problem für Friedman nicht notwendigerweise zu stellen, so er Effizienz als derivatives Konzept der individuellen Freiheit auffasst.

sie können nicht objektiviert werden. Folglich bleibt einzig das Individuum als jene konzeptionelle Ebene zurück, der Freiheit zugeordnet werden kann. Sah Walras noch in der Moralsphäre die Freiheit zur Wahl der Eigentumsordnung gewährleistet und wollte gleichsam damit eine Begründung als auch eine Legitimation dafür liefern, *weshalb* das Marktsystem existiert, so nimmt es Friedman in Einklang mit seiner Methodologie schlichtweg als gegeben hin. Demgemäss werden Fragen wie zum Beispiel nach dem Ursprung von Preisen bzw. des Marktsystems mit Friedman nicht mehr reflektiert und als unwissenschaftlich abgetan (vgl. auch Thomasberger, 2003b), so sie gerade nicht der Überprüfung durch die Empirie unterworfen werden können.

Für eine Klärung der Freiheitskonzeption auf subjektiv-ethischer Ebene erscheint eine Auseinandersetzung mit Knight zielführender, um ein Verständnis für Friedmans Freiheitskonzeption und deren Absolutsetzung als *summum bonum* zu entwickeln. Daher wollen wir anhand einer Gegenüberstellung von Friedmans sozialphilosophischer Auffassung zu jener seines Lehrers Knight ein Verständnis für die zentrale Kategorie der Freiheit in seinem Denken entwickeln. Wenn schon Knight keinen großen Einfluss auf Friedmans wissenschaftliche Arbeit ausgeübt hatte, da Friedman meint, Knights Kurse in Chicago „would not have had any methodological component at all“ (Interview mit Hammond, 1988, S. 228), so kann seine wissenschaftliche Arbeit doch als eine Antwort und gleichsam als Lösungsvorschlag für die Kritik Knights angesehen werden (vgl. Kapitel III § 1 (1)). Auf die wissenschaftlichen Arbeiten Friedmans trifft es sicherlich zu, dass er die Problematisierungen Knights einer gänzlich anderen Lösung zuführen wollte, so sie ja die wissenschaftliche Theoriebildung beschnitten hatten. Doch wie wir in diesem Kapitel sehen werden, sollte Friedman auf gesellschaftstheoretischer und sozialphilosophischer Ebene jedenfalls eine Reihe von Knights Überlegungen weiterführen und radikalisieren.

Hierbei soll das Augenmerk vor allem auf die „populärwissenschaftlichen“ Schriften Friedmans gelegt werden, die im Gegensatz zu seinen Arbeiten innerhalb der reinen Theorie und Methodologie unterschiedliche Einblicke eröffnen. Diese schließen einander weder gegenseitig aus noch bedarf es zweier getrennter Methodologien in der Interpretation Friedmans Œuvre, einer „methodology of positive economics“ und einer „methodology of political economy“, wie dies Hirsch/deMarchi (1990) vertreten. Denn sie sehen sich folglich mit dem Problem konfrontiert, dass

„in some respects it is even more difficult to ascertain Friedman's views about the methodology of political economy than it is of his positive economics.“ (Hirsch / deMarchi, 1990, S. 270)

Die Beziehung zwischen diesen beiden Sphären ist unserer Ansicht nach zwar eine einseitige, in dieser Bedingung jedoch keineswegs widersprüchlich. Die Neuformulierung der Methodologie der positiven Ökonomie und der empirischen Überprüfung von Hypothesen „erlaubt“ es Friedman im vorwissenschaftlichen Bereich gewisse Werthaltungen miteinzuschließen. Die Erkenntnisse der reinen Theorie, *i.e.*, hauptsächlich die Falsifikation der als Prognosen interpretierten Zielvorstellungen seiner „Gegner“, verwendet er in der Folge zur Untermauerung seiner wertbeladenen populärwissenschaftlichen Standpunkte. Wir wollen daher etwaige Verknüpfungen zwischen Wissenschaft und Marktpropaganda in Friedmans populären Schriften hervorheben. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass die einzige daraus ableitbare *wissenschaftliche* Schlussfolgerung, die von Friedmans Untersuchungen innerhalb der reinen Theorie gestützt wird, die Verteidigung des redundant überlegenen Marktsystems ist. Alle anderen vorgebrachten Forderungen entspringen dem subjektiven Werturteil Friedmans, wenngleich er ihnen mittels gelegentlichem Bezug auf die Wissenschaft Autorität verleihen will. Die individuelle Freiheit erfährt bei Friedman eine Absolutsetzung, die sich insbesondere aus der „späten“ Freiheitskategorie Knights ableitet. Sie wird zum universalen Wert, denn

„als Liberale sehen wir in der Freiheit des Individuums und vielleicht noch in der Freiheit der Familie das höchste Ziel aller sozialen Einrichtungen.“ (Friedman, 1971, S. 32)

Dabei weist er das Marktsystem im Hinblick auf die Gewährleistung der individuellen Freiheit anderen Alternativen gegenüber als überlegen aus. Es wird sogar zur notwendigen Voraussetzung, um diese überhaupt erlangen zu können, denn

„zum zweiten ist die wirtschaftliche Freiheit ein unverzichtbarer Bestandteil bei der Erreichung politischer Freiheit“ (Friedman, 1971, S. 27)

und erstere kann nur durch das Organisationsprinzip der freien Marktwirtschaft gewährleistet werden.¹⁵¹ Diese Vorstellung, dass der Wettbewerbskapitalismus wirtschaftliche und politische Freiheit gewährleiste, leitet er wiederum von seiner unterstellten Prämisse der engen Freiheitskategorie ab,

„da sie die wirtschaftliche Macht von der politischen Macht trennt und es dabei beiden Mächten ermöglicht, sich gegenseitig zu neutralisieren.“ (Friedman, 1971, S. 29)

¹⁵¹ Für die entgegengesetzte These, dass Kapitalismus und Demokratie grundsätzlich unvereinbar sind, der Faschismus jene Antwort darauf darstellte, der die Demokratie abschaffte, um den Kapitalismus zu erhalten und der Sozialismus den Kapitalismus zugunsten einer funktionalen Demokratie aufgab, dazu siehe Polanyi, 1933/2005, 1934a/2005, 1934b/2005 als auch 1934c/2005.

Aufgrund seiner Prämisse, dass er den Markt als einen direkten Bestandteil der Freiheit betrachtet und daraus die indirekten Verbindungen zwischen marktwirtschaftlichen Strukturen und politischer Freiheit ableitet (vgl. Friedman, 1971, S. 32), kann Friedman als Schlussfolgerung für die ideale Wirtschaftsstruktur für eine freie Gesellschaft nur das Marktsystem ausweisen, was eine Tautologie darstellt.

Wollen wir allerdings zuerst die Kategorie der Freiheit bei Friedman näher betrachten und aufzuzeigen suchen, dass diese auf der späten Freiheitsvorstellung Knights fußt und bei ihm eine Absolutsetzung und eine weitere Eingrenzung erfahren soll. Dem Staat kommt in Friedmans System eine negative Funktion bei. Er wird stets als Gegensatz zum Markt gedacht und instrumentell für die Erreichung der individuellen Ziele begriffen. Der Staat ist für Friedman die Redundanz dessen, was das Marktsystem im Hinblick auf die individuellen Ziele nicht zu leisten vermöge ist.

„Der freie Bürger [...] wird vielmehr fragen: „Was kann ich mit meinen Landsleuten mit Hilfe der Regierung erreichen?“ - beim Erfüllen meiner *individuellen* Pflichten; bei der Erreichung unserer *individuellen* Ziele und Zwecke; und vor allem bei der Bewahrung unserer *individuellen Freiheit*.“ (Friedman, 1971, S. 19f, meine Hervorhebung, M.K.)

Das Problem der Freiheit ist für Friedman somit ein ausschließlich individualistisches, das sich in der Abwesenheit externer Beschränkungen durch andere manifestiert. Friedman meint damit die Freiheit des Einzelnen absolut zu setzen, und da er sich ausschließlich mit externen Beschränkungen der individuellen Freiheit beschäftigt, die dem Willen anderer entspringen, weist er als höchsten Wert die individuelle (Wahl)freiheit aus. Doch hat Friedman keine „romantische“ Vorstellung der Freiheit, deren Erreichen Walras noch in der freiwilligen Selbstbeschränkung der Individuen sah, sondern würde in einem solchen Zustand eher eine Tendenz zur Anarchie, in welcher ein Hobbesscher Krieg aller gegen alle herrsche, sehen. Deshalb bedarf er aufgrund des unterstellten Menschenbildes eines Staates, der die Entfaltung der individuellen Freiheit erst ermöglicht. Allerdings sieht er im Staat selbst, und an dieser Stelle übernimmt er die gegensätzliche Kategorie der Macht von Knight, ein Übel. Im Unterschied zu Knight ist es jedoch auch die einzige und bedeutendste Institution, die Zwang ausüben kann, da „bei der Konzentration von Macht in der Hand der Politiker die Gefahr für die Freiheit beginnt.“ (Friedman, 1971, S. 20) Dies veranlasst ihn zur normativen Forderung, dass die Macht der Regierung verteilt und die Staatsgewalt dezentralisiert werden müsse. In dieser Hinsicht geht er auch mit seinem Lehrer Frank H. Knight einher, dass eben „die fundamentale Bedrohung der Freiheit gerade durch die Macht, Zwang ausüben zu können, kommt“ (Friedman, 1971, S. 37) (bei Friedman jedoch stets ausschließlich vom Staat, der als ein

omnipotenter gedacht ist). Er vertritt als „Lösung“ für dieses Problem einen Standpunkt, der Knights frühe Phase in der Auseinandersetzung mit dieser Angelegenheit widerspiegelt.

„Die Bewahrung der Freiheit verlangt die Eliminierung solcher Machtzusammenballung soweit es nur geht.“ (Friedman, 1971, S. 37)

Andererseits nimmt er auch Knights Verhältnis zur Macht in seiner Spätphase auf, nachdem dieser erkannt hatte, dass Macht eine Tatsache jeglicher gesellschaftlicher Organisation und diese in keinem Sinne ethisch positiv begründbar ist.

„Die Macht, die dann noch übrigbleibt [muss] weitmöglichst verteilt und zerstreut sein. [Denn] indem er die Organisation der wirtschaftlichen Aktivitäten der Kontrolle der politischen Instanzen entzieht, eliminiert der Markt zugleich die Quelle der Macht, Zwänge auszuüben.“ (Friedman, 1971, S. 37)

Friedman ist somit der Überzeugung, dass wirtschaftliche Macht die politische Macht zügeln bzw. die beiden einander gar ausgleichen könnten, das Marktsystem somit die normative Forderung nach der gleichmäßigen Machtverteilung zu erfüllen vermag. Dies ist zweifelsohne eine besondere Sichtweise, denn Knight hatte in der Akkumulation ökonomischer Macht die große Gefahr gesehen, dass selbige instrumentell zur Erreichung anderer (z.B. politischer) Macht eingesetzt werden könne. Denn in einer Gesellschaft, in der Macht eine zentrale Kategorie darstellt, findet eine derartige Instrumentalisierung auch statt, wodurch die Vorstellung zweier autonomer Sphären, die einander ausgleichen, nicht aufrechterhaltbar ist. Vielmehr fordert er in diesen Punkten eine zentrale Rolle des Staates ein, um zu vermeiden, dass

„[...] economic power confers power in other forms, including the political.“ (Knight, 1939b, S. 22)

Friedman teilt diesen Standpunkt nicht, wollte er doch bereits als Student Knight in dessen Seminaren davon überzeugen, dass seine Sorge, mit dem Marktsystem würde die Ungleichheit ansteigen, vollkommen unbegründet sei.¹⁵² Dass Friedman zu einer solchen Vorstellung der Autonomie der Sphären gelangt, lässt sich einzig aus seiner Absolutsetzung der engen Freiheitskategorie ableiten und an folgendem, von ihm angeführten Beispiel (vgl. Friedman, 1971, S. 38f) veranschaulichen. Er kann eine solche Auffassung zweier sich gegenseitig ausgleichender Machtsphären nur anhand eines idealtypischen Referenzsystems ver-

¹⁵² „He [Knight, M.K.] was absolutely persuaded that inequality tended to increase. At least a half a dozen times we talked him out of it. And a half a dozen times he would come back. He'd be perfectly willing to be talked out of it, and he'd be persuaded that there was a logic both ways, and it didn't have to happen. Next time the subject came up he'd be right back.“ (Interview mit Hammond, 1988, S. 228)

deutlichen, indem er unterstellt, dass ausschließlich (absolute) politische Macht vorherrsche. Friedman versucht mittels eines hypothetischen Beispiels zu erläutern, dass in einer sozialistischen Gesellschaft der einzelne nicht für eine andere Gesellschaftsordnung eintreten könne, da er sich damit gegen die Linie der Partei stellen müsste und die notwendigen materiellen Mittel für die Verfolgung seiner Ziele nicht erlangen könne. Er wäre nicht in der Lage, materielle Unterstützung für seine Ideen zu generieren. Anders in einer Marktgesellschaft. Der einzelne könnte sich an andere Individuen wenden, die über eine entsprechende ökonomische Macht verfügen und diese von seinen Ideen überzeugen. Wenn es einen Markt für seine Idee gibt - um es im Friedmanschen Sinne auszudrücken - kann er selbige auch verwirklichen. Hier ergibt sich seine Vorstellung des gegenseitigen Ausgleichs der Machtverhältnisse der beiden *strikt getrennten* Sphären. Somit wird die Rolle der ungleichen Vermögensverteilung für Friedman letztendlich zur Tugend, wenn er beklagt, dass diese „bei der Bewahrung politischer Freiheiten nur selten gewürdigt wird.“ (Friedman, 1971, S. 39) Diese kurze Illustration lässt jedoch einen wichtigen Aspekt unberücksichtigt. Friedman argumentiert, dass sich in einer sozialistischen Gesellschaft wohl kaum ein Topfunktionär finden würde, der über die entsprechenden materiellen Ressourcen verfüge und solche „subversiven“ Aktivitäten unterstütze. Da Friedman wohl das gleiche Menschenbild bei der Betrachtungsweise des Topfunktionärs als auch des kapitalistischen Millionärs unterstellt, würden beide wohl ausschließlich aus Eigeninteresse das Vorhaben unterstützen. Im Rahmen eines absoluten Machtraums, in welchem der einzelne keinerlei Spielraum zur Ausdehnung seiner Macht hat, wäre dies kaum vorstellbar. Im Rahmen des Marktsystems würde es zwangsläufig zur Akkumulierung von Macht seitens des Millionärs führen, die, so zumindest vorstellbar, letztendlich auch in einem absoluten Machtraum münden könnte, der gegensätzliche Ausgleich zumindest nicht, wie Friedman uns zeigen will, als einziger Ausgang auf der Hand liegt. Würden wir darüber hinaus das selbe Argument von anderer Seite her aufrollen und einen absoluten Machtraum auf Seiten der wirtschaftlichen Sphäre unterstellen, wäre gemäß Friedmans Logik hier eine Durchbrechung der absoluten Macht ebenso wenig möglich. Somit fußt Friedmans Argument auf den zuvor getroffenen Annahmen, die den Markt als *atomistisch* und den Staat als *omnipotent* begreifen. Es ist klar erkennbar, dass Friedman denn Staat in einem noch stärkeren Gegensatz zum Markt als Knight denkt. Aufgrund der mechanischen und ethischen Schwächen des Marktsystems räumt Knight dem Staat eine wichtige Rolle ein, um jene Regeln festzulegen, die ein „Spiel“ auf hohem Niveau ermöglichen, und er setzt für „obeying the rules and improving the rules, in the interest of a better „game““ (Knight, 1946, S. 92) einzig auf die Sphäre der Ethik. Wie wir in Kapitel III § 1 (9) sehen werden, wird Friedman diese Schwächen des Marktsystems wiederum großteils auf die Rolle des Staates zurückzuführen suchen, um

das Marktsystem in Relation dazu als überlegen auszuweisen und den Staat tatsächlich als omnipotent aufzufassen, ihn normativ jedoch einzig „als Mittel, als ein Instrument [zur] Erreichung unserer individuellen Ziele und Zwecke“ (Friedman, 1971, S. 19f) zu sehen.

Es stellt sich nunmehr die Frage, ob entsprechend der unterstellten Werturteile Friedman damit eine Apologie des Marktsystems liefert. Zwar hält er fest, dass dem Marktsystem *per se* kein ethischer Wert zukomme, denn

„es macht mir Schwierigkeiten, sie [die kapitalistische Ethik, M.K.] mit Fug und Recht zu akzeptieren oder zurückzuweisen oder auch irgendein Alternativprinzip zu rechtfertigen. Ich neige mehr zu der Ansicht, dass sie nicht in sich als ethisches Prinzip angesehen werden kann, dass sie vielmehr als Mittel anzusehen ist oder als Folge eines anderen Prinzips, wie zum Beispiel der Freiheit.“ (Friedman, 1971, S. 212)

Sah Walras das optimale gesamtgesellschaftliche Ergebnis durch das Marktsystem gewährleistet, weshalb dieses gleichsam anzustreben sei, so wird es bei Friedman, bei dem die Gesellschaft keine Berücksichtigung mehr findet, es eine moralische Ebene autonomer Individuen, welche die gesellschaftliche Verfassung frei wählen, nicht mehr gibt, nunmehr instrumental zur Gewährleistung der engen individuellen Freiheitskategorie. Das ultimative Ziel, das es zu erreichen gilt, ist somit ausgetauscht, die gesamtgesellschaftliche Teleologie herausgenommen, doch die instrumentelle Rechtfertigung bleibt erhalten, nunmehr im Gegensatz zu Walras jedoch negativ begründet. Denn es findet sich in Friedmans Œuvre keineswegs eine positive Begründung (mit Ausnahme der engen Freiheitskategorie, die jedoch eine Verteidigung auf ethischer Ebene darstellt) des Marktsystems, wie Walras einst argumentiert hatte. Das Allgemeine Gleichgewicht erlangt keinerlei ethische Bedeutung mehr, es liefert keineswegs ein optimales Resultat, sondern dieses wird vielmehr relational zu den Alternativen als das „kleinste Übel“ angesehen. Waren bei Walras bei optimaler Allokation der Ressourcen alle Produktionsfaktoren entsprechend deren Grenzprodukte effizient eingesetzt, so fällt eine solche Rechtfertigung der Effizienz des Marktsystems bei Friedman weg. Er begründet das Marktsystem negativ innerhalb seiner beiden gegensätzlichen Kategorien zwischen Staat und Markt im Hinblick auf die Falsifikation der wissenschaftlichen Prognosen von Staatsinterventionen, indem er (negativ) aufzeigt, dass Staatseingriffe Resultate hervorbringen, die keineswegs erwünscht sind und jegliche Intervention in den Wirtschaftskreislauf die Situation bloß verschlechtern würde. Dieser wissenschaftliche Ausweis bestätigt somit seine normative Forderung nach Gewährleistung der individuellen Freiheit.

§ 1 (9) Die Überlegenheit der scheinbar objektiven Marktstrukturen

Anhand der wirtschaftspolitischen Ansichten Friedmans und dessen normativen Forderungen ist es uns möglich, eine Verbindung zu seiner methodologischen Position als auch der reinen Theorie der Ökonomie herzustellen. Wie wir in Kapitel III § 1 (8) gesehen haben, bilden Friedmans wirtschaftspolitische/ethische Schlussfolgerungen aufgrund des unterstellten Werturteils einer Gleichverteilung und Beschränkung staatlicher Macht, die im Gegensatz zur individuellen Freiheit gedacht ist, ein Argument gegen jegliche Staatsintervention und sind Grundlage seines Marktfundamentalismus. Diese normative Forderung innerhalb der Wirtschaftspolitik beruht jedoch auf einem subjektiven Werturteil, das eines von vielen möglichen darstellt und auf ethischer Ebene diskutiert werden müsste. Es ergibt sich jedoch an dieser Stelle eine wichtige und für Friedman notwendige Verknüpfung zur reinen Theorie, die dazu dient, diese Werthaltungen zu untermauern. Da Friedman die wissenschaftliche Weltsicht, den eingebundenen Skeptizismus, als grundlegend und universal für die gesellschaftliche Organisation denkt, wählt er von den beiden Möglichkeiten a.) das Marktsystem positiv (wie einst Walras) zu begründen oder b.) dieses negativ in Relation zum Staat auszuweisen, letztere Variante. Denn eine positive Begründung erscheint aufgrund der Methode der Falsifikation, die selbst eine negative Abgrenzung darstellt, ungleich schwieriger und ist notwendigerweise stets vorläufig, da es keine absolute Sicherheit geben kann, während hingegen die negative Abgrenzung als absolut angesehen werden kann. Eine Hypothese, die einmal falsifiziert worden ist, bleibt im Idealfall (wir verweisen an dieser Stelle nicht auf die ökonomische Praxis, die Friedman jedoch auch beklagt) für immer widerlegt. Daher zeichnen sich Friedmans wissenschaftliche Schriften dahingehend aus, dass sie als zentrales Thema die empirische Falsifikation jener Positionen ausweisen, die für eine Staatsintervention eintreten, *i.e.*, vorwiegend der (Post)Keynesianer, um dadurch seine auf der engen Freiheitsvorstellung fußenden Werthaltungen auf ethischer Ebene zu untermauern und das Marktsystem als redundant überlegen zurückzulassen. Es sei allerdings an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich zwischen Friedmans methodologischer Forderung und dessen Praxis eine Diskrepanz ergibt, wie Hirsch/deMarchi (1990, S. 291) darauf hinweisen, dass Friedman mit Ausnahme der monetären Sphäre keinen wissenschaftlichen Beleg für seine wirtschaftspolitischen Empfehlungen liefert. Dies verlangt unserer Meinung nach jedoch nicht nach einer grundsätzlichen Unvereinbarkeit bzw. Notwendigkeit zweier unterschiedlicher Methodologien (*methodology of positive economics vs. methodology of political economy*). Unsere Interpretation legt nahe, dass 1.) Friedman für seine wirtschaftspolitischen Empfehlungen ein explizites Werturteil unterstellt, 2.) er die monetäre

Sphäre von Seiten der reinen Theorie nicht inhaltlich auffüllt, er folglich in dieser Sphäre keine Ziele formuliert, die der Falsifikation unterworfen werden könnten (wo unserer Meinung nach in Friedmans Œuvre die eigentliche Diskrepanz zwischen normativer methodologischer Forderung und tatsächlicher Praxis begründet liegt), sondern 3.) die Ziele seiner „Gegner“ falsifiziert, um die (redundante) Überlegenheit *seines* Ansatzes auszuweisen.

Wir wollen nunmehr anhand Friedmans wirtschaftspolitischer Standpunkte diese einseitige Verknüpfung zwischen reiner Theorie der Ökonomie und einer normativen Forderung nach Marktlösungen am Beispiel einiger von Friedman vertretenen Forderungen aufzeigen. Anhand der Wohlfahrtsökonomie und des Problems des interpersonalen Nutzenvergleichs manifestiert sich die Absolutsetzung der individuellen Freiheit mit ihren Schlussfolgerungen für die Wirtschaftspolitik. Friedman führt die von Knight und Robbins vorgebrachte Kritik an der Wohlfahrtsökonomie weiter und verwendet sie dazu, um am Beispiel der Einkommenssteuer aufzuzeigen, dass die Feststellung, dass eine solche Form der Steuererhebung anderen Alternativen „überlegen“ wäre, (vgl. beispielsweise Hicks (1939). „Value and Capital“, S. 41) eine interpersonale Aggregierung individueller Nutzen voraussetzt. Gemeinhin wird ausgewiesen, dass eine Einkommenssteuer es dem Konsumenten erlaube, eine höhere Indifferenzkurve zu erlangen, als dies bei einem „excise tax“, der die gleichen Steuereinnahmen erbringt, der Fall wäre. Bis zu diesem Punkt ist Friedman einverstanden, jedoch erfolgt nunmehr der für ihn unzulässige Schritt, dass die Schlussfolgerungen der Analyse eines einzelnen Individuums auf die gesamte Gesellschaft übertragen werden.¹⁵³ Dieser Schritt innerhalb der ökonomischen Analyse, die ein isoliertes Individuum unterstellt, hin zur Gesellschaft, ist für Friedman wissenschaftlich nicht zulässig. Er kommt zu dem Schluss,

„that no general statement can be made about the relative effects on „welfare“ of what we have been calling „income taxes“ and „excise taxes“. Everything depends on the initial conditions under which the taxes are imposed. But even this statement does not sufficiently indicate the limitations on the direct applicability of the results.“ (Friedman, 1952, S. 112)

¹⁵³ Ein methodisches Problem, mit dem sich auch Chicagoer Ökonomen, die methodologisch in der Friedmanschen Tradition stehen (z.B. Becker (1962, S. 291), der schreibt: „I am also indebted to M. Friedman for insightful oral and written statements [...]“) konfrontiert sehen, wenn sie Makrophänomene auf der individuellen Mikroebene der Wahlhandlung erklären wollen. So legt Becker (1993a, S. 402) in seiner Nobel Lecture dar: „While the economic approach to behaviour builds on a theory of individual choice, it is not mainly concerned with individuals. It uses theory at the micro level as a powerful tool to derive implications at the group or macro level.“ Becker problematisiert diesen Übergang nicht weiter, denkt jedoch das positivistische Fundament in dem Sinne konsequent zu Ende, als dass er mittels des Konzepts der Schattenpreise auch in jenen Bereichen menschlichen Verhaltens die Existenz von Preisen unterstellt, in denen wir keine Marktlösungen vorfinden (z.B. Suchtverhalten, Kriminalität, Heiratsverhalten, usw. Siehe Becker, 1993a, 1993b sowie 1982).

Somit ist einer Wohlfahrtsökonomie, die auf der reinen Theorie gründet und auf deren Ergebnissen sich die Wirtschaftspolitik stützt, widersprochen. Ungleich Robbins schwächt Friedman diese Kritik in der Vorstellung eines konsistenten Zielbündels oder anderwärtiger Relevanz nicht weiter ab, sondern zeigt, dass eine wissenschaftliche Untersuchung einzig und allein auf der Ebene des Individuums stattfinden könne,¹⁵⁴ weist somit die anderen Untersuchungen als nicht zielführend aus. Denn die Frage ob die Gesellschaft als solche Ziele haben könne,¹⁵⁵ beantwortet Friedman folgendermaßen:

„Now surely it is no principle of organization that society do what is best for society. At most, it is an objective of society, though even as an objective it is obviously question-begging.“ (Friedman, 1947, S. 302)

Es scheint, als lehne er die Robbinssche Konzeption eines kohärenten Zielbündels von seinem ethischen Standpunkt her ab, da er diese mit einer (kurzfristigen) Wirtschaftspolitik und Staatseingriffen in das Marktsystem gleichsetzt, wodurch die Freiheit des Individuums beschränkt wird. Denn auf der Ebene der subjektiven Werthaltungen ist für Friedman die individuelle Freiheit das höchste Ziel, wenn er unterstellt,

„[...] dass die Bewahrung der individuellen Freiheit das Hauptziel aller sozialen Einrichtungen ist; dass staatliche Eingriffe in die private Sphäre die größte Bedrohung für diese Freiheit sind; dass freie Märkte für Güter und Ideen die entscheidende Vorbedingung für die individuelle Freiheit bleiben.“ (Friedman, 1971, S. 13)

Der freie Bürger könne kein nationales Ziel anerkennen, „es sei denn, es handelt sich um einen gemeinsamen, von allen einzeln gebildeten [sic, M.K.] Konsensus.“ (Friedman, 1971, S. 19) Daher lehnt er ein diskretionäres Eingreifen in den Wirtschaftskreislauf ab, denn er beklagt, dass sich seit der Großen Depression die Ökonomen zu sehr auf zyklische Schwankungen der Wirtschaftsentwicklung konzentriert hätten und der Ansicht seien, dass eine kurzfristige Verbesserung des Konjunkturzyklus auf Kosten der langfristigen Effizienz gerechtfertigt wäre. Aber da Effizienz in Friedmans Denken nicht die oberste Priorität einnimmt, führt er die Ablehnung von Staatsinterventionen auf die enge Freiheitskategorie zurück, da er den Staat als omnipotent denkt und dieser somit auf normativer Ebene aufgrund der Tatsache, dass „jeder Akt des Eingriffes eine *Machtposition* errichtet“ (Friedman/Friedman, 1980, S. 210), abzulehnen ist, da dies dem

¹⁵⁴ Im Einklang mit der sich aus seiner Methodologie ergebenden Forderung nach Falsifikation der Voraussagen der Hypothesen lehnt Friedman den interpersonalen Nutzenvergleich aufgrund dessen Nicht-Falsifizierbarkeit als metaphysische Aussage ab.

¹⁵⁵ Eine Notwendigkeit bei der Geburt der modernen Politischen Ökonomie, die das „telos“ des griechischen „oikos“ auf den Nationalstaat überträgt, der sich fortan als „ein Familienkollektiv, das sich ökonomisch als eine gigantische Über-Familie versteht“ (Arendt, 1981, S. 32) begriff. Siehe auch Myrdal, 1953.

Höchstmaß an individueller Freiheit widerstrebt. Somit legt Friedman das Hauptaugenmerk auf die langfristigen Ziele, von denen er meint, dass jene

„shared, I am sure, by most economists, are political freedom, economic efficiency, and substantial equality of economic power“ (Friedman, 1948, S. 134)

wenngleich er einräumt, dass diese Ziele nicht vollkommen vereinbar sind und eine Form des Kompromisses notwendig sei. Zwischen den ersten beiden Zielen dürfte sich gemäß Friedmans Standpunkt kein Zielkonflikt ergeben, da diese einander vielmehr bedingen und er darauf hinweist, dass

„die Rolle des wettbewerblich organisierten Kapitalismus - also die Organisation der ganzen Masse der wirtschaftlichen Aktivität durch private Unternehmen, die auf freien Märkten operieren - als eines Systems von wirtschaftlicher Freiheit und einer notwendigen Bedingung für politische Freiheit“ (Friedman, 1971, S. 22)

darstellt. Wirtschaftliche Freiheit in der Form der freien Marktwirtschaft wird für Friedman somit zur unabkÖmmlichen Voraussetzung für jegliche Form politischer Freiheit, wenngleich auch keine hinreichende Bedingung (vgl. Friedman, 1971, S. 30 aber auch Knight, 1939b, S. 8). Nun sind diese drei Ziele in der Tat sehr allgemein formuliert, wobei sich letzteres an die enge Freiheitskategorie Frank Knights, *i.e.*, einer Gleichverteilung der Machtverhältnisse, anlehnt. Aus diesen Zielvorstellungen leitet Friedman eine Legitimation für das Marktsystem ab, von dem er meint, dass

„all three objectives can best be realized by relying, as far as possible, on a market mechanism within a „competitive order“ to organize the utilization of economic resources.“ (Friedman, 1948, S. 134)

In dieser Hinsicht geht er weiter als Knight, der das Marktsystem aufgrund der gleichmäßigeren Verteilung der Macht als grundsätzlich vorteilhaft gegenüber jeglicher Form zentraler Planung ausgewiesen hatte, davon allerdings keine Apologie des Marktsystems ableitete, da es aufgrund der mechanischen Schwächen und als reiner Mechanismus, der keinerlei ethische Bewertung erfährt, dazu tendiert, die bestehenden Ungleichheiten zu vergrößern. Er leitet daraus vielmehr die Rolle des Staates ab. Man kann Friedman zwar auch keine *laissez-faire*-Haltung¹⁵⁶ unterstellen, da auch er die Notwendigkeit des Staates, vor allem in der Bewahrung der individuellen Freiheit als auch der Bereitstellung eines

¹⁵⁶ Wenngleich er sich selbst als Liberaler im Sinne des 19. Jahrhunderts begreift, indem er die Vereinnahmung des Begriffs „liberal“ beklagt und den Unterschied darin sieht, dass „der Liberale des 19. Jahrhunderts die Ausdehnung der Freiheit als den effektivsten Weg, um den sozialen Staat und die Gleichheit zu erreichen betrachtete [während im Gegensatz dazu] der Liberale des 20. Jahrhunderts die allgemeine Wohlfahrt und die Gleichheit als Voraussetzung oder als Alternativen zur Freiheit betrachtete“ (Friedman, 1971, S. 24), der Liberalismus des 19. Jahrhunderts jedoch weitgehend mit dem *laissez-faire* gleichgesetzt werden kann, was er an dieser Stelle übergeht, und eine solche Charakterisierung seiner Position folglich nicht zutreffend erscheint.

monetären Rahmens, sieht, doch kommt er im Gegensatz zu Knight auf die mechanischen Schwächen des Marktsystems nicht weiter zu sprechen. Er schätzt sie in ihren Auswirkungen als unbedeutend ein oder führt sie auf Staatsinterventionen zurück, schließt das ethische Problem gänzlich aus und hält folglich als Rechtfertigung für das Marktsystem fest, dass

„a truly free market in a „competitive order“ would yield far less inequality than currently exists.“ (Friedman, 1948, S. 134)

Seine These versucht Friedman anhand der geschichtlichen Entwicklung zu untermauern, um zur Feststellung zu gelangen, dass es „desto weniger Ungleichheit gäbe, je kapitalistischer das Land ist.“ (Friedman, 1971, S. 218) Da er dies jedoch nicht näher erläutert, bleiben jedenfalls zwei Punkte offen, sodass einerseits fraglich ist, ob ein geringeres Maß an Ungleichheit dem Marktsystem *per se* zuzuschreiben ist oder dies vielmehr Resultat der politisch-demokratischen Beschränkung des selbigen ist (vgl. Polanyis (1944/95) These der Gegenbewegung). Oder verkehrt Friedman dieses geringere Maß an Ungleichheit mit einem höheren Lebensstandard, der es auch den unteren Schichten erlaubt, ein einigermaßen erträgliches Leben zu führen, allerdings bei gleichzeitig anwachsender relationaler Differenzen in der Einkommensverteilung? Auf den ersten Blick scheint es, als habe Friedman den bei Knight noch diskutierten Widerspruch zwischen Freiheit und Gleichheit gelöst, so er aufzeigt, dass das Marktsystem einerseits vermöge sei, die individuelle Freiheit bestmöglich zu gewährleisten und andererseits in seiner historischen Entwicklung die Ungleichheiten der Einkommensverteilung reduziert habe. Doch sind dies Feststellungen, die er nicht mit ausreichendem empirischen Material belegt bzw. an der Empirie falsifiziert. Sie erscheinen gerade im Hinblick auf Knights Einwände widersprüchlich, denn betrachten wir das Marktsystem als bloßen Mechanismus, der die Individuen als gegeben hinnimmt - und dies war die zentrale Kritik Knights - so kann das mechanische System *per se* die gegebenen Ungleichheiten keineswegs angleichen, würde bei gegebener Ungleichverteilung¹⁵⁷ diese vergrößern und der Verdienst einer „gleicheren“ Verteilung müsste einer politischen Beschränkung des Marktsystems zugerechnet werden. Mit seiner Vorstellung von Freiheit und Gleichheit,¹⁵⁸ die wiederum „ein Nebenprodukt von Freiheit dar-

¹⁵⁷ Ein Standpunkt, den auch Walras teilte, da für ihn die Frage der Verteilung der Ressourcen eine ethische ist, das Marktsystem nur dann ein „gerechtes“ Resultat liefert, wenn die ursprüngliche Verteilung gerecht ist (siehe Kapitel I § 1 (8)).

¹⁵⁸ Friedmans Konzeption der Gleichheit ist eine überaus grundlegende und irreführende, da sie mit der Kategorie der Freiheit austauschbar und gleichsam mit ihr vereinbar ist. Denn Gleichheit steht für Friedman stellvertretend dafür, dass die Menschen mit gleichen Rechten ausgestattet sind, was dem Konzept der Menschenrechte entspricht und nicht impliziert, dass sie an sich gleich sind. Deshalb sind in seiner Konzeption Gleichheit und Freiheit „zwei Seiten derselben Medaille.“ (Friedman/Friedman, 1980, S. 145) Eine solche Gleichheitsvorstellung kann *per definitionem* nicht vom

stellt“ (Friedman/Friedman, 1980, S. 166), hätte Friedman den Einwänden Knights (vgl. Knight, 1946, S. 85f) eindeutig widersprochen. Doch darauf nimmt Friedman keinen Bezug. Es scheint vielmehr als beschreibe er einen theoretischen *Idealtyp* (der auch bei Knight „the embodiment of complete freedom“ darstellte), der für ihn jedoch ohne weitere Problematisierung in Relation zu alternativen Arrangements auf die Realität übertragbar ist. Wenn Friedman zwar anerkennt,

„[...] dass der Unterschied zwischen der tatsächlichen Funktion und der idealen Funktion des Marktes - obgleich zweifelsohne recht beträchtlich - im Vergleich zu den tatsächlichen Auswirkungen der Staatsintervention und ihren erwünschten Auswirkungen verschwindend gering ist“ (Friedman, 1971, S. 252)

so kontrastiert er den Marktmechanismus mit Staatsinterventionen und leitet in diesem Gegensatz eine negative Rechtfertigung für das Marktsystem ab. Er liefert keine positive Definition dafür, warum das Marktsystem die überlegene gesellschaftliche Organisationsform sei, denn der Unterschied zwischen Ideal und Realität scheine ja beträchtlich zu sein. Trotz dieser Differenz ist die Alternative dazu für Friedman noch weniger wünschenswert, denn es ist

„die Tendenz der staatlichen Maßnahmen, stets die entgegengesetzte Wirkung zu zeitigen zu der, die ihre zwar wohlmeinenden, doch irgeleiteteten Befürworter beabsichtigt hatten.“ (Friedman, 1971, S. 14)

Somit hat in Friedmans Programm der Staat keinen Spielraum. Er wird auf eine Minimalfunktion reduziert, denn direkte staatliche Eingriffe würden verspätet wirken und den „natürlichen“ Lauf des Marktmechanismus stören, wobei er dessen zyklische Schwankungen ebenso primär auf staatliche Eingriffe zurückführt.

§ 1 (10) Makroökonomische Ziele als Machtpositionen

Welche Bedeutung hat die Ablehnung des Konzepts der kurzfristigen Phillipskurve, die, wie wir beispielhaft zeigten, ebenso eine Ablehnung der Makroökonomie impliziert, für Friedmans ethische Werthaltungen? Es scheint, als wären wir in der Lage, mittels der engen Freiheitskonzeption Friedmans nunmehr auch auf ethischer Ebene Antwort darauf zu geben, weshalb Friedman, abgesehen davon, dass er sich in den empirischen Belegen bestätigt sah, derart heftig dagegen argumentiert. Es ist unserer Meinung nach seine enge Freiheitskategorie, welche durch die Ablehnung der Makroökonomie gestützt wird. Die Vorstellung makroökonomischer Zusammenhänge bedeutet, dass diese grundsätzlich beeinflussbar seien und mit John Maynard Keynes der Staat zu jenem

Marktsystem untergraben werden, da sich diese auf politische Rechte bezieht und im Verhältnis der Bürger zum Staat wirkt.

gewichtigen Akteur wurde, der in diese gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge mittels Geld- oder Fiskalpolitik Eingriff nehmen kann. Diese Autonomie des Staates, in den Wirtschaftskreislauf einzugreifen, nimmt Friedman in seiner Kritik auf und meint, dass

„die Begriffe „Vollbeschäftigung“ und „Wirtschaftswachstum“ für die Regierung zu erstklassigen Entschuldigungen geworden sind, sich immer mehr in wirtschaftliche Angelegenheiten einzumischen“ (Friedman, 1971, S. 62)

was wiederum impliziert, dass Machtpositionen geschaffen werden. Die Robbinssche Formulierung eines kohärenten Zielbündels bedeutet, dass die Gesellschaft die Ziele auswählen muss, die letztlich von der ökonomischen Analyse aufgenommen werden, um im Hinblick auf die Kohärenz zwischen Zielen und Mitteln das optimale Ergebnis darzulegen. Aus einer solchen Formulierung ergeben sich in Bezug zu Friedmans unterstellter Norm der individuellen Freiheit zweierlei Unvereinbarkeiten. Zunächst stellt sich bei Friedman die Frage nach der „Gesellschaft“ welche die Ziele auswählt. Diese Wahl muss innerhalb der moralischen Sphäre stattfinden und impliziert, dass sie, so sie nicht auf einem einstimmigen Konsens beruht, aufgrund des Primats der individuellen Freiheit abzulehnen ist, da selbst eine Mehrheitsentscheidung einen Zwang gegenüber der Minderheit darstellt (letztere Überlegung findet sich bereits bei Knight). Das Konzept der Wahl bei der Gesellschaft anzusiedeln, erscheint für Friedmans Standpunkt durchaus problematisch, da seine unterstellte Werthaltung dem entgegenläuft. Die Fragwürdigkeit sozialer Interessen und die Vorstellung gesellschaftlicher Ziele erfahren bei Friedman eine Zuspitzung, denn es stellt sich für ihn die Frage:

„How can the individual judge what is socially desirable or what actions he can take that will benefit the community? His vision is necessarily limited; he cannot envisage the more distant effects of his action. He is as likely to do harm as good when he acts in ignorance under the incentive to aid the „national interest“ or to perform „social service.“ (Friedman, 1981, S. 10)

Wenn es zunächst schon einmal zweifelhaft ist, ob ein „gemeinsames Interesse“ überhaupt existiert, dann schließt daran die Frage an, wer folglich die Mittel einsetzt, um die „erwünschten“ Ziele zu erreichen. Darauf kann es nur eine Antwort geben, denn der einzige Akteur, der in den Wirtschaftsablauf eingreifen kann, ist der Staat, da die einzelnen Wirtschaftssubjekte *per definitionem* (der traditionellen Neoklassik) gerade keinen Einfluss auf den Markt- und Preismechanismus nehmen können. In Abgrenzung zur Robbinsschen Konzeption ist somit einsichtig, weshalb Friedman aufgrund seines unterstellten Werturteils der individuellen Freiheit zu einer Ablehnung der Makroökonomie gelangt, was er zudem mittels Untersuchungen innerhalb der reinen Theorie aufgrund mangelnder Übereinstimmung mit der Empirie zu untermauern sucht. Hier ergibt sich die

zuvor angesprochene Verbindung zwischen der Sphäre der Wissenschaft und der Sphäre der Wirtschaftspolitik (political economy), deren Schlussfolgerungen innerhalb Friedmans System durchaus konsistent sind. Denn die normative Forderung, dass der Staat in den Wirtschaftskreislauf nicht eingreifen solle, ergibt sich bei Friedman aus der engen Freiheitskategorie. Eine Forderung die ihrerseits wiederum in Verbindung mit der Falsifikation der anderen Positionen untermauert wird, denn die staatlichen Maßnahmen haben sowohl „die Freiheit des einzelnen beeinträchtigt“ zudem „auch *ihr Ziel nicht erreicht*.“ (Friedman/Friedman, 1980, S. 153, meine Hervorhebung, M.K.) Damit ist die Unwirksamkeit staatlicher Interventionen in der realwirtschaftlichen Sphäre bescheinigt, da sie nicht vermöge sind, die erwünschten Resultate herbeizuführen, aber dennoch Machtpositionen begründen die auf Kosten der individuellen Freiheit gemäß Friedman immer weiter ausgedehnt werden. Die skeptische Wissenschaftsauffassung, die Friedman in seiner reinen Theorie unterstellt, findet nunmehr in Bezug zur Wirtschaftspolitik ihre Relevanz für die von Friedman auf dieser Ebene gezogenen Schlussfolgerungen. Sie erlaubt es ihm mittels der Überprüfung der Prognosen seiner „Gegner“ an der Empirie aufzuzeigen, dass jegliche Form staatlichen Eingriffs keineswegs die erwünschten Ergebnisse mit sich bringt und daher abzulehnen ist, was seine subjektive Werthaltung unterstreicht. Dadurch ergibt sich ein zusammenhängendes Bild zwischen Friedmans wissenschaftlichen und populären Schriften, die in dieser einseitigen Bedingung durchaus konsistent erscheinen.

§ 1 (11) Die Lücke, die die Methode ließ

Friedmans Position erscheint auf den ersten Blick in sich geschlossen, gibt vor, uns eine klare Trennlinie zwischen Wissenschaft und Ethik vor Augen zu führen. Denn einerseits scheint es, als habe es ihm seine Neuformulierung der Methodologie der Ökonomie ermöglicht, eine objektive, wertfreie Wissenschaft auszuweisen, indem er die Methode als Trennwand zwischen vorwissenschaftlichen und wissenschaftlichen Standpunkten einführt. Mithilfe dieser Methodologie konnte er folglich ausweisen, dass das keynesianische Wirtschaftsprogramm seine Zielvorstellungen nicht erreicht hatte, da diese an der Empirie¹⁵⁹ falsifiziert wurden und der Wissenschaft nicht genüge taten. Strikt abgegrenzt von seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmet sich Friedman als Liberaler der Propaganda des Marktsystems und prangert auf ethischer Ebene Staatseingriffe in den Wirtschaftskreislauf auf das heftigste an, da diese seinem absolutge-

¹⁵⁹ Tatsächlich werden sie an sozialwissenschaftlichen Statistiken falsifiziert, die Friedman jedoch unzulässigerweise als naturwissenschaftliche Fakten interpretiert, was die Methodologie jedenfalls auf dieser Ebene fragwürdig erscheinen lässt, da wir in den Sozialwissenschaften über keine stabilen Daten verfügen.

setzten Werturteil der individuellen Freiheit entgegenlaufen. Diese ethische Haltung kann er darüber hinaus mit der Falsifikation der (post)keynesianischen Zielvorstellungen untermauern und belässt die monetäre Sphäre als jenen eng abgegrenzten Bereich, innerhalb dessen die Gesellschaft in freier Wahl eine *fixe* Geldmengenregel festlegen könne. Auch hier überträgt er nach einmaliger Festlegung der Regel den Automatismus und die Funktionslogik des Marktes - „den harten Kern der liberalen Utopie, die Selbstregulierung der ökonomischen Sphäre insgesamt.“ (Thomasberger, 1990, S. 98) Denn so Staatsinterventionen in den Wirtschaftskreislauf noch notwendig erscheinen, „zielt der ökonomische Liberalismus in Richtung einer Unterwerfung der Interventionen unter die Logik des Wirtschaftssystems.“ (Thomasberger, 1990, S. 99)

Dass man geschlossenen, selbstgenügsamen Systemen gegenüber eine skeptische Haltung bewahren sollte, hat uns in dieser Arbeit das Scheitern des walrasianischen Systems gelehrt. So bleibt die Frage offen, ob Friedman mit seinem Vorgehen das mit Walras angesprochene Problem sozialwissenschaftlicher Theoriebildung gelöst hat, zwischen freiem menschlichen Willen und Determinismus, Wissenschaft und Ethik, vermitteln kann. Diese Frage ist zu verneinen. Man kann Friedman als die „passiv-resignative“ Variante der Theoriebildung nach dem 2. Weltkrieg bezeichnen, die uns keine Antwort auf das zu Beginn unserer Arbeit in das Zentrum gerückte Problem liefert, da es die „verdinglichten, objektiven Formen der Gesellschaft *unreflektiert* anerkennt.“ (Thomasberger, 2003b, S. 12) Die positivistische Wissenschaftsauffassung setzt voraus, dass alle fundamentalen Fragen der Ökonomie gelöst seien. In ihrer Orientierung am Vorbild des „Empirismus“ der Naturwissenschaften bedarf es der Einschränkung jener empirischen „Fakten“,¹⁶⁰ die zur Überprüfung zugelassen werden. Dadurch schließt das positivistische Forschungsprogramm „concepts which are intellectually indispensable or processes which are either sanctioned by wide usage or which are obviously empirically respectable“ (Coddington, 1972, S. 69) als illegitime Fragestellungen aus. Es nimmt das, was es vorfindet, als gegeben hin, spricht von der „Tyrannei des Status quo“, um im gleichen Atemzug die quasi-objektiven Strukturen des Marktsystems zu legitimieren. In der Absolutsetzung der individuellen Ebene wird der ökonomischen Theorie nicht nur ihre gesellschaftstheoretische Komponente entzogen, wie wir sie bei Walras noch vorgefunden hatten, sondern Fragen wie nach dem Ursprung von Preisen bzw. des Marktsystems werden nicht mehr reflektiert und als unwissenschaftlich abgetan.¹⁶¹ Was bleibt dann allerdings noch übrig? In der Fried-

¹⁶⁰ In der ökonomischen Praxis der empirischen Überprüfung abstrakter Modelle, so eine solche durchgeführt wird, ist diese meist auf statistische Daten reduziert (siehe dazu Coddington, 1972).

¹⁶¹ Spengler (1974, S. 537) spricht in seiner Untersuchung „Was 1922-1972 a Golden Age in Economics“ von einem „uncritical emphasis upon the price system and market mechanisms [...]“.

manschen Vorstellung der ökonomischen Wissenschaft konsequenterweise inhaltlich nicht viel. Denn jede staatliche Zielvorstellung wurde falsifiziert, was eine Absage an jeden bewussten Eingriff in das Wirtschaftssystem bedeutet. Auch das Marktsystem wird keineswegs positiv begründet, sondern es bleibt im Gegensatz zu den Alternativen als redundant überlegen zurück. Es muss auch nicht legitimiert werden, da es ohnedies als gegeben vorausgesetzt wird.

Auch bleibt die Frage offen, ob wir mit Friedmans methodischer Vorgehensweise tatsächlich eine wertfreie ökonomische Wissenschaft begründet haben, die metaphysische von wissenschaftlichen Aussagen trennt. Auch in dieser Hinsicht kann Friedman wenig Erfolg beschieden werden, denn wenden wir seine Logik der Begründung der Wissenschaft auf methodologischer Ebene an, so sehen wir uns gerade hier mit dem Problem konfrontiert, dass Werturteile, sei es die Methode der Falsifikation oder der unterstellte methodologische Individualismus, auf einer Metaebene in die wissenschaftliche Analyse einfließen. Klant ist der Auffassung „Friedman's methodology is an attempt to describe what modern economists do“ (Klant, 1994, S. 25), doch wenn dem tatsächlich so wäre, müsste er zu gänzlich unterschiedlichen Schlussfolgerungen gelangen (siehe Kapitel V). Somit muss Friedmans Methodologie als ein normatives Unterfangen aufgefasst werden, das, wenngleich Friedman selbst Arbeiten innerhalb der reinen Theorie vorlegt, einen Standpunkt „from a privileged position outside practice“ (Weintraub, 1990, S. 267) einnimmt.¹⁶² Dadurch fußt Friedmans Aufteilung zwischen vorwissenschaftlichen und wissenschaftlichen Urteilen selbst auf vorwissenschaftlichen Normen auf der Ebene der Methodologie, da es eine

„single methodological position [...] superior to all others, because it alone embodies *the scientific method*“ (Finn, 1979, S. 36)

nicht gibt. Dies impliziert jedoch, dass die Welt unter Zugrundelegung eines Werturteils *wissenschaftlich* untersucht wird, was jeder Forderung nach Wissenschaftlichkeit diametral entgegensteht. Konnten wir bei Walras noch eine Wechselwirkung zwischen Ethik und reiner Theorie in deren gegenseitiger Bedingung verorten, um zumindest konzeptionell eine getrennte Moralsphäre autonomer, selbstsetzender Individuen auszuweisen, so täuscht Friedman vor, diese aufheben und auf ausschließlich individualistischer Ebene ansiedeln zu können. Doch schließt er gleichsam auf der Ebene der Methodenwahl ethische Haltungen mit ein. Dass eine solche Vorgangsweise weder eine Antwort auf das Wertfreiheitsproblem darstellen kann und auch keine klare Trennlinie zwischen Wissenschaft und Ethik zu ziehen vermöge ist, noch Auswirkungen auf die tatsächliche öko-

¹⁶² Zur Dichotomie deskriptiver Geschichtsschreibung und normativer Methodologie siehe Kapitel V.

nomische *Praxis* (nicht dem Bekenntnis der Forschergemeinschaft zu einer solchen Methodologie) haben dürfte, könnten uns weitere Untersuchungen der jüngsten Theoriegeschichte aufzeigen.¹⁶³ Den Einfluss der Weltanschauung des Ökonomen auf dessen Methodenwahl hat Finn (1979) hervorgehoben. In seiner Gegenüberstellung von Milton Friedman und Oskar Lange kam er zu dem Ergebnis, dass

„the „true“ and unbiased form of science is intimately related to the political philosophy and the view of human life each finds most acceptable. Each man interprets the world around him in a manner that seems most adequate to his experience.“ (Finn, 1979, S. 53)

Angesichts dieser Tatsache wären eine Reihe weiterer Untersuchungen wünschenswert, die sich an Myrdals Erkenntnis orientieren, dass „öfters jedoch die Normen verdeckt sind und nur implizit in den politischen Empfehlungen zum Ausdruck kommen, die als Ergebnis der ökonomischen Analyse präsentiert werden.“ (Myrdal, 1976, S. 11) Nur derart könnte man „tiefer ansetzen und die normativen und teleologischen Systeme des ökonomischen Denkens von ihrer eigenen Grundlage her angreifen.“ (Myrdal, 1976, S. 11) Denn die ökonomische Wissenschaft hatte sich nach dem 2. Weltkrieg gerade nicht auf den von Gunnar Myrdal vorgeschlagenen Weg der Offenlegung der Werturteile, auch auf methodologischer Ebene, begeben.

¹⁶³ Bezüglich der Diskrepanz zwischen normativer methodologischer Forderung nach Falsifikation der Hypothesen und tatsächlicher Wissenschaftspraxis in der ökonomischen Wissenschaft siehe: Backhouse, 1997, insbesondere Kapitel 9, 11 und 12, Mayer 1993, Hands, 1993b, Keen, 2001, Kap. 7 sowie Coddington 1972.

IV ZUSAMMENFASSUNG, EINSCHÄTZUNG UND AUSBLICK

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass diese Arbeit einerseits aufzeigt, dass die ökonomische Theoriebildung mit der zentralen Herausforderung des freien menschlichen Willens konfrontiert ist, so sie den Menschen nicht als Naturgesetzen ohnmächtig gegenüberstehend ausweisen will und dadurch ihr Verhältnis zur Moralsphäre implizit stets mitthematisiert. Andererseits beleuchtet sie die Anwendung naturwissenschaftlicher Analogien und Methoden in den Wirtschaftswissenschaften. Ersteres Problem würdigt Walras nach der naturalistischen Epoche der Nationalökonomie und stellt der Ebene der Wissenschaft die Moralsphäre gegenüber, auf welcher er den Menschen als frei und selbstsetzend betrachtet. Gleichsam orientiert er sich an der Idee, die ökonomische Wissenschaft als eine den Naturwissenschaften und ihren Methoden analoge Wissenschaft zu begreifen, um unter anderem die Grenzen zwischen Ethik und Wissenschaft deutlich ziehen zu können. Die hier vorliegende Arbeit hat klar und deutlich gezeigt, dass dies jene beiden Vorstellungen Walras' sind, die bis zu den neueren Ansätzen nachwirken sollten und weitreichende Auswirkungen auf die Theorieentwicklung des 20. Jahrhunderts hatten. Doch letztendlich nimmt auch Walras die Eigenständigkeit der Moralsphäre zurück, indem er den Anspruch erhebt, sie mit der Wissenschaft inhaltlich aufzufüllen, um eine wissenschaftliche Begründung für die „optimale“ Entscheidung auf ethischer Ebene zu liefern. Dadurch kann von einer freien Wahl allerdings nicht mehr gesprochen werden. Dies veranlasste Knight zu einer Neuformulierung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Ethik, indem er die Moralsphäre entschieden über die Ebene der Wissenschaft hebt und an deren Autonomie festhält, was notwendigerweise eine gesellschaftlich irrelevante Wissenschaft implizierte, da er keine Vermittlung zwischen beiden Sphären vorsah. Nahezu zeitgleich ist mit Robbins der Rückbau in Richtung einer gesellschaftlich bedeutsamen Wissenschaft zu beobachten, indem er zwar die Eigenständigkeit der Moralsphäre würdigt, da die ökonomische Wissenschaft über die Ziele *per se* keine Aussagen treffen kann, diese Ziel-Mittel-Dichotomie jedoch auch zusammenbrechen muss, wenn er der Wissenschaft den Stellenwert der Formulierung eines konsistenten gesamtwirtschaftlichen Zielbündels einräumt und dadurch die Wahlfreiheit auf ethischer Ebene beschneidet. Dass Friedman das von Knight zugespitzte Problem anerkennt, die Dimension ethischer Werthaltungen jedoch auf der Metaebene der Methodologie zu verdecken sucht, um letztlich eine „passiv-resignative“ Antwort¹⁶⁴ vorzubringen, indem er eine selbstständige Moralsphäre,

¹⁶⁴ Vgl. Thomasberger, 2003

in der Werte begründet werden, nicht mehr anerkennt, kann nicht als *Lösung* des Problems betrachtet werden. Vielmehr muss es als Zusammenbruch des Versuches der Begründung eines Verhältnisses von Wissenschaft und Ethik und als Rückfall in naturalistische Denkmuster interpretiert werden. Denn der unterstellte methodologische Individualismus hat entscheidende Konsequenzen, wie wir die Gesellschaft denken.

„Methodological individualism abetted and fostered a substantive individualism whose priorities have influenced both economic argument and behaviour through the high days of more or less widespread laissez-faire.“ (Vickers, 1997, S. 60)

Eine Gesellschaft atomisierter Individuen, die keine gemeinsamen Interessen verfolgen, kann kein sinnvolles Gemeinwesen begründen und schließt auch jeden sinnvollen Diskurs aus, was letztendlich auch entgegen Friedmans Vorstellung die Unmöglichkeit der Demokratie mit einschließt. Die Untersuchung zeigt somit, dass es weder Walras noch den anderen in dieser Arbeit untersuchten Ökonomen gelungen ist, *eine* zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von freiem menschlichen Willen und objektiven gesellschaftlichen Strukturen, vorzulegen, sondern dieses problematische Verhältnis, obgleich immer vorhanden, in der Orientierung an der Objektivität der Naturwissenschaften beiseite geschoben und verschleiert wurde. So gilt es danach zu fragen, ob nicht die Trennlinie zwischen Wissenschaft und Ethik noch strikter zu ziehen sei, oder aber der Anspruch an sich nicht einlösbar ist. Wenngleich wir an dieser Stelle nicht imstande sind, Prognosen für die zukünftige Theorieentwicklung vorzulegen, so dürfte doch die vorliegende Arbeit auf die Absurdität einer strikteren Trennlinie hinweisen, so sie aufzeigt, dass der Anspruch im Rahmen des hier untersuchten Theoriespektrums einerseits uneingelöst blieb und andererseits letztlich eine grundlegende Reflexion über das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik schlichtweg beiseite geschoben wurde. Wir sind der Auffassung, dass es vielmehr gänzlich unterschiedliche Beantwortungsversuche auf dieses Problem geben dürfte, die sich gegenseitig nicht notwendigerweise ausschließen müssen. Diesbezüglich ist es notwendig, dass man in der Suche nach den Antworten die Fragestellung nicht aus den Augen verliert, das Problem in seiner gesamten Bandbreite mitreflektiert und nicht, wie nach dem 2. Weltkrieg mit Friedman, einfach beiseite schiebt. Denn ein solches Vorgehen kann dem wissenschaftlichen Ethos und dem Anspruch auf „Objektivität“, Offenheit und Klarheit keineswegs genügen.

Es hat sich mit der hier vorliegenden Untersuchung gezeigt, dass die Frage keineswegs auf eine strikt innerwissenschaftliche Logik in deren Beantwortung reduziert werden konnte, da die *Wissenschaft* nicht ausschließlich darauf wird Antwort geben können. Denn es wäre nur zu verlockend, das Scheitern der großen ökonomischen Theoriegebäude als wissenschaftlichen Fortschritt zu

interpretieren und man sich in der Falsifikation der Hypothesen der Vorgänger dem Ideal der Wahrheit beständig annähert. Doch für solch eine Einschätzung bedürften wir eines tieferliegenden Maßstabes an dem Erfolg oder Versagen bewertet werden müssten. Legte man einen engen „innerwissenschaftlichen“ Maßstab zugrunde, gelangte man wohl zur Position Schumpeters¹⁶⁵ (1954/94), dessen Augenmerk einem eingeschränkten Bereich der ökonomischen Theoriegeschichte, *i.e.*, dem *Instrumentarium* der Analyse, folgt, oder Blaug's Standpunkt, der ja anfangs darlegt, dass „criticism implies standards of judgement, and my standards are those of modern economic theory.“ (Blaug, 1996, S. 1) Doch gerade die vorliegende Untersuchung hat, so meinen wir, Licht darauf geworfen, dass in der Absage an die vorangehenden Theoriegebäude nicht nur logisch-innerwissenschaftliche Überlegungen eine Rolle spielten, sondern eben deren Bezug zur Ebene der Ethik als auch das kontinuierliche Bestreben, die Moralsphäre in der Hoffnung einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft zu unterwandern. Um auf die in der Einleitung von Backhouse angeführte Vermutung zu verweisen, „[that] there is no presumption whatsoever that the present is superior to the past or that the story is one of progress“ (Backhouse. 2001, S. 247), so dürfte sich diese als zutreffend erwiesen haben.

Anhand des dieser Arbeit zugrundeliegenden Spektrums (orthodoxer) Theorieentwicklung zeigt sich, dass die implizite Kontinuitätsvorstellung des Falsifikationismus zu hoch angesetzt ist und die wissenschaftliche Entwicklung sowohl von inner- als auch außertheoretischen Elementen beeinflusst wurde, was aufgrund ihrer Stellung als Sozialwissenschaft zu vermuten war. Die Theorieentwicklung wurde primär von der Wechselwirkung zwischen positiver und normativer Sphäre vorangetrieben, was in den unterschiedlichsten Grenzziehungen resultierte. Die theoriegeschichtliche Entwicklung folgte dementsprechend weniger einer methodologischen Norm, sondern die naturwissenschaftlichen Analogien und das Bestreben nach Abgrenzung zur Moralsphäre führten in der ökonomischen Wissenschaft zu Brüchen, die mit der Kritik an der jeweils vorangehenden *episteme* einhergingen. Trotzdem versuchte man den menschlichen Willen wieder einzuführen, so er nach der Überwindung des Naturalismus nicht *a priori* aus der sozialwissenschaftlichen Reflexion ausgeschlossen werden konnte. Dennoch hält man an einem theoretischen Kern der ökonomischen Wissenschaft bis heute fest, doch wird diesem eine veränderte Bedeutung zugeschrieben. Es wäre vielleicht einzig dieser theoretische Kern, der, wenn nur entsprechend weit eingegrenzt, in den Lehrbüchern als wissen-

¹⁶⁵ Obgleich auch dieser einen strikt absoluten Standpunkt nicht aufrechterhält, wenn er schreibt: „Although we are going to interpret doctrines from this standpoint [the standpoint of empirical science, which means facts verifiable by observation or experiment, M.K.] we do not claim any „absolute“ validity for it.“ (Schumpeter, 1954/94, S. 9)

schaftlicher Fortschritt ausgewiesen werden dürfte.¹⁶⁶ Somit soll die vorliegende Herausarbeitung dieser Brüche darauf hinweisen, dass die Übertragung der (natur)wissenschaftlichen Methodologie der Dimension der menschlichen Freiheit in jeder der drei untersuchten *episteme* diametral entgegenstand und in deren Anwendung die Diskontinuität der theoriegeschichtlichen Entwicklung bereits angelegt war. Der naturwissenschaftliche Objektivitätsanspruch in den Wirtschaftswissenschaften bewirkte exakt das Gegenteil dessen, was er beabsichtigt hatte. Er führte zur *Verdeckung* des problematischen Verhältnisses von Wissenschaft und Ethik und nicht zu dessen illusorischer Überwindung mittels strikter Grenzziehung.

Je „(natur)wissenschaftlicher“ die Ökonomie sein wollte, um so mehr musste sie sich von der Sphäre der Moral abgrenzen und sich gleichsam in ihrer Aussagenreichweite selbst beschneiden. Das problematische Verhältnis von Wissenschaft und Ethik war in allen untersuchten Theorien angelegt (und es dürfte aufgrund des Untersuchungsgegenstandes der Ökonomie wohl in jeder theoretischen Reflexion begründet sein), doch versuchte man, es entweder zu verdecken oder ganz zur Seite zu schieben. Dennoch versprechen weitere Versuche in diese Richtung wenig Aussicht auf Erfolg, da mit Friedmans Vorschlag, die Objektivität auf die Ebene der Methode zu verlagern, ethische Werthaltungen aus der Wissenschaft nicht ausgeschlossen werden konnten, sie lediglich eine Ebene tiefer gelagert und gleichzeitig verdeckt wurden. Mit dem Scheitern des Projekts des logischen Empirismus des Wiener Kreises, eine einheitliche, neutrale Grundlage, eine Einheitssprache in Form von Protokollsätzen für alle Wissenschaften zu finden, dürfte uns dieser Weg versperrt bleiben.¹⁶⁷ Ist dann letztlich der von Knight vorgebrachte Vorschlag, Ethik und Wissenschaft konzeptionell voneinander zu trennen, der einzig beschreibbare Weg? Denn Werthaltungen bleiben in der ökonomischen Wissenschaft stets eingeschlossen, weshalb ihr Knight jegliche Bedeutung für das menschliche Zusammenleben und jeden Anspruch auf ethischer Ebene verwehrt. Oder war diese Lösung nicht in der anfänglichen Fragestellung bereits eingeschrieben und alle hier vorgelegten Antworten entsprangen lediglich dem Bedürfnis der Ökonomen, ihrer

¹⁶⁶ Vgl. bspw. Gordon (1965), der die Auffassung vertritt, dass die ökonomische Wissenschaftsdisziplin seit Adam Smith dem gleichen Paradigma verpflichtet ist, nämlich dem „postulate of the maximizing individual in a relatively free market.“ (Gordon, 1965, S. 123)

¹⁶⁷ Hegselmann (1979, S. 18) fasst das Programm des logischen Empirismus' des Wiener Kreises im Vorwort zu „Otto Neuraths „Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus““ derart zusammen: „Der Logische Empirismus lässt sich charakterisieren durch das *Interesse an einer wissenschaftlichen Philosophie, Sinn- und Basistheorem als seinen Grundannahmen* und drei *Konsequenzen*, die sich aus diesen Grundannahmen ergeben: *Kritik der metaphysischen Sätze als Scheinsätze, Wissenschaftslogik als Nachfolgedisziplin der Philosophie und Aufbau der Einheitswissenschaft*.“ Dort finden sich in Fußnote 26 auch ausführliche Literaturhinweise zum Wiener Kreis.

Tätigkeit Relevanz und gesellschaftliche Bedeutung zuzuschreiben? So ergibt sich als überaus gewichtige Schlussfolgerung dieser Untersuchung der Stellenwert der Moralsphäre, die einzig für das praktische Zusammenleben bedeutend sein kann, von den ökonomischen Theorieansätzen jedoch stets ausgeklammert wurde oder von der Wissenschaft inhaltlich aufgefüllt werden wollte. Denn in diesem Punkt stimmen wir mit Knight überein, dass nicht die Wissenschaft die Sphäre der freien menschlichen Wahl darstellen kann, sondern

"ethics deals with the problem of choosing between different kinds of life, and assumes that there is a real choice between different kinds, or else there is no such thing as ethics." (Knight, 1923, S. 71)

Doch Knight begnügte sich letztlich mit dem Schwerpunkt der Ethik und ließ die Wissenschaft mehr oder weniger unvermittelt zurück. In ersterer Feststellung gehen wir mit Knight einher, doch muss unserer Meinung nach von Seiten der Wissenschaft daran die Frage anschließen, wie wir das System der ökonomischen Wissenschaft in dieses Verhältnis einbetten können, so letztendlich auch ihr ein Platz zukommen muss, sie nicht im luftleeren Raum bestehen kann. Dass die ökonomische Theoriebildung darauf Antwort zu geben suchte, steht mit dieser Untersuchung und insbesondere der Theorieentwicklung nach dem 2. Weltkrieg außer Streit. Doch der Weg, den sie einschlagen hatte, wies in ihrer illusorischen Orientierung an den exakten Naturwissenschaften und dem Anspruch auf eine solche Art von Objektivität in die „falsche“ Richtung. Man blieb stets an der in dieser Arbeit exemplarisch mit Walras eröffneten Vorstellung einer den Naturwissenschaften analogen Wissenschaftsdisziplin frei von Werturteilen verhaftet. Die Entwicklungen in der jüngeren Theorietradition führen den seit der Neoklassik beschrittenen Weg in seiner individuellen Freiheitskonzeption des „wählenden“ Individuums und der Orientierung an den Methoden der Naturwissenschaften nur konsequent weiter, indem sie als letzten Schritt der Überlegenheit der Wissenschaft die Moralsphäre nicht nur inhaltlich bedingen wollen, sondern gänzlich ausblenden und nicht mehr weiter thematisieren. Caldwell schreibt in seiner Charakterisierung des normativen methodologischen Maßstabes in der jüngeren Theorietradition, dass

„due primarily to the efforts of these two men [Blaug and Hutchinson; Friedman müsste man wohl auch hinzurechnen, M.K.], by the 1970s falsificationism had become the dominant normative ideal within the history of thought / methodology community.“ (Caldwell, 1993a, S. xix)

In ihrem Bemühen um Wertfreiheit sollten letztlich die tieferliegenden Strukturen der Welt den Ausweis der Wissenschaftlichkeit liefern.

„Human relationships in economics [are] represented as if they were relationships among inputs and outputs [...] relationships among things, not people.“ (Bowles/Gintis, 1993, S. 4, zitiert nach: Vickers, 1997, S. 34f)

Bowles und Gintis weisen mit dieser Feststellung auf den anfänglichen Irrtum der Ausblendung des menschlichen Willens und dessen Verhältnis zu objektiven Strukturen hin. Der Positivismus mag in den Naturwissenschaften die geeignete Norm sein, um Theorien zu überprüfen, eine Frage die an dieser Stelle nicht geklärt werden kann, da jedoch menschliche Handlungen „Gegenstand“ ökonomischer Theoriebildung sind, muss jene Kategorie, anhand derer Theorien beurteilt werden, die Gesellschaft als Gemeinschaft sein. Denn das Ansinnen einer wertfreien Wissenschaft kann wohl nur als ein Versuch angesehen werden, sich der gesellschaftlichen Verantwortung zu entziehen, und in dieser Hinsicht erscheint die oft beklagte Realitätsferne der modernen Volkswirtschaftslehre nur die konsequente Folge dieser Entwicklung zu sein. Doch die positivistisch-instrumentalistische Reaktion darauf, den Zug des Fortschritts der Wissenschaft noch umzukehren und ihn mit der Außenwelt abzustimmen, implizierte die falsche Referenzkategorie, auf Kosten derer die Moralsphäre letztlich gänzlich aus der Betrachtung fiel.

Wir meinen auf der Grundlage der hier vorgelegten Arbeit, dass die Dichotomie zwischen Wissenschaft und Ethik in *dieser* Form nicht aufrechterhaltbar ist. Denn sie wurde in der historischen Formation stets in einer Eindimensionalität gedacht. Die Sphäre der Wissenschaft müsse von ethischen Urteilen freigehalten werden, doch forderte gleichzeitig die Wissenschaft ihre Relevanz für die Moralsphäre ein. Diese Dichotomie, so sie wirklich konsequent zu Ende gedacht wird, wenn wir die Moralsphäre als das auffassen, was ihr gerechterweise zukommt, nämlich eine Gemeinschaft freier und selbstbestimmter Individuen, die autonom handeln, müsste unweigerlich in der Knightschen Position münden. Die ökonomische Wissenschaft in der Form, wie wir sie in dieser Arbeit erfahren haben, hat stets das Spannungsverhältnis von freiem menschlichen Handeln und objektiven Strukturen verdeckt oder beiseite geschoben. Dies soll jedoch kein Argument für einen Relativismus darstellen, da eine Absage an diese, an den exakten Naturwissenschaften orientierten Konzeption der Wissenschaftlichkeit keine Absage an die Wissenschaft *per se* bzw. an wissenschaftliche Standards darstellt. Verstehen wir unter dem Begriff Wissenschaft eine exakte, an den Naturwissenschaften orientierte Wissenschaft, die ihre Bestätigung an den „objektiven“ Strukturen der Welt sucht, dann ist eine solche Konzeption für die Ökonomie in Frage zu stellen. Denn diese Untersuchung hat aufgezeigt, dass der wissenschaftliche Diskurs selbst in einen normativen Rahmen eingebettet und das Vokabular der Ökonomen wertbeladen ist, da es einem historischen Kontext mit bestimmten soziopolitischen Implikationen entstammt

und der Begriff des „Wirtschaftens“ an sich eine Zwecksetzung einschließt.¹⁶⁸ Aufgrund des Wertfreiheitsanspruchs und der Vorstellung der Möglichkeit einer eindeutigen Trennung zwischen positiver und normativer Wissenschaft durchläuft die Volkswirtschaftslehre folglich seit der Formulierung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie einen Kreislauf. Die Anlehnung an den Naturwissenschaften orientierte sich bei Walras noch primär in der Verwendung der mathematischen Methode zur Errichtung eines abstrakten, logisch-deduktiven, tautologischen Modells. Nach dem Wertepluralismus der 1920/30er Jahre erfolgte eine neuerliche Orientierung an den Naturwissenschaften und deren Methodologie, mit dem entscheidenden Unterschied, dass aufgrund der Wertfreiheitskritik eine Definition der Wissenschaft an der Methode, nicht mehr an ihrem Gegenstand erfolgte und das Kriterium einer „hard science“ auch auf die Empirie ausgedehnt wurde. Dadurch kam der Mathematik eine doppelte Bedeutung zu, nämlich einerseits um theoretische Modelle zu errichten und andererseits diese anhand der statistischen Daten zu testen bzw. zu falsifizieren. Theoriebildung und Ökonometrie wurden somit dem Anspruch nach zusammengeführt. Die Orientierung an den Metaphern und Methoden der Physik bzw. der Naturwissenschaften hatte ohne Zweifel ihre Auswirkung auf die Geschichte, Epistemologie und Entwicklung der ökonomischen Theorie (vgl. Mirowski, 1986a, S. 6). Daher können wir die Entscheidung darüber, was den Ansprüchen der Wissenschaft gerecht wird, nicht auf die Ebene der Methode verlagern, sondern es muss vielmehr darüber reflektiert werden, ob sich der in Analogie zu den Naturwissenschaften beschrittene Weg als zielführend herausgestellt hat. Erscheint es nicht doch sinnvoller, die unterstellten Werturteile offen zu legen und den Diskurs diesbezüglich voranzutreiben, um uns nicht im Glauben an eine utopische, aus den Naturwissenschaften importierte Objektivitätskonstruktion in abstrakte theoretische Modelle bzw. Methoden zu flüchten, welche die Realität der Gesellschaft und deren Probleme aus den Augen verlieren, um sie trotzdem,

¹⁶⁸ Myrdal (1953) hatte in seinem Werk „The Political Element in the Development of Economic Theory“ auf die unterstellte „kommunistische Fiktion“ hingewiesen. Auch Arendt hatte diesen Punkt in ihrer Analyse zur Transformation der Moderne aufgegriffen, wenn sie schreibt: „Entscheidend für diese Phänomene [die Herrschaft des Niemands, M.K.] ist schließlich nur, dass die Gesellschaft in all ihren Entwicklungsstadien das Handeln genauso ausschließt wie früher der Bezirk des Haushaltes und der Familie.“ (Arendt, 1960, S. 41) Arendt fährt diesbezüglich fort: „An seine [des Handelns, M.K.] Stelle ist das Sich-Verhalten getreten, das in jeweils verschiedenen Formen die Gesellschaft von all ihren Gliedern erwartet und für welche sie zahllose Regeln vorschreibt, die alle darauf hinauslaufen, die Einzelnen gesellschaftlich zu normieren, sie gesellschaftsfähig zu machen, und spontanes Handeln wie hervorragende Leistungen zu verhindern.“ (Arendt, 1960, S. 41) Somit hatte die volkswirtschaftliche Theoriebildung immer eine Zwecksetzung des gesellschaftlich „Wünschenswerten“ impliziert, doch zeigte sich, dass die „passiv-resignative“ Antwort der Theoriebildung nach dem 2. Weltkrieg mit ihrem Ausblenden gesamtgesellschaftlicher Zielvorstellungen, das Problem nicht löste, sondern lediglich zur Seite schob und verdeckte.

gemäß der unterstellten Werthaltungen über die Wirtschaftspolitik derart zu beeinflussen, dass sie Ergebnisse zeitigen, die niemand beabsichtigt hatte und die keinem gesellschaftlichen Diskurs unterzogen wurden. Denn so wird die ökonomische Wissenschaft als Mittel der gesellschaftlichen Steuerung denken, affirmiert diese wertfreie Sichtweise der Wissenschaft den *status quo* gesellschaftlicher Machtverhältnisse (vgl. Kapitel III § 1 (9)), denn

„exclusive pretence that economics is a positive, value- and ideology-free science will only continue to permit the largely unreflective and unconscious functioning of economics as social control, that is, to permit those who appreciate the social control function to have the advantage over those who do not and who naively allow themselves to be driven by ideology masquerading as science in the service of social control and power play.“ (Samuels, 1992, S. 90)

Vielleicht ist es diesbezüglich hilfreich, sich zu vergegenwärtigen, dass „economics is political economy“ (Klant, 1988, S. 114), um so die gegenseitige Beziehung zwischen Politik und Wissenschaft nicht aus den Augen zu verlieren. Denn ungleich den Naturwissenschaften werden die aus der Sphäre der reinen Theorie gewonnenen Einsichten immer auch dazu verwendet, die Welt zu verändern, was dazu führt, dass „the ideas then become ideals, that is to say, values“ (Klant, 1988, S. 105) auf deren Grundlage eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung erstrebenswert erscheint. Dadurch wird die vorgebrachte kategorische Trennung zwischen „is“ und „ought“ gerade in den Wirtschaftswissenschaften überaus problematisch, wie uns insbesondere die Theoriegebäude von Walras und Friedman¹⁶⁹ vor Augen geführt haben.

Denn die jüngste Antwort auf die Unmöglichkeit einer wertfreien Wissenschaft, dem Problem mittels der Überprüfung an der Empirie beizukommen und damit die Wissenschaft vollkommen von der Ebene der Ethik loszulösen, war der verantwortungslose Weg. Dieser liefert keinerlei Rechtfertigung dafür, weshalb der an den Naturwissenschaften orientierte Weg der einzig begehbbare scheint. Vielmehr gilt es die Verantwortung der Wissenschaft für die Gesellschaft einzumahnen, die Dichotomie zwischen den beiden Sphären bewusst zu reflektieren und wenn notwendig die Sphäre der Wissenschaft der Moralsphäre unterzuordnen. Denn so die Wissenschaft ethisch problematische Konsequenzen zeitigt, müssen diese auf moralischer Ebene legitimiert werden. Gelingt es uns, die ökonomische Wissenschaft als Kategorie der Moralsphäre festzumachen, könnte man einer verantwortungsfreien Wissenschaft entgegensteuern und sie an eine rationale und diskursive Verständigung koppeln. Denn ist nicht die Conse-

¹⁶⁹ Vielleicht tritt die Absurdität einer naturwissenschaftlichen Orientierung in den Wirtschaftswissenschaften bei Friedman am entschiedensten zutage, da er einerseits der Realsphäre eine positivistische Methodologie zuordnet und andererseits auf monetärer Ebene den „freien“ menschlichen Willen einzuführen sucht (siehe Kapitel III § 1 (7)).

quenz der Uneinholbarkeit der utopischen Vorstellung der Wertfreiheit, die in dieser Form wohl auch keineswegs wünschenswert erscheint, so sie eine Wissenschaft erlaubt, die zwar einerseits auf ihrer gesellschaftlichen Relevanz und Autorität beharrt, sich andererseits allerdings weigert ihrerseits die unterstellten Werturteile offen zu legen, dass die Wissenschaftler eben ihre Annahmen offen legen, untersuchen welche ethischen Dimensionen daraus folgen, um sie letztlich dem Diskurs auf der Ebene der Moralsphäre zu überantworten?

So wir diese Schlussfolgerungen anerkennen, können wir uns daran machen, die engen Grenzen, die kleine Werkzeugkiste und die mechanistischen Kategorien der Volkswirtschaftslehre in Richtung anderer sozialwissenschaftlicher Disziplinen und der Kulturwissenschaften auszuweiten, um die menschlichen Verhältnisse und die Kategorie der Freiheit zumindest ansatzweise in die Theoriebildung einzuschließen zu suchen (vgl. auch Kraft, 2004). Denn die Forderung und Vorstellung einer von den anderen Sozialwissenschaften deutlich abgegrenzten Wissenschaftsdisziplin, die gleichsam die „wissenschaftlichste“ unter den Sozialwissenschaften darstelle, hatte, wie diese Untersuchung aufzeigt, im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung zu einer kontinuierlichen Beschneidung der Aussagenreichweite der ökonomischen Wissenschaft (zunächst der Rückzug auf abstrakte, realitätsferne Modelle, danach die positivistische Einengung zulässiger wissenschaftlicher Fragestellungen) sowie einer Ummodellierung auf der zugrundeliegenden methodologischen Ebene geführt, um der gängigen Wertfreiheitskritik beizukommen und ein wissenschaftliches Abgrenzungskriterium von der Moralsphäre auszumachen. Dementsprechend konnte in der historischen Formation mit der Wertfreiheitskritik einhergehend in der Suche nach einer den Naturwissenschaften analogen Objektivität eine Eingrenzung der reinen Theorie sowie einer daraus resultierenden, sich wandelnden Methodologie beobachtet werden. Es gilt am Spannungsfeld von objektivierten Strukturen und ökonomischem Wert zum menschlichen Willen anzusetzen und dabei die bedeutenden Einschränkungen aufgrund des Untersuchungsgegenstandes der Ökonomie stets mitzureflektieren. Denn die objektiven Strukturen sind nie gänzlich auf den menschlichen Willen rückführbar und jeglicher Versuch in diese Richtung stellt einen unzulässigen Kurzschluss dar. Die zugrundeliegenden Daten können nicht unreflektiert hingenommen werden, denn dies dürfte Hausmans Einschätzung, dass „the Popperian/positivist and predictionist interludes in economic methodology have been largely unenlightening“ (Hausman, 1989, S. 285) nur bekräftigen, sondern man müsste das Vorgehen intensiv auf ethischer Ebene diskutieren. Dadurch muss die Wissenschaft verbindlich gemacht werden, denn dass es in der Gesellschaft legitimierbare und nicht legitimierbare Zustände gibt, dürfte nicht zur Diskussion stehen und stellt somit kein Argument für einen Relativismus dar.

Wenngleich die hier vorliegende Arbeit auf die Notwendigkeit einer solchen Umorientierung hinweist und aufzeigt, dass das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik aufgrund des Untersuchungsgegenstandes der Wirtschaftswissenschaften implizit angelegt ist, dieses folglich auch explizit mitreflektiert werden muss, so zeichnen sich die in den letzten drei Jahrzehnten zu beobachtenden Entwicklungen gerade durch die umgekehrten Tendenzen aus. Es ist verstärkt ein imperialer Anspruch der Ökonomie¹⁷⁰ als eine expandierende Wissenschaftsdisziplin, die mittels ihrer Methoden den Anspruch wissenschaftlicher Erklärung auch außerhalb ihres traditionellen Untersuchungsfeldes erhebt, zu beobachten.¹⁷¹ Als Erklärung dafür führten manche Ökonomen an, dass man erst nach der Klärung der traditionellen Probleme der Ökonomie, nämlich der Rolle der „resource allocation in a complex, decentralized system“ (Demsetz, 1997, S. 3), über die traditionelle Abgrenzung des Gegenstandes hinausblicken konnte. Dass alle wichtigen Probleme der Ökonomie zufriedenstellend gelöst seien, davon kann wohl kaum gesprochen werden, vielmehr muss festgestellt werden, wie sich mit der Position Friedmans zeigte, dass wir es offensichtlich mit keinen (makroökonomischen) Problemen mehr zu tun hätten, oder die Anwendungsgebiete der Methoden, die einer „harten“, positivistischen Wissenschaft genüge tun, im traditionellen Feld erschöpft scheinen. Wir meinen, dass uns der Kollege Friedmans, George Stigler, mit seiner Feststellung, dass

„[economics] has been aggressive in addressing central problems in a considerable number of neighbouring disciplines, and without any invitations. [...] These extensions of economics have not in general assisted economics in dealing with their traditional economic problems, many of which are far from satisfactorily solved“ (Stigler, 1984, S. 311 und 312)

eine bessere Einschätzung des tatsächlichen Forschungsstandes liefert. Die grundlegenden Fragen sind keineswegs beantwortet, sondern lediglich *verdrängt* worden. Deshalb sollte die diesen Entwicklungen entgegengesetzte Vorgehens-

¹⁷⁰ Wenngleich die „Queen of the social sciences“ eine Königin ohne Kleider ist.

¹⁷¹ Betrachtet man die Publikationen der letzten drei Jahrzehnte, so bestätigt sich jedenfalls die Unterstellung, dass bereits zahlreiche Arbeiten von Ökonomen vorgelegt wurden, die in andere Sphären der Sozialwissenschaft vordringen. Zu den wahrscheinlich prominentesten Vertretern gehören in den Politikwissenschaften, welches gemeinhin auch als das bisher fruchtbarste Anwendungsgebiet der ökonomischen Analyse angeführt wird, Anthony Downs mit seinem Werk „*An economic theory of democracy*“ und darauffolgend James Buchanan und Gordon Tullock sowie Geoffrey Brennan, die unter dem Namen der „*Public School*“ oder „*Konstitutionelle Politische Ökonomie*“ zusammengefasst sind. Im Bereich der Soziologie und dabei vor allem der Familie, Kunst, Kriminalität und rassischen Diskriminierung legten Gary Becker, James Coleman und Isaac Ehrlich Untersuchungen vor. Im Bereich der Rechtswissenschaften („*Economics of the Law*“) ist Richard Posner einer der bekanntesten Vertreter und was die Themen Konflikt und Kriegsführung betrifft, so sind Thomas Schelling und Kenneth Boulding anzuführen, aber auch in den Geschichtswissenschaften (Robert Fogel) und Biologie (Michael Ghiselin) ist die ökonomische Analyse zu verorten.

weise angedacht werden, nämlich eine Öffnung der Ökonomie in Richtung anderer Disziplinen und deren Methoden, wenngleich dies den Ökonomen schwer fallen dürfte, da

„economics has become much too isolated from other social sciences, since being hard scientists we do not want to use either the results or tools of those we cannot claim our exalted status.“ (Mayer, 1980, S. 59)

In den letzten Jahren hat sich zunehmend ein Unbehagen¹⁷² über den gegenwärtigen Stand der ökonomischen Wissenschaft breit gemacht und man findet sehr wohl Ansätze, die in die Gegenrichtung weisen, wenngleich deren Ansprüche ebenso kritisch hinterfragt werden müssen. Die jüngsten Entwicklungen der Sozioökonomie, der Öffnung der Ökonomie in Richtung der (Moral)philosophie, wie wir sie beispielsweise in Amartya Sens „On Ethics and Economics“ vorfinden, sind jedenfalls zu begrüßen. Denn in der Tat kann man sich der Ökonomie von verschiedenen konzeptionellen Standpunkten aus annähern, und dass der (natur)wissenschaftlichen Annäherung *qua* Wissenschaft und „Exaktheit“ eine überlegene Stellung zukomme, scheint aufgrund dieser Untersuchung ein Stück fragwürdiger. Denn die von Walras angedachte Gegenüberstellung von Wissenschaft und Ethik war zweifelsohne richtig, doch die Vorstellung der Autonomie des wissenschaftlichen Diskurses, frei von Werturteilen, erscheint wie auch die Schlussfolgerung, dass die Wissenschaft die Ethik inhaltlich begründen könne, absurd und konnte wohl nur dem Wunschdenken eines Ökonomen entspringen. Es gilt an der walrasianischen Frage anzuknüpfen, die Verknüpfungen und Schnittpunkte von Wissenschaft und Ethik explizit zu thematisieren, die Wissenschaft in ihre gesellschaftliche Verantwortlichkeit zurückzuführen, den gegenwärtigen Status einer angewandten Technik zu überwinden und sie dem ethischen Diskurs zu unterwerfen. Damit soll die Fragestellung fortgeführt werden, wie eine undeterminierte Moralsphäre, auf der ein rationaler Diskurs autonomer, aber nicht isolierter Individuen stattfindet, gewährleistet werden kann. Dies erscheint uns als die dringlichere Fragestellung der Gegenwart. Wie deren konkrete Ausformulierung auszusehen habe, wie Ethik begründet werden kann, all das konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht behandelt werden und muss vielmehr Gegenstand zukünftiger Untersuchungen sein.

¹⁷² Vgl. beispielsweise das im Jahre 1981 von Daniel Bell und Irving Kristol herausgegebene Buch „The crisis in economic theory“, das nunmehr eine Krise der Disziplin konstatierte. 1994 folgte mit Paul Ormerods „The Death of Economics“ die populärwissenschaftliche Totsagung der Volkswirtschaftslehre, die David Colander im Jahr 2000 in seinem Artikel „The death of neoclassical economics“ wiederum auf die orthodoxe Ökonomie eingrenzte.

V METHODOLOGISCHES POSTSKRIPTUM

Man kann berechtigterweise die Frage aufwerfen, weshalb man sich der ökonomischen Theoriegeschichte zuwenden sollte, wie wir es in dieser Arbeit vollzogen haben, so wir es doch ohnehin mit „überholten“ Theorien zu tun hätten, die dem heutigen Anspruch an Wissenschaftlichkeit nicht mehr gerecht werden und lediglich eine Reihe von Irrtümern auf dem beschwerlichen Weg des wissenschaftlichen Fortschrittes darstellen. Liefern sie uns außer einiger historischer Details, die um ihrer selbst Willen erhellend sein mögen, eigentlich kaum Einsichten auf den heutigen Stand der Wissenschaft oder gar Antworten auf heute so drängende Fragen?¹⁷³

Wir meinen, dass dies der „falsche“ Zugang ist. Gerade unsere historische Untersuchung hat aufgezeigt, dass die Trennlinie zwischen wissenschaftlichen und metaphysischen Urteilen grundsätzlich schwierig zu ziehen ist und im Falle der Ökonomie als Sozialwissenschaft, die im Spannungsverhältnis zwischen reiner und angewandter als auch sozialer Theorie steht, diese Trennung umso problematischer erscheint. Wir wollen an dieser Stelle einen Überblick über die jüngere methodologische Diskussion geben, um am Ende abermals auf die Rolle der Theoriegeschichte zu sprechen zu kommen. Auch Blaug ist der Meinung, dass „there are no simple rules for distinguishing between valid and invalid, relevant and irrelevant theories in economics“ (Blaug, 1996, S. 703) und sieht sich in seinen historischen Studien dahingehend bestätigt, dass

„economists are as prone as anyone else to mistake chaff for wheat and to claim possession of the truth when all they possess are intricate series of definitions or value judgements disguised as scientific rules.“ (Blaug, 1996, S. 703f)

Blaug zieht daraus die Schlussfolgerung, dass, so wir auf die Theoriegeschichte blicken, wir die Erfolge der gegenwärtigen Theorie, vor allem in methodologischer Hinsicht, überaus bescheiden einschätzen müssen, was zweifelsohne zutreffend ist. Doch legt er im Anschluss daran das Vertrauen gerade auf diese methodologische Ebene, da das Falsifikationskriterium es uns ermögliche, zwischen Urteilen, welche die positive und solchen, die die normative Sphäre betreffen, zu unterscheiden und uns damit den zukünftigen Untersuchungsschwerpunkt vorgibt. Dadurch wird die Rolle der historischen Untersuchung allerdings eine negative, die uns ausschließlich darin bestätigt, dass in der Vergangenheit die Ökonomen nicht in Einklang mit der „richtigen“ methodologischen Norm geforscht hätten. Wir wären damit auf die Friedmansche Position der subjektiven Methodenwahl zurückgeworfen. Unserer Ansicht nach ist die

¹⁷³ Gordon (1965) vertritt eine solche Sichtweise.

Schlussfolgerung, die Blaug aus der historischen Untersuchung zieht, in letzter Instanz einerseits zu bescheiden und andererseits unzulässig, da er schließlich die Dichotomie zwischen einer deskriptiv-historischen Untersuchung und methodologischen Normen durchbricht (ein Vorgehen, das er Kuhn (1976) vorwirft), um eine bestimmte Methodologie zu legitimieren, was zwangsweise zu einer zirkulären Begründung der Wissenschaft führen muss. Wir sind uns deshalb bewusst, dass wir aus unserer deskriptiven historischen Untersuchung, „wie es gewesen ist“, zwar Licht auf die heutige Wissenschaftspraxis werfen können, daraus jedoch keine methodologischen Normen abzuleiten im Stande sind, wie Wissenschaft zu „funktionieren“ habe. Wir können einzig aufzeigen, dass wissenschaftliche Überlegungen nicht die alleinigen Antriebskräfte der Theoriebildung darstellen, dass Werthaltungen in der ökonomischen Wissenschaft eine zentrale Rolle spielen und dem Bemühen um eine Grenzziehung zwischen ökonomischer Theorie und Ethik ein geringer Erfolg beschieden werden muss. Denn die Grenzen wurden zwar unterschiedlich gedacht, doch das zentrale, mit Walras in den Mittelpunkt gerückte Problem des Verhältnisses zwischen freiem menschlichen Willen und objektiven gesellschaftlichen Strukturen hat letztlich keine zufriedenstellende Lösung erfahren. Immer wieder fanden Werturteile auf verschiedenen Ebenen Eingang in die Wissenschaft und daran muss die Frage angeschlossen werden, ob eine solche Dichotomie grundsätzlich noch als zielführend angesehen werden kann. Da die methodologische Ebene als Abgrenzungskriterium zwischen wissenschaftlichen und metaphysischen Urteilen vor allem seit den 1970er Jahren mit dem Auseinanderdriften makroökonomischer Theoriebildung und realwirtschaftlichen Entwicklungen als auch einem schwindenden Vertrauen in die ökonomische Profession,¹⁷⁴ die der Robbinsschen Vorstellung eines kohärenten Zielbündels immer weniger entsprechen konnte, wieder in das Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt ist und wir mit Friedman innerhalb unserer theoriehistorischen Untersuchung einen solchen „Lösungsvorschlag“ präsentiert haben, wollen wir diesen Diskurs in seinem Verhältnis zu theoriegeschichtlichen Untersuchungen an dieser Stelle anführen.

Nachdem innerhalb der ökonomischen Disziplin eine Diskussion über die möglichen Ursachen für den fatalen Zustand der „dismal science“ eingesetzt hatte, schien es keineswegs verwunderlich, dass einhergehend mit der propagierten Krise der ökonomischen Wissenschaft das Augenmerk und Interesse verstärkt auf die Methodologie gerichtet wurde (siehe auch Backhouse, 1994a, S. 1). Dies manifestierte sich seit den 1980er Jahren insbesondere in einer stei-

¹⁷⁴ Vgl. Fußnote 172. Auch Blaug sparte nicht an Kritik - wenngleich von einer anderen Perspektive - und charakterisiert die orthodoxe Ökonomie derart: „Modern economics is sick. Economics has increasingly become an intellectual game played for its own sake and not for its practical consequences for understanding the economic world.“ (Blaug, 1997b, S. 3)

genden Veröffentlichung von (Lehr)büchern zu methodologischen Fragen¹⁷⁵ innerhalb der ökonomischen Disziplin. Erhoffte man sich etwa von der Klärung und Erörterung methodologischer Fragen eine Anleitung zur Überwindung des krisenhaften Zustandes?¹⁷⁶ Wenn wir uns an dieser Stelle der in den 1980er Jahren wiederbelebten methodologischen Diskussion in den Wirtschaftswissenschaften zuwenden, so gewährt sie einen Einblick auf das „unsichere“ wissenschaftstheoretische Fundament der Ökonomie und der Suche nach der für diese Wissenschaft „adäquaten“ Methodologie. Jedoch sollten vorab etwaige Hoffnungen entkräftet werden, die methodologische Diskussion möge uns die „richtige“ Anleitung¹⁷⁷ dazu liefern, wie wir ökonomische Wissenschaft zu betreiben hätten, denn es scheint als wäre sie nicht einmal in der Lage Aussagen darüber zu treffen, „what economists were up to.“ (Caldwell, 1988, S. 231) Die seit den 1980er Jahren intensivierte Diskussion über die methodologischen Grundlagen der Ökonomie zeichnet sich sogar regelrecht durch die Diskrepanz zwischen methodologischem Diskurs und ökonomischer Praxis aus, was Weintraubs (1990) Argument, „that Methodology cannot matter“¹⁷⁸, bekräftigt. Daher kann man berechtigterweise die Frage stellen, weshalb man sich mit Methodologie auseinandersetzen sollte, so dieser Diskurs ja gerade nicht vermöge ist, ein Abgrenzungskriterium zwischen wissenschaftlichen und metaphysischen Aussagen zu liefern, noch in der Lage ist zu beschreiben, was Ökonomen tatsächlich tun und auch offenbar keine Unterstützung bei der Auswahl unterschiedlicher Theo-

¹⁷⁵ Für einen Überblick zu methodologischen Büchern in den Wirtschaftswissenschaften, siehe: Fox, 1997, S. 3 und Redman, 1991, Appendix II sowie ihre Bibliography.

¹⁷⁶ Als Beispiel kann Mark Blaug angeführt werden, der das Forschungsprogramm der orthodoxen Ökonomie grundsätzlich als zielführend einstuft, aufgrund der „poor performance“ der ökonomischen Theoriegebäude sich der Methodologie zugewandt hat und nunmehr eine Verfolgung des Popperschen Falsifikationismus in der ökonomischen Praxis fordert, da er in der mangelnden empirischen Überprüfung von Theorien die Ursache für die beschränkte Erklärungskraft ökonomischer Theorien sieht. Dies führt zu einer absoluten methodologischen Norm, „[which] attacks extant arguments in economics for failing to comply with the rules Popper laid down in Logik der Forschung in 1934.“ (McCloskey, 1986, zitiert nach Lawson, 2003, S. 31)

¹⁷⁷ Weintraub (1990) vertritt den Standpunkt, dass die methodologische Diskussion eine normative sei und sich von der deskriptiven Wissenschaftsgeschichte dahingehend unterscheidet, dass die Methodologie ein „meta-narrative“ darstelle, einen außertheoretischen Maßstab, wie Theorien zu bewerten seien. Daraus schließt er, „[that] there is no position totally apart from the doing of economics which can inform the consideration of the doing of economics.“ (Weintraub, 1990, S. 272) Dementsprechend liegt der Fokus der hier vorgelegten Arbeit auf der theoriegeschichtlichen Untersuchung, die, so meinen wir, ein besseres Verständnis für die ökonomische Wissenschaft als soziales Unterfangen liefern wird.

¹⁷⁸ Weintraub unterscheidet diesbezüglich zwischen methodologie im Gegensatz zu Methodologie, und sieht in ersterer Aktivität eine „interpretative activity as members of a community given to seeking an understanding of the „texts“ community members produce“ (Weintraub, 1990, S. 266), welche ungleich der Methodologie kein „meta-narrative“, keinen außertheoretischen Maßstab, darstellt.

rien liefert. Auch Caldwell hält diesbezüglich fest, dass aufgrund dieser Unzulänglichkeiten „its [methodology, M.K.] position as a subfield is certainly an ambiguous one.“ (Caldwell, 1988, S. 233)

Einerseits dürfte die wiederbelebte methodologische Diskussion seit den 1970er Jahren in der „Sonderstellung“ der wissenschaftlichen Disziplin der Ökonomie begründet sein, die sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt als Abbild der exakten Naturwissenschaften, zumindest im Anstreben eines solchen Ideals, begriffen hat¹⁷⁹ und andererseits wurden mit zeitlicher Verspätung Entwicklungen in den anderen Sozialwissenschaften, der Wissenssoziologie und Philosophie, insbesondere der Wissenschaftstheorie, auf ihre Anwendbarkeit in der ökonomischen Disziplin diskutiert. Die zentrale Frage lautet, ob der Unterschied zu den Naturwissenschaften bestenfalls einer des Grades, nicht der Art nach sei. So meint beispielsweise Gordon, dass

„[...] we have in economic theory a degree of consensus around a basic model, which makes us closer to the natural sciences than to some other fields.“ (Gordon, 1965, S. 122)

Worin dieser „hard core“ (ein Begriff, der den Arbeiten Imre Lakatos' entlehnt ist) besteht, ob dieser von allen Vertretern der ökonomischen Wissenschaft geteilt wird, oder Gordons Konsens auf einer Definition von Ökonomie und Ökonomen gründet, die dermaßen weit gefasst ist, dass wir es mit einer Tautologie zu tun haben, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Jedenfalls müsste man einhergehend mit der Vorstellung einer positiven, wertfreien Ökonomie bei den einzelnen Ökonomen nebst ihrer Abgrenzung zwischen diesen beiden Sphären ebenfalls auf eine dafür ausschließlich zielführende und zulässige Methodologie stoßen, die es der ökonomischen Wissenschaft erlaubt, sich in Analogie zu den exakten Naturwissenschaften zu entfalten.¹⁸⁰ Ein solches Unterfangen wäre einer

¹⁷⁹ Ein gewisser Pluralismus an Theorien und Kontroversen dürfte an sich kein negatives Merkmal der ökonomischen Theorieentwicklung sein, da sich aufgrund der Natur der Ökonomie als Sozialwissenschaft keine einzige, absolut gültige, über die Zeit hinweg beständige und für sich die „einzige Wahrheit“ beanspruchende Theorie finden wird können. In diesem Punkt besteht aufgrund der Vielfalt der Theorietraditionen keine Sorge, nur sollten wir alle Vorsicht walten lassen, auf methodologischer Ebene diese Vielfalt zu negieren, und eine einheitliche methodologische Norm für die Wirtschaftswissenschaften als Ganzes einzufordern.

¹⁸⁰ Hierbei sei erwähnt, dass sich die Vielzahl der Ökonomen nicht explizit mit der Methodologie der Ökonomie oder Wissenschaftstheorie beschäftigen. Daher fiel unsere Auswahl auf jene im „mainstream-Projekt“ tätigen Ökonomen, die versucht haben, zu obigen Problemen Lösungsvorschläge vorzulegen, die innerhalb der Wirtschaftswissenschaften zu Kontroversen über den Umfang und die Methoden der Ökonomie geführt haben (vgl. Weintraubs (1990) Definition von methodologie, an der sich diese Untersuchung anlehnt). Erwähnenswert ist diesbezüglich, dass sowohl Fried-

theoriegeschichtlichen Untersuchung zuzurechnen, wie sie hier vorliegt. Was die wissenschaftstheoretische Diskussion dazu betrifft, so schwanken die Positionen auf dieser Metaebene zwischen Methodenpluralismus (B. Caldwell) und positivistischen Falsifikationismus (M. Blaug). Dabei ist insbesondere auffallend, dass selbst Ökonomen wie genannter Mark Blaug, die sich als der Entwicklung der orthodoxen Ökonomie kritisch gegenüberstehende Vertreter begreifen, eine methodologische Norm liefern, wie die Ökonomen vorzugehen hätten (*i.e.*, in Blaug's Fall der Falsifikationismus). Dies könnte unter Umständen ein Indikator dafür sein, dass sich das Abbild der Naturwissenschaften in den Wirtschaftswissenschaften über das letzte Jahrhundert im ökonomischen Denken einigermaßen verfestigt hat. Blaug erkennt richtig, dass sich die gegenwärtigen Ökonomen als Falsifikationisten¹⁸¹ begreifen,

„[...] but they rarely practice it: their working philosophy of science is aptly described as „innocuous falsificationism““ (Blaug, 1992, S. 111)

Diese, seiner Meinung nach, methodische Unschärfe führt er etwas polemisierend und auf die Wohlfahrtsökonomie anspielend (die jedoch schon mit Robbins aufgrund der Unmöglichkeit des interpersonellen Nutzenvergleichs aus der Sphäre der Wissenschaft verwiesen wurde) darauf zurück

„that there is little or nothing in the modern philosophy of science that helps us to judge theories that deduce the nature of a social optimum from certain fundamental value judgements.“ (Blaug, 1992, S. 111)

man als auch Robbins (1930b) eine methodologische Diskussion um ihrer selbst Willen strikt ablehnen.

¹⁸¹ Eine Methode, die vor allem durch Friedmans bedeutenden Essay „The Methodology of Positive Economics“ weite Verbreitung unter den Ökonomen fand (wenngleich Popper selbst eine solche, wie von Friedman in diesem Aufsatz vertretene instrumentelle Sichtweise der Wissenschaft ablehnte, da er befürchtete, dass sie es den Wissenschaftlern erlaube, ihre Suche nach „der Wahrheit“ aufzugeben. Dies würde auch den Falsifikationismus *ad absurdum* führen, denn wenn Theorien weder wahr noch falsch sein können, wie sollten sie dann falsifiziert werden. Insofern gilt es mit der Feststellung, der Falsifikationismus sei mit Friedman in die Wirtschaftswissenschaften eingeführt worden, vorsichtig umzugehen, da dieser eben nur das Kernstück des Falsifikationismus im Hinblick auf die Voraussetzungen ökonomischer Theorien berücksichtigte, nämlich um ein Abgrenzungskriterium zwischen wissenschaftlichen und metaphysischen Urteilen einzuführen). Jedoch hatte Terrence Hutchinsinon bereits 1938, einige Jahre nach Poppers Veröffentlichung der „Logik der Forschung“ mit seinem Werk „The Significance and Basic Postulates of Economic Science“ erstmals den Falsifikationismus in die ökonomische Wissenschaft eingeführt. Ein Zeitpunkt, zu dem sich gerade Robbins' Vorstellungen seines Essays „On the Nature and Significance of Economic Science“, die auf der Methode des *a priori* fußten und der positivistischen Wissenschaftsauffassung entgegenstanden, in der wissenschaftlichen Gemeinschaft verbreiteten und diskutiert wurden.

Nun erscheint Blaug's Vorgehen jedoch problematisch, da er vorgibt, eine methodologische Norm aus der Forschungspraxis der Ökonomen abzuleiten.¹⁸² Ähnlich wie Hausman¹⁸³ vertritt er die Vorstellung einer *empirischen* Methodologie, um dem Vorwurf zu entgehen, dass sein Maßstab ein „außerwissenschaftlicher“ („Methodologie“ nach Weintraub, 1990) sei und er diesen Maßstab sogleich auf die ökonomische Theoriebildung anwendet. In der Folge stellt sich die Frage, weshalb sich die Ökonomen gerade an Blaug's methodologische Norm halten und ihre zentrale Schwäche darin eingestehen sollten, nicht vermöge zu sein, Theorien mit

„[...] unambiguously refutable implications, followed by a general unwillingness to confront those implications with the facts“ (Blaug, 1992, S. 238)

zu generieren? Wo doch gerade Blaug wissen müsste, dass diese Frage nach den Fakten sehr sorgfältig angegangen werden muss. Ungleich den Naturwissenschaftlern sieht sich der Ökonom mit „Objektivationen“ menschlichen Handelns konfrontiert, die ihrerseits wiederum dem menschlichen Willen entspringen, wenngleich sie sich auch in messbaren Quantitäten in der Form von Preisen äußern, so Blaug selbst einräumt

„[that] the fact that the price system is a particular standard of evaluation, namely one that counts every dollar the same no matter whose dollar it is, should not blind us to the fact that acceptance of the results of competitive price systems is a value judgement.“ (Blaug, 1978, S. 707)

Dennoch fordert er für die Wirtschaftswissenschaften sogar einen noch sorgsameren und rigoroseren Umgang mit dem Falsifikationskriterium, denn

„since there are few opportunities to conduct controlled experiment in the social sciences, so that contradictions are never absolute, economists are bound to be more demanding of falsifying evidence than, say, physicists.“ (Blaug, 1978, S. 707)

Gerade diese Unterscheidung zwischen Sozial- und Naturwissenschaften, die für Blaug bestenfalls eine des Grades nach ist - da er einen monistischen Standpunkt einnimmt - umgeht er vorschnell. Für ihn stellt sich die Frage nicht, ob der Untersuchungsgegenstand der Ökonomen von ähnlicher Natur ist wie jener der Naturwissenschaftler, eine positivistische Methodologie ohne weitere Bedenken angewandt werden könne. Gerade an dieser Frage zeigt sich unserer Meinung

¹⁸² Als Gegensatz dazu sieht er das Poppersche Forschungsprogramm, dessen „methodology is thus plainly a normative one, prescribing sound practice in science, possibly but not necessarily in the light of the best science of the past; it is an „aggressive“ rather than a „defensive“ methodology because it cannot be refuted by showing that most, and indeed even all, scientists have failed to obey its precepts.“ (Blaug, 1975, S. 402)

¹⁸³ Backhouse (1998, S 204) bezeichnet ihn als einen der „führenden Kritiker des Falsifikationismus“ in der Ökonomie, jedoch ist sein Verständnis von Methodologie weiter gefasst als ein bloß normatives Instrument zur Theoriebewertung.

nach, dass eine positivistische Methodologie in den Sozialwissenschaften keineswegs unumstritten ist und ebenfalls als Werturteil in der Wahl der Methode anzusehen ist (vgl. dazu Hands, 1993b sowie Caldwell 1982 und 1993a).

Hausman (1992a) gelangt in seiner Untersuchung der Anwendung des Falsifikationismus auf die ökonomische Praxis zu einer zu Blaug entgegengesetzten Schlussfolgerung, nämlich ob nicht der Falsifikationismus deshalb inkonsistent mit der ökonomischen Praxis sei, weil er als methodologisches Konzept schlichtweg auf die Ökonomie nicht anwendbar ist (vgl. Hausman, 1992a, Kap. 10). Demgemäss sieht sein Lösungsvorschlag nicht einen strikteren Umgang mit dem Falsifikationismus oder „bessere“ methodologische Standards zur Theoriebewertung, sondern „[a] methodological reform“ (Hausman, 1992a, S. 190) vor, welche die Verabschiedung der Vorstellung der Ökonomie als einer abgegrenzten Wissenschaft mit einschließt. Unserer Meinung nach bezieht sich dies jedoch auch auf den Unterschied des Untersuchungsobjektes. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften zeichnet sich das menschliche Verhalten dadurch aus, dass es nicht determiniert ist, die Wahl ihrer Definition nach frei sein muss und somit keinen wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten folgen kann. Menschliches Verhalten kann nie so eng gefasst werden, als dass es auf ein gegebenes Ziel gerichtet sei, sondern die Ziele selbst sind entweder gänzlich unklar oder verändern sich im Zeitablauf, was uns zur Aussage verleitet, dass

„for man conceived in positivistic terms, could not act at all, and conceived in pragmatic terms, he could not act upon himself, which to do is in fact his most characteristic trait.“ (Knight, 1942b, S. 227)

Die ökonomische Wissenschaft kann somit keine konkreten Aussagen über das menschliche Verhalten machen, denn wie sollen wir empirisch feststellen, ob das beobachtete Verhalten gerade jenem Motiv entspringt, das wir als Ursache-Wirkungs-Verhältnis in unserer Hypothese abgebildet haben, da „behaviour has both a purposiveness and capriciousness that makes predictions infinitely more difficult than for the natural scientist.“ (Heilbroner, 1973, S. 30) Doch wenngleich Hausman/McPherson (1994, S. 255) auf „the extent to which „positive“ economics is in fact intermingled with normative issues“ hinweisen, so begnügt sich auch Hausman nicht mit der empirisch-historischen Widerlegung Poppers methodologischer Norm in den Wirtschaftswissenschaften, sondern ist um eine eigenständige Formulierung „to determine how best to study social phenomena“ (Hausman, 1992a, S. 4) bemüht. Diese Vorgehensweise bleibt naturgemäß ebenso problematisch, da auch er der Methodologie eine gewichtige Rolle beimessen will, wenn er meint, dass

„the best way forward concerning both theory appraisal and economic methodology more generally is the fourth (eclectic) way, the path I have taken: to focus on the methodology economists practice, making use of whatever tools philosophers of

science have had to offer that appear to be well-made and apt for the job.“
(Hausman, 1989, S. 285)

Eine derartige Sichtweise dürfte sich letztlich als nicht zielführend erweisen, denn wenngleich er die Notwendigkeit für den Methodologen einräumt, die Wissenschaftspraxis der Ökonomen gründlich zu studieren um ein Verständnis derselben zu entwickeln, so bleibt eine solche Position doch eine außenstehende (Methodologie nach Weintraub, 1990). Einen Einwand, den er durchaus berücksichtigt, da er sich bewusst ist, dass „since such philosophical inquiry is in my view itself a kind of social inquiry, the whole project might appear absurd.“ (Hausman, 1992a, S. 4) Wie kann man folglich dieser Sein-Sollen-Dichotomie auf methodologischer Ebene entgehen? Diese Frage, als auch Hausmans Verteidigung, wollen wir am Ende dieses Postskriptums diskutieren.

Zuvor sei noch auf die Kritik Rosenbergs verwiesen, der einen Schritt weiter geht und die Frage aufwirft, ob nicht die Vorstellung der Ökonomie als eine empirische Wissenschaft gänzlich aufgegeben werden sollte, wenn man die schwache Voraussagekraft ökonomischer Theorien betrachtet und wie er die Auffassung vertritt, dass

„the ability to predict and control may be neither necessary nor sufficient criteria for cognitively respectable scientific theories.“ (Rosenberg, 1983, S. 377)

Denn das 20. Jahrhundert ökonomischer Theorieentwicklung war seiner Meinung nach keines einer empirischen Wissenschaft. Aus diesem empirischen Befund fehlender empirischer Überprüfung leitet Rosenberg ab, dass

„like geometry, economics is best viewed as a branch of mathematics somewhere in the intersection between pure and applied axiomatic systems.“ (Rosenberg, 1983, S. 391)

Auch Rosenbergs Schlussfolgerungen erscheinen problematisch, denn ein derartiger empirisch-methodologischer Ausweis, wenngleich nicht als Apologie gedacht, legitimiert doch die tatsächliche Wissenschaftsentwicklung in bestimmter Art und Weise. Doch Rosenberg hält daran fest, dass, wenn wir uns von der Vorstellung einer empirischen ökonomischen Wissenschaft befreien,

„its shifts in formalism, its insulation from empirical assessment [...] can be comprehended and properly appreciated.“ (Rosenberg, 1983, S. 391)

Wäre dieser Forderung dadurch entsprochen, wäre dies durchaus wünschenswert, doch kann dies nicht als Rechtfertigung für einen methodologischen „Sein-Sollen-Schluss“ herangezogen werden.

Wenden wir uns allerdings wieder Blaug zu, der gegenüber Rosenberg zu einer konträren Position gelangt. Für ihn wird der Falsifikationismus zum Allheilmittel für die gesamte methodologische Kontroverse in den Wirtschaftswis-

senschaften und den gegenwärtig fatalen Zustand selbiger. Der Falsifikationismus, wenn nur richtig angewandt, wäre dem Fortschritt der Wissenschaft höchst dienlich.¹⁸⁴ Nun könnte man Blaug nicht mangelnde Umsicht auf methodologischer Ebene vorwerfen, wo er doch schrittweise seine Sichtweise präzisiert und auf auftretende Probleme einzugehen sucht, indem er beispielsweise den Falsifikationismus einerseits in eine methodologische Norm und andererseits angewandt auf eine positive Geschichte der Theorieentwicklung aufspaltet.

„As a normative methodology of science, it is empirically irrefutable because it is a definition. But as a historical theory, implying that scientists in the past did in fact behave in accordance with the methodology of falsifiability, it is perfectly refutable. If history fits the normative methodology, we have reasons additional to logical ones for subscribing to fallibilism.“ (Blaug, 1975, S. 406)

Ist Blaug der Ansicht dem Problem auf diese Art und Weise beikommen zu können, so resultiert unserer Meinung nach gerade aus diesem Vorgehen ein Zirkelschluss. Fasste er die Methodologie als historische Theorie auf, die empirisch widerlegbar ist, müsste er zu einer ähnlichen Position wie Rosenberg gelangen, denn die ökonomische Praxis steht der normativen Forderung nach Falsifikation ohne Zweifel entgegen. Dies ist bei Blaug jedoch gerade nicht der Fall. Er verwirft den Falsifikationismus keineswegs als methodologische Norm, sondern fordert die Ökonomen dazu auf, sich strikter an die Norm zu halten. Blaug vertritt eine „aggressive“ normative Methodologie. Das Ideal wird durch die Überprüfung an der Empirie nicht falsifiziert, sondern die Forderung an die Realität, sich dem Ideal anzupassen, wird mit Nachdruck kundgetan. Ein Grund dafür dürfte insbesondere darin liegen, dass Blaug das Verhältnis zwischen den Naturwissenschaften und den Sozialwissenschaften und ihren Bezug zum Falsifikationismus nicht entsprechend problematisiert und den Einwand eines fundamentalen Unterschiedes dieser beiden Wissenschaftssphären nicht anerkennt.

„There are good reasons why falsificationism is hard to practice in economics: any hypothesis is subject to other things being held constant and these other things are being numerous and not always well specified; [...] However, exactly the same factors operate in physics, chemistry, and biology, albeit to a lesser degree.“ (Blaug, 1992, S. xiv)

¹⁸⁴ Die Vorstellung, dass mit der Errichtung eines wissenschaftlichen Modells mit Variablen, die dem empirischen Urteil unterworfen werden können, ebenso die empirische Überprüfung der Annahmen, so das System logisch deduktiv errichtet ist, möglich sein müsste, wie sie noch bei Robbins zu finden ist, wenn er schreibt „[...] these propositions are deductions from simple assumptions reflecting very elementary facts of general experiences. If the premises relate to reality the deductions from them must have a similar point of reference“ (Robbins, 1938b, S. 343) erweist sich gemäß der heutigen Erkenntnisse der formalen Logik als nicht haltbar. Vgl. für einen Überblick der wissenschaftstheoretischen Entwicklung und jener der analytischen Logik angewandt auf die moderne Ökonomie: Caldwell, 1982, S. 112ff.

Selbstverständlich muss man Blaug zugestehen, dass seine Sorge um die praktische Relevanz der reinen Theorie eine durchaus berechtigte ist, wenn man die Entwicklung der orthodoxen Ökonomie, ihrer verfeinerten Ausführungen und Analysetechniken im Kleide der Mathematik und der formalen Logik sowie dem ungeheuren Anwachsen des Wissenschaftszweiges der Ökonometrie seit dem Zweiten Weltkrieg genauer betrachtet. Doch gerade in dieser Besorgnis ist ein weiterer fundamentaler Unterschied zu den Naturwissenschaften zu verorten, was uns zu einem Überdenken der methodologischen Norm des Falsifikationismus veranlassen sollte. Ohne Zweifel kann es im Sinne Myrdals keine desinteressierte Sozialwissenschaft geben, denn diese ist, so sie auf praktische Relevanz abzielt, immer auch wertbeladen. Blaug hält dem entgegen, dass hier die Grenzen nur klar abzustecken seien und hofft insbesondere auf die *Methode* der Falsifikation, die solche wertbeladenen Urteile als unwissenschaftlich aufdeckt, wenn sie widerlegt werden oder nicht der empirischen Überprüfung unterzogen werden können.¹⁸⁵ Um den von Rosenberg (1983) charakterisierten Status einer angewandten Mathematik zu überwinden, scheint es allerdings, als vergesse er als ganz zentralen Punkt, dass es eben zwischen der ökonomischen Theoriegenerierung, ihrer Rolle als Beratungsinstrumentarium der Politik und der physischen Realität (*i.e.*, menschlichem Handeln) durchaus Wechselwirkungen geben kann, die wiederum auf die „Fakten“, anhand derer die Theorie bewertet werden soll, einwirken. Insbesondere die über die letzten Jahrzehnte vorgelegten Arbeiten der Wissenssoziologie und Wissenschaftsgeschichte¹⁸⁶ haben aufgezeigt, dass weder naturwissenschaftliche noch ökonomische Theorien auf eine innere, rein logisch deduktive Komponente reduziert werden können.

Diese Verkürzung praktischer Relevanz und eines Realitätsanspruches auf das Kriterium der Falsifizierbarkeit ist nicht notwendigerweise nachvollziehbar.¹⁸⁷ Mehr noch, sie determiniert und schränkt die Modellbildung ein, da sie bei

¹⁸⁵ Auch Robbins versucht in seinem Artikel „Live and Dead Issues in the Methodology of Economics“ die ökonomische Wissenschaft auf Kurs zu bringen, lässt jedoch mehr Spielraum als Blaug offen, indem er schreibt: „It is a characteristic of scientific generalisations that they refer to reality. Whether they are cast in hypothetical or categorical form, they are distinguished from the propositions of pure logic and mathematics by the fact that in some sense their reference is to that which exists, or that which may exist, rather than to purely formal relations.“ (Robbins, 1938b, S. 343) Was das Verhältnis zu den Naturwissenschaften betrifft, so meint Robbins weiter, dass „our knowledge of the facts which are the basis of economic deductions is different in important respects from our knowledge of the facts which are the basis of the deductions of the natural sciences. [...] for this reason the methods of economic science - although not the tests of its logical consistency - are often different from the methods of the natural sciences.“ (Robbins, 1938b, S. 343)

¹⁸⁶ Vgl. beispielsweise Feyerabend, 1986, Fleck, 1935/80, Knorr-Cetina, 1991, Kuhn, 1978, Lakatos/Musgrave, 1974.

¹⁸⁷ Dies spiegelt sich in der zwischen Blaug und Caldwell geführten Kontroverse wider, wobei beide darin übereinstimmen, dass ökonomische Theorien mit der Empirie konfrontiert werden müssen,

konsequenter Anwendung nur jene Variablen zulassen kann, die einerseits innerhalb der Theorie logisch verknüpft und andererseits dem empirischen Urteil unterworfen werden können. Ob dadurch die Wertproblematik tatsächlich umgangen werden kann, bleibt höchst fragwürdig.¹⁸⁸ Hierbei sei insbesondere erwähnt, welche Legitimation Blaug für eine solche methodologische Norm anführt, die in Richtung Friedmans „Methodology of Positive Economics“ geht. Denn in der Kontroverse mit Caldwell rechtfertigt Blaug seine Sichtweise damit, dass

„the only way we can know that a theory is true or rather not false is to commit ourselves to a prediction about acts/states/events that follow from this theory - and partly historical - scientific knowledge has progressed by refutations of existing theories and by the construction of new theories that resist refutation.“ (Blaug, 1992, S. xiii)

Das dem Falsifikationismus innewohnende progressiv-kontinuierliche Wissenschaftsverständnis manifestiert sich in dieser Aussage. Doch sehen wir uns an dieser Stelle vorerst Blaug's zweite Rechtfertigung an, die seinem Wortlaut gemäß eine Untersuchung nach dem Schema der „Rhetoric of Economics“ (D. McCloskey) nahe legt.

„In addition, I claim that modern economists do in fact subscribe to the methodology of falsificationism; [...] they ultimately judge economic theories in terms of their success in making accurate predictions.“ (Blaug, 1992, S. xiii)

Lässt sich daraus eine Rechtfertigung für die Anwendung des Falsifikationismus in den Wirtschaftswissenschaften ableiten? Müssen wir die Ökonomen davon überzeugen, dass sie nicht nur ein Lippenbekenntnis zum Falsifikationismus liefern sollen, sondern

„to take falsificationism seriously.“ (Blaug, 1992, S. 244)

Eine paradoxe Rechtfertigung, umso mehr sogar, wenn wir Blaug's Kritik an Thomas S. Kuhn näher betrachten, dem er vorwirft, mit seiner Untersuchung eine Legitimation für die Entwicklung der wissenschaftlichen Theoriebildung zu liefern, indem er dazu eine passende Methodologie entwerfe. Dabei scheint er zu verkehren, dass Kuhn nicht so sehr die Vorstellung einer methodologischen Norm im Kopf hatte,¹⁸⁹ wie Blaug (1978, S. 714) zunächst noch an jener Stelle

Blaug im Falsifikationismus das geeignete Instrumentarium sieht, um festzustellen, ob Theorien wissenschaftlich sind, Caldwell dieses Kriterium jedoch als zu stark erachtet und für einen methodologischen Pluralismus plädiert. Siehe dazu: Preface zur 2. Ausgabe von Blaug (1992) sowie Caldwell, 1982, Kapitel 13.

¹⁸⁸ Zu einer Kritik am Positivismus in den Wirtschaftswissenschaften siehe: Ward, 1976, Kapitel XII, Caldwell, 1982 sowie Hausman, 1992a.

¹⁸⁹ Kuhns Standpunkt diesbezüglich ist keineswegs eindeutig, seine Stärke liegt jedoch unserer Überzeugung nach in der positiven Beschreibung der Entdeckungszusammenhänge.

einräumt, an der er Kuhns Position mit jener Poppers kontrastiert, dass es Kuhn eben um eine „positive“ Geschichtsschreibung, nicht um eine normative Methodologie ginge, dieser vielmehr die „tatsächliche“ Wissenschaftsentwicklung in einer historischen Perspektive beschreiben wollte.¹⁹⁰ Trotzdem wirft Blaug Kuhn vor, dass

„what Kuhn has really done is to conflate prescription and description. He has deduced his methodology from history instead of criticizing history with the aid of a methodology.“ (Blaug, 1992, S. 244)¹⁹¹

Und dabei wendet Blaug in seiner Kontroverse mit Caldwell selbst als Rechtfertigung des Falsifikationismus den „Sein-Sollen-Schluss“ an. Er beruft sich auf die gegenwärtige ökonomische Praxis, doch bestätigt sie seine Methodologie nur anhand der wissenschaftlichen Rhetorik, nicht der wissenschaftlichen Praxis. Blaugs Versuch einen Maßstab zur Bewertung wissenschaftlicher Theorien aus ihrer Praxis heraus zu entwickeln, muss zwangsweise in einem Zirkelschluss münden. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Ökonomen sich nicht im Einklang mit dem Falsifikationismus verhalten, obgleich sie dies vorgeben und knüpft an diese Tatsachenfeststellung auf methodologischer Ebene die normative Forderung nach Theorien, die dem Urteil des Falsifikationismus unterworfen werden können. Dabei vermengt er zwei unterschiedliche Typen der Theoriebildung, jene der „ideal type“, die immer mehr präskriptiv als deskriptiv ist und den Mangel in der Realität sucht, und jener einer positiven, empirischen Theorie, die ihrer Natur nach deskriptiv ist. Dadurch führt er zwei vorerst konzeptionell getrennte Sphären wieder zusammen.¹⁹²

Am Beispiel dieser jüngeren methodologischen Diskussion zeigt sich die ambivalente Rolle methodologischer Reflexionen in den Wirtschaftswissenschaften. Dennoch sollte gerade die Kontroverse zwischen Blaug und Caldwell

¹⁹⁰ Dass Popper und Kuhn trotz entschiedener Unterschiede auf konzeptioneller Ebene nicht grundsätzlich unvereinbar erscheinen, hat Lakatos mit seiner Position der SRPs (structured research programmes) aufgezeigt. So werden Lakatos' SRPs in der Diskussion um die ökonomische Methodologie gemeinhin auch als Versöhnung der Positionen Poppers und Kuhns angesehen (vgl. Pheby, 1988, Kap. 4).

¹⁹¹ Eine solche Kritik wäre nicht nur auf die Metaebene der Methodologie, sondern auch auf die ökonomische Theoriebildung *per se* anwendbar, da auch diese mit dem Problem konfrontiert ist, in der deskriptiven Beschreibung eines „ist“-Zustandes den *status quo* zu affirmieren (vgl. Samuels, 1992, S. 250).

¹⁹² Es sei an dieser Stelle erwähnt, um der Position Blaugs gerecht zu werden, dass er offenbar seinen Standpunkt überdacht und eine Reihe von Kritik in seine Haltung integriert hat, wenn er schließlich in seiner 5. Auflage (1996) der „Economic Theory in Retrospect“ eingesteht, dass „to demand the removal of all such heuristic devices and theories in the desire to press the principle of falsifiability to the limit is to proscribe further research in many branches of economics“ (Blaug, 1996, S. 696), eine striktere Handhabung des Falsifikationskriteriums offensichtlich auch nicht die gewünschten Ergebnisse zeitigt.

dazu dienen, unsere Fragestellung mit nachdrücklicher Klarheit hervorzuheben.¹⁹³ Die methodologische Diskussion spiegelt unserer Meinung nach auf einer Metaebene das wissenschaftstheoretische Fundament der ökonomischen Wissenschaft wider. Sie sieht sich daher mit den selben Problematisierungen wie auch die Theoriebildung in ihrer Suche nach der Möglichkeit einer wertfreien Wissenschaft konfrontiert und kann mit ihrem Anspruch, vorgeben zu wollen, *wie* Wissenschaft betrieben werden soll, einzig als ethischer Diskurs mit normativen Werthaltungen aufgefasst werden. Denn sie ist nicht vermöge, absolute Kriterien für die Wissenschaftspraxis bereitzustellen und deshalb schließt jeglicher Versuch wissenschaftliche von nicht wissenschaftlichen Aussagen mittels eines Bezuges auf diese Ebene abzugrenzen, Werthaltungen auf dieser Metaebene mit ein und führt die Trennung auf praktischer Ebene *ad absurdum*. Vielleicht tritt daher auf dieser Metaebene, wenn beispielsweise Blaug eine methodologische Norm aus der Wissenschaftspraxis der Ökonomen ableiten will, um sie dann auf selbige anzuwenden, um aufzuzeigen, dass die Tätigkeit der Ökonomen dieser Norm nicht gerecht wird, die Absurdität der strikten Trennung zwischen wissenschaftlichen und normativen Urteilen noch viel deutlicher als auf der Ebene der Theoriebildung hervor. Denn ganz offensichtlich geht es auf dieser Ebene tatsächlich darum, Normen zu *legitimieren*, indem wir dem Methodologen die Rolle zuweisen,

„to sit at the feet of the greatest guru in the philosophy of science community, and then return home from the pilgrimage to proselytize watered-down versions of this fresh minted wisdom for the average economist operating in the trenches.“
(Mirowski, 1994b, S. 51)

Eine solche Vorstellung gilt es aufzugeben, so sie letztlich eine Illusion ist, der sich der methodengläubige Wissenschaftler hingibt, denn

„es ist also klar, dass der Gedanke einer festgelegten Methode oder einer feststehenden Theorie der Vernünftigkeit auf einer allzu naiven Anschauung vom Menschen und seinen sozialen Verhältnissen beruht.“ (Feyerabend, 1986, S. 31)

Die Methodologie stellt ein normatives Unterfangen dar und grenzt sich entschieden von der deskriptiven Theoriegeschichte ab. Da sie ein außerwissenschaftlicher Maßstab ist, der uns vorgibt, wie wir Wissenschaft zu betreiben hätten, kann sie letztlich, so Weintraub (1990, S. 264) „possibly have no consequences for the way economics is done.“ Vielmehr ist sie ein Versuch darzulegen, was Wissenschaft ist und

¹⁹³ Bei einem solchen Unterfangen bewegt man sich naturgemäß in einem Spannungsfeld zwischen dem Anspruch einer wertfreien deskriptiven Geschichtsschreibung der Wirtschaftswissenschaften (Entdeckungszusammenhang) und einer ahistorischen, präskriptiven Wissenschaftsmethodologie (Begründungszusammenhang).

„defines the epistemological enterprise, for only science provides us with True Knowledge, or warranted belief.“ (Weintraub, 1990, S. 265)

Und eine solche Grundlegung hat entscheidende Bedeutung und weitreichende Folgen für die Wissenschaftspraxis, weshalb ein methodologischer Diskurs notwendig und wünschenswert ist, so er die Grundlagen der Wissenschaft kritisch diskutiert. Dabei muss stets berücksichtigt werden, dass die Methodologie letztendlich keinen „path to instant wisdom“ darstellen und einen absoluten Geltungsanspruch erheben kann, denn „there is no shortcut to understanding Economics through Methodology.“ (Weintraub, 1990, S. 277) Zur Unterscheidung von „guter“ von „schlechter“ Wissenschaft greift sie zu kurz, da sie als Norm einen außertheoretischen Bewertungsstandard darstellt und als empirische Methodologie den *status quo* der Forschungspraxis bekräftigt. Dass methodologische Normen Werturteile darstellen, bedeutet jedoch nicht, dass wir die Frage gänzlich zur Seite schieben sollten, sondern durchaus konstruktive Versuche darlegen sollten, die jedoch vor allem in ihren Implikationen und Zwecksetzungen offen gelegt und dem kritischen Diskurs überantwortet werden müssen. Um auf die Position Hausmans zurückzukommen, der sich mit seinem Vorgehen notwendigerweise die Frage stellen muss, „what possible authority could I have to preach to economists?“, (Hausman, 1992a, S. 247), da seine Kritik eine von Außen heran getragene ist, so vertritt er einen weitgefassteren Begriff der Methodologie. Er beschränkt sich nicht auf die reine Theoriebewertung, sondern betrachtet „any feature of economics as a legitimate object of methodological study“ (Hausman, 1992a, S. 317) und grenzt sich zu den Untersuchungsfeldern der Dogmengeschichte oder Soziologie einzig in seiner normativen Zielsetzung ab. Eine solche Aufhebung der Grenzziehungen transzendiert die Sein-Sollen-Dichotomie und kann in ihrer Würdigung der Diversität der ökonomischen Theoriebildung als auch dem Bekenntnis,

„[that] there is absolutely no reason why all economists should employ the same style and strategies of theorizing“ (Hausman, 1992a, S. 255)

als begrüßenswert im Sinne einer kritischen Diskussion der Grundlagen der ökonomischen Wissenschaft angesehen werden.

Die methodologische Diskussion, insbesondere innerhalb der ökonomischen Wissenschaft und ihr Bezug zu den Naturwissenschaften - Ausschnitte von selbiger wir oben kurz dargelegt haben - greift allerdings unserer Meinung nach in einem weiteren Sinne zu kurz. Sie gibt die Vorstellung einer *einzig* zielführenden Methodologie nicht auf, da der Unterschied des freien menschlichen Willens im Gegensatz zu den Naturwissenschaften in der Hoffnung auf eine „adäquate“ Methodologie in Anlehnung an die „exakten“ Wissenschaften nicht weiter problematisiert wird. Zu dieser Verdeckung eines unserer Ansicht nach zentralen Problems ökonomischer Theoriebildung, dem Verhältnis zwischen

freiem menschlichen Willen und undeterminiertem Handeln zu scheinbar objektiven, gesellschaftlichen Strukturen, hat insbesondere die positivistische Methodologie des Falsifikationismus beigetragen, die ja mit Friedmans Essay weite Verbreitung fand. Die Erkenntnis des Gegensatzes zwischen freiem menschlichen Handeln und objektiven gesellschaftlichen Strukturen, die zwar Ausfluss menschlichen Handelns darstellen, dieses aber gleichzeitig beschränken, sollte unserer Meinung nach einen Ausgangspunkt ökonomischer Reflexionen darstellen. Bietet sich für die Analyse dieser objektivierten Strukturen die formale, an den Naturwissenschaften orientierte Theoriebildung an (vgl. die notwendigen restriktiven Annahmen eines positivistischen Unterfangens), so muss doch festgehalten werden, dass der Preis dafür der Ausschluss freien menschlichen Handelns zugunsten eines wissenschaftlichen Determinismus¹⁹⁴ ist. Damit einhergehend muss die Frage nach der individuellen Verantwortung aufgegeben werden. Dadurch lassen wir eine in ihrer Theoriebildung selbstgenügsame und verantwortungsfreie Wissenschaft zurück, die letztlich trotz ihrer Selbstgenügsamkeit entscheidende Auswirkungen auf unser praktisches Zusammenleben hat. In der sich aus dieser Wissenschaftsauffassung zwangsweise ergebenden Orientierung an den Naturwissenschaften führte dies dazu, dass

„economics is the science which, of all scholarly disciplines, most recklessly oversteps the gulf between the humanities and the physical sciences. [It] has veritably turned imprecision itself into science: economics, the science of the quantification of the unquantifiable and the aggregation of the incompatible.“ (Shackle, 1972, S. 360)

Dieses Festklammern an den objektivierten Strukturen und der Forderung nach einer wertfreien Wissenschaft (einer Disziplin, die einen normativen Untersuchungsgegenstand ausweist (vgl. Samuels, 1992, S. 86 u. 250)) führten unserer Auffassung nach zu Erwartungen und Anforderungen an die ökonomische Theorie, welche sie nicht einzulösen vermöge war. Das vorschnelle Umgehen des zentralen Problems des menschlichen Willens und dessen normative Grundlegung hat, so unsere These, unter anderem zum krisenhaften Zustand der Volkswirtschaftslehre seit den 1970er Jahren beigetragen, in der unserer Meinung nach auch ein Großteil der gegenwärtigen methodologischen Diskussion verfangen liegt.¹⁹⁴

¹⁹⁴ Eine umfassende Neuorientierung schlägt Lawson (2003) vor, der erkennt, dass „the noted problems of modern economics stem from a widespread failure of the modern discipline to match its method to the nature of its subject-matter“ (Lawson, 2003, S. xvii) und folglich für einen „ontological turn“ argumentiert. Im Zuge dessen konkreter Ausformulierung bleiben (vorerst) eine Reihe von Fragen unbeantwortet. Doch auch aus solch einer Neuorientierung darf man sich keine endgültigen Lösungen erhoffen und keineswegs ist dadurch die ambivalente Rolle der Methodologie gelöst, da, so

Selbstverständlich können wir an dieser Stelle den Falsifikationismus nicht durch eine unserer Auffassung nach „adäquatere“ Methodologie austauschen, denn dadurch wären wir im selben „circulus vitiosus“ verfangen mit dem sich sowohl die methodologische Diskussion als auch die ökonomische Theoriebildung konfrontiert sieht. Denn genauso wenig wie es *die* „wertfreie“ ökonomische Wissenschaft gibt, gibt es auch keine einzige und zielführende Methodologie. Entscheidend ist, wie uns Robinson (1977) in Erinnerung gerufen hatte, dass die ursprünglichen Fragen nicht aus dem Blickwinkel verloren werden, und wir diese in unserem Vorgehen stets mitdenken. Denn die Antworten werden letztlich beliebig sein, wenn wir uns der Fragen nicht mehr ersinnen können, auf die wir eigentlich Antwort zu geben suchten. Und dabei dürften theoriegeschichtliche Untersuchungen jedenfalls in jenem Ausmaß von Bedeutung sein, als dass sie es uns ermöglichen, die heutige ökonomische Praxis besser zu verstehen und zu bewerten, da „the economics of today comes from yesterday's economics.“ (Weintraub, 1990, S. 277) Darüber hinaus heben sie die anfänglichen Fragestellungen wieder hervor, gehen auf die „Wurzeln“ des Problems zurück und decken mitunter Verknüpfungen auf, welche die orthodoxe Lehrbuchschreibung aufgrund der Legitimation des *status quo* zu verdecken gesucht hat. Außerdem dürfte die theoriegeschichtliche Untersuchung den entscheidenden Vorteil ausweisen, dass *ex post* auch die unterstellten Werturteile, die es hervorzuheben gilt, objektiven Charakter erhalten und diese mit entsprechender Deutlichkeit einzig durch die historische Analyse aufgezeigt werden können, nämlich dass die Grenzziehungen weder beliebig noch gottgegeben, sondern stets in einem größeren normativen Rahmen eingebettet sind.

LITERATURVERZEICHNIS

- ADORNO, Theodor W. (1969a). „Einleitung“, In: MAUS / FÜRSTENBERG (Hrsg.) (1969), S. 7-79.
- ADORNO, Theodor W. (1969b). „Soziologie und empirische Forschung“, In: MAUS / FÜRSTENBERG (Hrsg.) (1969), S. 81-101.
- ADORNO, Theodor W. (1969c). „Zur Logik der Sozialwissenschaften“, In: MAUS / FÜRSTENBERG (Hrsg.) (1969), S. 125-143.
- ALBERT, Hans (1969). „Im Rücken des Positivismus?“, In: MAUS / FÜRSTENBERG (Hrsg.) (1969), S. 267-305.
- ARENDT, Hannah (1960). „Vita Activa oder vom tätigen Leben“, W. Kohlhammer, Stuttgart.
- ARENDT, Hannah (1981). „Vita activa oder Vom tätigen Leben“, Piper, München.
- ARROW, Kenneth J. / DEBREU, Gerard (1954). „Existence of equilibrium for a competitive economy“, In: *Econometrica*, Vol. 22, S. 265-290.
- ARROW, Kenneth J. / HAHN, Frank H. (1971). „General Competitive Analysis“, Holden-Day, San Francisco.
- BACKHOUSE, Roger E. (1993). „Economics and the Economy: The evolution of economic ideas“, Transaction Publishers, New Brunswick.
- BACKHOUSE, Roger E. (Hrsg.) (1994). „New Directions in Economic Methodology“, Routledge, London.
- BACKHOUSE, Roger E. (1994a). „Introduction: New Directions in Economic Methodology“, In: BACKHOUSE (Hrsg.) (1994), S. 1-24.
- BACKHOUSE, Roger E. (1997). „Truth and Progress in Economic Knowledge“, Edward Elgar, Cheltenham.
- BACKHOUSE, Roger E. (1998). „Explorations in economic methodology“, Routledge, London.
- BACKHOUSE, Roger E. (2001). „How and Why Should We Write the History of Twentieth-Century Economics?“, In: *Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 23, S. 243-251.
- BAUMOL, William J. (1991). „Toward a Newer Economics: The Future Lies Ahead!“, In: *The Economic Journal*, Vol. 101, S. 1-8.
- BEAUD, Michel / DOSTALER, Gilles (1995). „Economic Thought Since Keynes: A history and dictionary of major economists“, Edward Elgar, Aldershot.

- BECKER, Gary S. (1962). „Irrational Behaviour and Economic Theory“, In: CALDWELL (Hrsg.) (1993), S. 291-303.
- BECKER, Gary S. (1982). „Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens“, J.C.B. Mohr, Tübingen.
- BECKER, Gary S. (1993a). „Nobel Lecture: The Economic Way of Looking at Behavior“, In: *The Journal of Political Economy*, Vol. 101, S. 385-409.
- BECKER, Gary S. (1993b). „Altruism, Egoism, and Genetic Fitness: Economics and Sociobiology“, In: *Journal of Economic Literature*, Vol. 14, S. 817-826.
- BECKER, Gary S. / Stigler, George J. (1977). „De gustibus non est disputandum“, In: *American Economic Review*, Vol. 67, S. 76-90.
- BLAUG, Mark (1975). „Kuhn versus Lakatos, or paradigms versus research programmes in the history of economics“, In: *History of Political Economy*, Vol. 7, S. 399-433.
- BLAUG, Mark (1978). „Economic Theory in Retrospect“, Cambridge University Press, Cambridge.
- BLAUG, Mark (1988a). „Economic Theory in Retrospect“, Cambridge University Press, Cambridge.
- BLAUG, Mark (1988b). „John Hicks and the methodology of economics“, In: de MARCHI (Hrsg.) (1988), S. 183-195.
- BLAUG, Mark (1992). „The Methodology of Economics: Or how economists explain“, Cambridge University Press, Cambridge.
- BLAUG, Mark (Hrsg.) (1992a). „Pioneers in Economics: Leon Walras (1834-1910)“, Vol. 25, Edward Elgar, Aldershot.
- BLAUG, Mark (1996). „Economic Theory in Retrospect“, Cambridge University Press, Cambridge.
- BLAUG, Mark (1997a). „Economic Theory in Retrospect“, Cambridge University Press, Cambridge.
- BLAUG, Mark (1997b). „Ugly Currents in Modern Economics“, In: *Policy Options*, September 1997, S. 3-8.
- BLAUG, Mark (2000). „Henry George: rebel with a cause“, In: *European Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 7, S. 270-288.
- BOLAND, Lawrence A. (1982). „The Foundations of Economic Method“, George Allen & Unwin, London.
- BRETON, Yves (1998). „French Economists and Marginalism (1871-1918)“, In: FACCARELLO (Hrsg.) (1998), S. 404-455.

- BROCKHAUS (1933). „Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden“, 15. Band, Pos-Rob, Verlag F.A. Brockhaus, Leipzig.
- BRODBECK, Karl-Heinz (1998). „Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie: eine philosophische Kritik der modernen Sozialwissenschaften“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- BRONFENBRENNER, M. (1962). „Observations on the Chicago School(s)“, In: *Journal of Political Economy*, Vol. 70, S. 72-75.
- BRUSATTI, Alois (1979). „Betrachtungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte: ausgewählte Schriften von Alois Brusatti aus Anlass seines 60. Geburtstages“, Duncker & Humblot, Berlin.
- BUCHANAN; James (1972). „Knight, Frank H.“, In: SILLS, David L. (Hrsg.) (1972). „International Encyclopaedia of the Social Sciences“, Vol. 7-8, HUMO-LANG, MacMillan, New York.
- BUCHANAN, James M. (1979). „What should Economists Do?“, Liberty Press, Indianapolis.
- CALDWELL, Bruce J. (1982). „Beyond Positivism: Economic methodology in the twentieth century“, George Allen & Unwin, London.
- CALDWELL, Bruce J. (1988). „The case for Pluralism“, In: de MARCHI (Hrsg.) (1988), S. 231-244.
- CALDWELL, Bruce J. (Hrsg.) (1993). „The Philosophy and Methodology of Economics“, Vol. I, Edward Elgar, Aldershot.
- CALDWELL, Bruce J. (1993a). „Introduction“, In: CALDWELL, (Hrsg.) (1993), S. ix-xxxiv.
- CALDWELL, Bruce, J. (1993b). „Economic Methodology: Rationale, Foundations, Prospects“, In: MÄKI / GUSTAFSSON / KNUDSEN (Hrsg.) (1993), S. 45-60.
- CASTELOT, E. (1998). „Laissez-faire, laissez-passer, history of the maxim“, In: EATWELL / MILGATE / NEWMAN (Hrsg.) (1987), Vol. 3, S. 116.
- CIRILLO, Renato (1992). „Léon Walras and Social Justice“, In: BLAUG (Hrsg.) (1992a), S. 191-198.
- COATS, Bob A. W. (1969). „Is there a „structure of scientific revolutions“ in economics?“, In: *Kyklos*, Vol. 22, S. 289-295.
- COATS, Bob A. W. (1992). „On the History of Economic Thought: British and American economic Essays“, Vol. I, Routledge, London.

- COATS, Bob A. W. (1993). „The Sociology and Professionalization of Economics: British and American economic Essays“, Vol. II, Routledge, London.
- CODDINGTON, A. (1972). „Positive Economics“, In: MARR / RAJ (Hrsg.) (1983), S. 69-88.
- COLANDER, David (2000). „The Death of Neoclassical Economics“, In: *Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 22, S. 127-143.
- DAHRENDORF, Ralf (1998). „Liberalism“, In: EATWELL / MILGATE / NEWMAN (Hrsg.) (1987), Vol. 3, S. 173-175.
- DEMSETZ, Harold (1997). „The Primacy of Economics: An explanation of the comparative success of economics in the social sciences“, In: *Economic Inquiry*, Vol. 35, S. 1-11.
- DOBB, Maurice (1966). „Organisierter Kapitalismus. Fünf Beiträge zur Politischen Ökonomie“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- DOBB, Maurice (1977). „Wert- und Verteilungstheorien seit Adam Smith: eine nationalökonomische Dogmengeschichte“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- DOCKÈS, Pierre (1992). „Léon Walras and the French „intellectuals“ (1896-7)“, In: LOWRY (Hrsg.) (1992), S. 90-114.
- DOSTALER, Gilles (1998). „Friedman and Keynes: divergences and convergences“, In: *The European Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 5, S. 317-347.
- DOW, Sheila C. (2002). „Economic Methodology: an inquiry“, Oxford University Press, Oxford.
- EATWELL / MILGATE / NEWMAN (Hrsg.) (1987). „The New Palgrave: A dictionary of economics“, Macmillan Press, London.
- EMMETT, Ross B. (Hrsg.) (2002). „The Chicago Tradition in Economics 1892-1945“, Routledge, London.
- EMMETT, Ross B. (2002a). „Introduction“, In: EMMETT (Hrsg.) (2002), Vol. VII, S. vii-x.
- ETZIONI, A. (1994). „Jenseits des Egoismus-Prinzips: ein neues Bild von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft“, Schäffer-Poeschel, Stuttgart.
- FACCARELLO, Gilbert (Hrsg.) (1998). „Studies in the History of French Political Economy: From Bodin to Walras“, Routledge, London.
- FEYERABEND, Paul (1978). „Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften“, Vieweg & Sohn, Braunschweig.
- FEYERABEND, Paul (1986). „Wider den Methodenzwang“, Suhrkamp, Frankfurt/M.

- FEYERABEND, Paul (1989). „Irrwege der Vernunft“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- FINN, D.R. (1979). „Objectivity in Economics: On the Choice of a Scientific Method“, In: *Review of Social Economy*, Vol. 37, S. 37-61.
- FLECK, Ludwik (1935/80). „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- FOX, Glenn (1997). „Reason and Reality in the Methodologies of Economics: An introduction“, Edward Elgar, Cheltenham.
- FRIEDMAN, Milton (1946). „Lange on Price Flexibility and Employment: A methodological criticism“, In: FRIEDMAN (1953a), S. 277-300.
- FRIEDMAN, Milton (1947). „Lerner on the Economics of Control“, In: FRIEDMAN (1953a), S. 301-319.
- FRIEDMAN, Milton (1948). „A Monetary and Fiscal Framework for Economic Stability“, In: FRIEDMAN (1953a), S. 133-156.
- FRIEDMAN, Milton (1949). „The Marshallian Demand Curve“, In: FRIEDMAN (1953a), S. 47-99.
- FRIEDMAN, Milton (1951). „Comments on Monetary Policy“, In: FRIEDMAN (1953a), S. 263-273.
- FRIEDMAN, Milton (1952). „The „Welfare“ Effects of an Income Tax and an Excise Tax“, In: FRIEDMAN (1953a), S. 100-113.
- FRIEDMAN, Milton (1953). „The Methodology of Positive Economics“, In: FRIEDMAN (1953a), S. 3-43.
- FRIEDMAN, Milton (1953a). „Essays in Positive Economics“, University of Chicago Press, Chicago.
- FRIEDMAN, Milton (1955). „Leon Walras and his Economic System“, In: *American Economic Review*, Vol. 45, S. 900-909.
- FRIEDMAN, Milton (1969a). „A Program for Monetary Stability“, Fordham University Press, New York.
- FRIEDMAN, Milton (1969b). „Monetary vs. Fiscal Policy“, Norton & Company, New York.
- FRIEDMAN, Milton (1971). „Kapitalismus und Freiheit“, Seewald, Stuttgart.
- FRIEDMAN, Milton (1976). „Die optimale Geldmenge und andere Essays“, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M.
- FRIEDMAN, Milton (1977). „Nobel Lecture: Inflation and Unemployment“, In: *Journal of Political Economy*, Vol. 85, S. 451-472.

- FRIEDMAN, Milton (1979). „Es gibt nichts umsonst. Warum in einer Volkswirtschaft jede Mark verdient werden muss“, Verlag Moderne Industrie, München.
- FRIEDMAN, Milton (1981). „Market Mechanisms and Central Economic Planning“, American Enterprise Institute, Washington.
- FRIEDMAN, Milton (1991a). „Monetarist Economics“, Blackwell, Oxford.
- FRIEDMAN, Milton (1991b). „Old Wine in New Bottles“ In: *The Economic Journal*, Vol. 101, S. 33-40.
- FRIEDMAN, Milton / FRIEDMAN, Rose (1980). „Chancen, die ich meine: ein persönliches Bekenntnis“, Ullstein, Berlin.
- FRIEDMAN, Milton / SAVAGE, L.J. (1948). „The utility analysis of choice involving risk“, In: *Journal of Political Economy*, Vol. 56, S. 279-304.
- FRIEDMAN, Milton / SCHWARTZ, Anna J. (1963). „A Monetary History of the United States 1867-1960“, Princeton University Press, Princeton.
- GORDON, Donald F. (1965). „The role of the history of economic thought in the understanding of modern economic theory“, In: *American Economic Review*, Vol. 55 Supplement, S. 119-127.
- GRAMM, Warren S. (1993). „Chicago Economics: From Individualism True to Individualism False“, In: SAMULES (Hrsg.) (1993), S. 167-189.
- GREER, William B. (2000). „Ethics and Uncertainty: The economics of John M. Keynes and Frank H. Knight“, Edward Elgar, Cheltenham.
- GROSS, Steffen (1999). „Volkswirtschaftslehre ist Kulturwissenschaft: Ökonomik zwischen theoretischer Fiktion und kultureller Realität“, Königshausen und Neumann, Würzburg.
- HABERMAS, Jürgen (1969). „Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik“, In: MAUS / FÜRSTENBERG (Hrsg.) (1969), S. 155-191.
- HAHN, Frank (1999). „Book Review: Lionel Robbins: A history of Economic Thought - The LSE Lectures“, In: *The European Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 6, S. 495-497.
- HAMMOND, Daniel J. (1988). „An Interview with Milton Friedman on Methodology“, In: CALDWELL (Hrsg.) (1993), S. 216-238.
- HAMMOND, Daniel J. (1996). „Theory and Measurement: causality issues in Milton Friedman's monetary economics“, Cambridge University Press, Cambridge.
- HANDS, D. Wade (1993a). „Popper and Lakatos in Economic Methodology“, In: MÄKI / GUSTAFSSON / KNUDSEN (Hrsg.) (1993), S. 61-75.

- HANDS, Wade D. (1993b). „Testing, Rationality and Progress: Essays on the Popperian Tradition in Economic Methodology“, Rowan & Littlefield, Lanham.
- HAUSMAN, Daniel M. (1989). „Economic Methodology in a Nutshell“, In: CALDWELL (Hrsg.) (1993), S. 275-287.
- HAUSMAN, Daniel M. (1992a). „The Inexact and Separate Science of Economics, Cambridge University Press, Cambridge.
- HAUSMAN, Daniel M. (1992b). „Why look under the hood?“, In: HAUSMAN, (Hrsg.) (1994), S. 217-221.
- HAUSMAN, Daniel M. (1992c). „Essays on philosophy and economic methodology“, Cambridge University Press, Cambridge.
- HAUSMAN, Daniel M. (Hrsg.) (1994). „The Philosophy of Economics: An Anthology“, Cambridge University Press, Cambridge.
- HAUSMAN, Daniel M. / McPHERSON, Michael S. (1994). „Economics, rationality, and ethics“, In: HAUSMAN (Hrsg.) (1994), S. 252-277.
- HEGSELMANN, Rainer (1979). „Otto Neurath - Empiristischer Aufklärer und Sozialreformer“, In: Neurath, Otto (1979). „Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus“, Suhrkamp, Frankfurt/M., S. 7-78.
- HEILBRONER, Robert L. (1973). „Economics as a „Value-free“ Science“, In: MARR / RAJ (Hrsg.) (1983), S. 27-38.
- HICKS, John R. (1976). „Revolutions in Economics“, In: LATSIS (Hrsg.) (1976), S. 207-218.
- HIRSCH, Abraham / MARCHI, Neill de (1990). „Milton Friedman: Economics and theory in practice“, Harvester Wheatsheaf, New York.
- HIRSHLEIFER, Jack (1985). „The Expanding Domain of Economics“, In: *American Economic Review*, Vol. 75, S. 53-68.
- HOBBS, Thomas (1966). „Leviathan - oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates“, Luchterhand, Berlin.
- HOBBS, Thomas. (1994). „Vom Menschen. Vom Bürger“, Felix Meiner, Hamburg.
- HOBBSAWM, Eric J. (1975). „Die Blütezeit des Kapitals - eine Kulturgeschichte der Jahre 1848-1875“, Kindler Verlag, München.
- HOBBSAWM, Eric J. (1989). „Das imperiale Zeitalter (1875-1914)“, Campus, Frankfurt/M.
- HODGSON, Geoffrey M. (1999). „Economics and Utopia“, Routledge, London.

- HODGSON, Geoffrey M. (2001). „How Economics Forgot History: The Problem of Historical Specificity in Social Science“, Routledge, London.
- JEVONS, William Stanley (1871/1924). „Die Theorie der politischen Ökonomie“, Gustav Fischer, Jena.
- JOLINK, Albert (1996). „The Evolutionist Economics of Léon Walras“, Routledge, London.
- JOLINK, Albert / van DAAL, Jan (1992). „Leon Walras's Mathematical Economics and the Mechanical Analogies“, In: BLAUG (Hrsg.) (1992a), S. 207-214.
- KARIEL, Henry S. (1972). „Pluralism“, In: SILLS, David L. (Hrsg.) (1972). „International Encyclopaedia of the Social Sciences“, Vol. 11-12, NADE-PSYC, MacMillan, New York.
- KATOUZIAN, Homa (1980). „Ideology and Method in Economics“, MacMillan, London.
- KEEN, Steve (2001). „Debunking Economics. The naked emperor of the social sciences“, Pluto Press, Annandale.
- KEYNES, John M. (1938). „Economic Model Construction and Econometrics“, In: HAUSMAN (Hrsg.) (1994), S. 286-288.
- KEYNES, John Neville (1890/1917). „The Scope and Method of Political Economy“, MacMillan, London.
- KLANT, Johannes J. (1985). „The Slippery Transition“, In: LAWSON / PESARAN (Hrsg.) (1985), S. 80-98.
- KLANT, Johannes J. (1994). „The Nature of Economic Thought: essays in economic methodology“, Edward Elgar, Aldershot.
- KLANT, Joop (1988). „The natural order“, In: de MARCHI (Hrsg.) (1988), S. 87-117.
- KLAPPHOLZ, K. / AGASSI, J. (1959). „Methodological Prescriptions in Economics“, In: CALDWELL (Hrsg.) (1993), S. 54-68.
- KNIGHT, Frank H. (1921a/33). „Risk, Uncertainty and Profit“, London School of Economics Reprints, London.
- KNIGHT, Frank H. (1921a/64). „Risk, Uncertainty and Profit“, Augustus M. Kelley, Reprints of Economic Classics, New York.
- KNIGHT, Frank H. (1921b). „Cost of production and price over long and short periods“, In: KNIGHT (1951), S. 186-216.
- KNIGHT, Frank H. (1922). „Ethics and the economic interpretation“, In: KNIGHT (1951), S. 19-40.

- KNIGHT, Frank H. (1923). „The ethics of competition“, In: KNIGHT (1951), S. 41-75.
- KNIGHT, Frank H. (1924). „The limitations of scientific method in economics“, In: KNIGHT (1951), S. 105-147.
- KNIGHT, Frank H. (1925). „Economic psychology and the value problem“, In: KNIGHT (1951), S. 76-104.
- KNIGHT, Frank H. (1926). „Economics at its best“, In: *American Economic Review*, Vol. 16, S. 51-58.
- KNIGHT, Frank H. (1928). „Historical and Theoretical Issues in The Problem of Modern Capitalism“, In: *Journal of Economics and Business History*, Vol. 1, S. 119-136.
- KNIGHT, Frank H. (1931). „Marginal Utility Economics“, In: KNIGHT (1951), S. 148-160.
- KNIGHT, Frank H. (1933/65). „The Economic Organization“, Harper & Row, New York.
- KNIGHT, Frank H. (1934a). „The Nature of Economic Science in Some Recent Discussion“, In: *American Economic Review*, Vol. 24, S. 225-238.
- KNIGHT, Frank H. (1934b). „Book Review: The Nature and Significance of Economic Science. By Lionel Robbins“, In: *International Journal of Ethics*, Vol. 44, S. 358-361.
- KNIGHT, Frank H. (1935a). „Economic theory and nationalism“, In: KNIGHT (1951), S. 277-359.
- KNIGHT, Frank H. (1935b). „Value and price“, In: KNIGHT (1951), S. 237-250.
- KNIGHT, Frank H. (1936). „The place of marginal economics in a collectivist system“, In: *American Economic Review*, Vol. 26, March Supplement, S. 255-266.
- KNIGHT, Frank H. (1939a). „Bertrand Russell on Power“, In: *Ethics*, Vol. 39, S. 253-285.
- KNIGHT, Frank H. (1939b). „Ethics and Economic Reform: The ethics of liberalism“, In: *Economica*, NS. 6, S. 1-29.
- KNIGHT, Frank H. (1940). „Socialism: the Nature of the Problem“, In: *Ethics*, Vol. 50, S. 253-289.
- KNIGHT, Frank H. (1941a). „The Meaning of Freedom“, In: *Ethics*, Vol. 52, S. 86-109.
- KNIGHT, Frank H. (1941b). „Social Science“, In: *Ethics*, Vol. 51, S. 127-143.

- KNIGHT, Frank H. (1942a). „Science, Philosophy and Social Procedure“, In: *Ethics*, Vol. 52, S. 253-274.
- KNIGHT, Frank H. (1942b). „Fact and Value in Social Science“, In: KNIGHT (1947a), S. 225-245.
- KNIGHT, Frank H. (1943). „The Rights of Man and Natural Law“, In: *Ethics*, Vol. 54, S. 124-145.
- KNIGHT, Frank H. (1946). „The sickness of liberal society“, In: *Ethics*, Vol. 56, S. 79-95.
- KNIGHT, Frank H. (1947). „Salvation by Science: The gospel according to Professor Lundberg“, In: KNIGHT (1956), S. 227-247.
- KNIGHT, Frank H. (1947a). „Freedom and Reform“, Harper & Brothers, New York.
- KNIGHT, Frank H. (1948). „Free Society: Its Basic Nature and Problem“, In: KNIGHT (1956), S. 282-299.
- KNIGHT, Frank H. (1951). „The Ethics of Competition and Other Essays“, George Allen and Unwin, London.
- KNIGHT, Frank H. (1951a). „Economics“, In: KNIGHT (1956), S. 3-33.
- KNIGHT, Frank H. (1951b). „The role of principles in economics and politics“, In: *American Economic Review*, Vol. 41, S.1-29.
- KNIGHT, Frank H. (1956). „On the History and Method of Economics“, University of Chicago Press, Chicago.
- KNIGHT, Frank H. (1961a). „Methodology in Economics - Part I“, In: *Southern Economic Journal*, Vol. 27, S. 185-193.
- KNIGHT, Frank H. (1961b). „Methodology in Economics - Part II“, In: *Southern Economic Journal*, Vol. 27, S. 273-282.
- KNIGHT, Frank H. (1967). „Laissez Faire: Pro and Con“, In: *Journal of Political Economy*, Vol. 75, S. 782-795.
- KNORR-CETINA, Karin (1991). „Die Fabrikation von Erkenntnis: zur Anthropologie der Naturwissenschaft“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- KRAFT, Michael G. (2004). „Ökonomische Theoriebildung und die Realität der Gesellschaft. Eine Sequenz kreativer Annäherungen?“, In: *TRANS - Internet Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Vol. 15, Wien.
- KUHN, Thomas S. (1976). „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, Suhrkamp, Frankfurt/M, 2. Auflage.
- KUHN, Thomas S. (1978). „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, Suhrkamp, Frankfurt/M, 3. Auflage.

- LAKATOS, Imre / MUSGRAVE, Alan (Hrsg.) (1974). „Kritik und Erkenntnisfortschritt“, Vieweg, Braunschweig.
- LANGE, Oskar (1936). „On the Economic Theory of Socialism“, In: *Review of Economic Studies*, Vol. 4, S. 53-71.
- LANGE, Oskar (1942). „The foundations of welfare economics“, In: *Econometrica*, Vol. 10, S. 215-228.
- LANGE, Oskar (1945). „The scope and method of economics“, In: *The Review of Economic Studies*, Vol. 13, S. 19-32.
- LATSIS, Spiro J. (Hrsg.) (1976). „Method and Appraisal in Economics“, Cambridge University Press, Cambridge.
- LAWSON, Tony (2003). „Reorienting Economics“, Routledge, London.
- LAWSON, Tony / PESARAN, Hashem (Hrsg.) (1985). „Keynes' Economics: Methodological Issues“, Croom Helm, Beckenham.
- LENK, Hans (1986). „Zwischen Wissenschaftstheorie und Sozialwissenschaft“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- LOWRY, Todd S. (Hrsg.) (1992). „Perspectives on the History of Economic Thought - Contributions to the History of Economics“, Vol. VIII, Edward Elgar, Aldershot.
- MACHLUP, Fritz (1961). „Are The Social Sciences Really Inferior?“, In: MARR / RAJ (Hrsg.) (1983), S. 3-23.
- MAIR, Douglas / MILLER Anne G. (Hrsg.) (1991). „A Modern Guide to Economic Thought: An introduction to comparative schools of thought in economics“, Edward Elgar, Aldershot.
- MÄKI, Uskali (1990). „Studies in Realism and Explanation in Economics“, Academia Scientiarum Fennica, Helsinki.
- MÄKI, Uskali / GUSTAFSSON, Bo / KNUDSEN, Christian (Hrsg.) (1993). „Rationality, Institutions and Economic Methodology“, Routledge, London.
- MANDEVILLE, Bernard (1714/1980). „Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- MARCHI, Neill de (1976). „Anomaly and the Development of Economics: the case of the Leontief paradox“, In: LATSIS (Hrsg.) (1976), S. 109-128.
- MARCHI, Neil de (Hrsg.) (1988). „The Popperian Legacy in Economics“, Cambridge University Press, Cambridge.
- MARR, William L. / RAJ, Baldev (Hrsg.) (1983). „How Economists Explain: A reader in Methodology“, University Press of America, Lanham.

- MARR, William L. / RAJ, Baldev (1983a). „Introduction“, In: MARR / RAJ (Hrsg.) (1983), S. ix-xi.
- MARTIN, Paul C. (1971). „Zu diesem Buch“, In: FRIEDMAN (1971).
- MARX, Karl (1970a). „Marx Engels Werke“, Bd. 1, Dietz Verlag, Berlin.
- MARX, Karl (1970b). „Marx Engels Werke“, Bd. 13, Dietz Verlag, Berlin.
- MAUS, Heinz / FÜRSTENBERG, Friedrich (Hrsg.) (1969). „Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie“, Luchterhand, Berlin.
- MAYER, Thomas (1980). „Economics as a Hard Science: Realistic Goal or Wishful Thinking?“, In: MARR / RAJ (Hrsg.) (1983), S. 49-66.
- MAYER, Thomas (1993). „Truth versus Precision in Economics“, Edward Elgar, Cheltenham.
- McCLOSKEY, Donald N. (1989). „Why I am no longer a positivist“, In: McCLOSKEY (2001), S. 153-166.
- McCLOSKEY, Donald N. (2001). „Measurement and Meaning in Economics: The essential Deirdre McCloskey“, Edward Elgar, Cheltenham.
- McKINNEY, John. (1993). „Frank H. Knight and Chicago Libertarianism“, In: SAMULES (Hrsg.) (1993), S. 191-213.
- MILLER, Laurence H. Jr. (1962). „On the „Chicago School of Economics“, In: *Journal of Political Economy*, Vol. 70, S. 64-69.
- MIROWSKI, Philip (Hrsg.) (1986). „The Reconstruction of Economic Theory“, Kluwer Academic Publishers, Boston
- MIROWSKI, Philip (1986a). „Introduction: Paradigms, hard cores, and fuglemen in modern economic theory“, In: MIROWSKI (Hrsg.) (1986), S. 1-11.
- MIROWSKI, Philip (1986b). „Mathematical Formalism and Economic Explanations“, In: MIROWSKI (Hrsg.) (1986), S. 179-240.
- MIROWSKI, Philip (1989). „More Heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics“, Cambridge University Press, Cambridge.
- MIROWSKI, Philip (Hrsg.) (1994a). „Natural Images in Economic Thought: Markets read in tooth and claw“, Cambridge University Press, Cambridge.
- MIROWSKI, Philip (1994b). „What are the questions?“, In: BACKHOUSE (Hrsg.) (1994), S. 50-74.
- MOSCA, Manuela (1998). „Jules Dupuit, the French „Ingénieurs Économistes“ and the Société D'économie Politique“, In: FACCARELLO (Hrsg.) (1998), S. 254-283.

- MUNDELL, Robert A. (1968). „Man and Economics. The science of choice“, McGraw-Hill, New York.
- MYRDAL, Gunnar (1953). „The Political Element in the Development of Economic Theory“, Routledge and Kegan Paul, London.
- MYRDAL, Gunnar (1970). „Objectivity in Social Research“, Duckworth & Co., London.
- MYRDAL, Gunnar (1976). „Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung“, Verlag Neue Gesellschaft, Bonn.
- NAGEL, Ernest (1963). „Assumptions in Economic Theory“, In: *American Economic Review - Papers and Proceedings*, Vol. 53, S. 211-219.
- NELSON, Robert H. (2001). „Economics as Religion: from Samuelson to Chicago and beyond“, Pennsylvania State University Press, University Park.
- NG, Yew-Kwang (1972). „Value Judgements and Economists' Role in Policy Recommendation“, In: MARR / RAJ (Hrsg.) (1983), S. 39-47.
- NOPPENY, Claus (1998). „Zwischen Chicago-Schule und Ordoliberalismus: wirtschaftsethische Spuren in der Ökonomie Frank Knights“, Verlag Paul Haupt, Bern.
- O'BRIEN, D.P. (1988), „Lionel Robbins“, MacMillan, London.
- ORMEROD, Paul (1994). „The Death of Economics“, Faber& Faber, London.
- PATINKIN, Don (1973). „Frank Knight as Teacher“, In: *American Economic Review*, Vol. 63, S. 787-810.
- PHEBY, John (1988). „Methodology and Economics: a critical introduction“, MacMillan, London.
- POLANYI, Karl (1933). „Die geistigen Voraussetzungen des Faschismus“, In: POLANYI (2005), S. 216-221.
- POLANYI, Karl (1934a). „Othmar Spann, der Philosoph des Faschismus“, In: POLANYI (2005), S. 222-226.
- POLANYI, Karl (1934b). „Spanns faschistische Utopie“, In: POLANYI (2005), S. 227-232.
- POLANYI, Karl (1934c). „Faschismus und Marxistische Terminologie“, In: POLANYI (2005), S. 233-244.
- POLANYI, Karl (1944/95). „The Great Transformation - Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen“, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- POLANYI, Karl (1979). „Ökonomie und Gesellschaft“, Suhrkamp, Frankfurt/M.

- POLANYI, Karl (2002). „Chronik der großen Transformation: Artikel und Aufsätze (1920-1945), Band 1: Wirtschaftliche Transformation, Gegenbewegungen und der Kampf um die Demokratie“, (hrsg. von CANGIANI / THOMASBERGER), Metropolis Verlag, Marburg.
- POLANYI, Karl (2003). „Chronik der großen Transformation: Artikel und Aufsätze (1920-1945), Band 2: „Die internationale Politik zwischen den beiden Weltkriegen“, (hrsg. von CANGIANI / THOMASBERGER), Metropolis Verlag, Marburg.
- POLANYI, Karl (2005). „Chronik der großen Transformation: Artikel und Aufsätze (1920-1947), Band 3: „Freiheit, Demokratie und Sozialismus“, (hrsg. von CANGIANI / THOMASBERGER / POLANYI-LEVITT), Metropolis Verlag, Marburg.
- POLANYI, Karl (2005a). „Wissenschaft und Sittlichkeit“, In: POLANYI (2005), S. 172-199.
- POLANYI, Karl (2005b). „Die Wissenschaft von der Zukunft“, In: POLANYI (2005), S. 208-214.
- POPPER, Karl R. (1969a). „Die Logik der Sozialwissenschaften“, In: MAUS / FÜRSTENBERG (Hrsg.) (1969), S. 103-123.
- POPPER, Karl R. (1969b): „Logik der Forschung“, J.C.B. Mohr, Tübingen, 3. Auflage.
- POPPER, Karl R. (1982). „Logik der Forschung“, J.C.B. Mohr, Tübingen, 7. Auflage.
- POTIER, Jean-Pierre (1998). „Léon Walras and Applied Science: The significance of the free competition principle“, In: FACCARELLO (Hrsg.) (1998), S. 369-403.
- PRIDDAT, Birger P. (1998). „Theoriegeschichte oder Theoriegeschichten? - über den Status der ökonomischen Dogmengeschichte“, In: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, Vol. 217, Nr. 4, S. 483-498.
- RAYACK, Elton (1987). „Not so free to choose. The political economy of Milton Friedman and Ronald Reagan“, Praeger, New York.
- REDER, Melvin W. (1982). „Chicago Economics: Permanence and Change“, In: *Journal of Economic Literature*, Vol. 20, S. 1-38.
- REDMAN, Deborah A. (1991). „Economics and the Philosophy of Science“, Oxford University Press, Oxford.
- REDMAN, Deborah A. (1997). „The Rise of Political Economy as a Science: Methodology and the Classical Economists“, MIT Press, Cambridge.

- RICARDO, David (1980). „Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung“, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M.
- ROBBINS, Lionel (1926). „The dynamics of capitalism“, In: *Economica*, Vol. 6, S. 31-39.
- ROBBINS, Lionel (1927). „Mr. Hawtrey on the Scope of Economics“, In: *Economica*, Vol. 7, S. 172-178.
- ROBBINS, Lionel (1930a). „On a certain ambiguity in the conception of stationary equilibrium“, In: *Economic Journal*, Vol. 40, S. 194-214.
- ROBBINS, Lionel (1930b). „The present position of economic science“, In: *Economica*, Vol. 10, S. 14-24.
- ROBBINS, Lionel (1932/1984). „An Essay on the Nature and Significance of Economic Science“, New York University Press, New York.
- ROBBINS, Lionel (1933). „Remarks on the relationship between economics and psychology“, In: *The Manchester School*, Vol. 4, S. 89-101.
- ROBBINS, Lionel (1935/1949). „An Essay on the Nature and Significance of Economic Science“, Macmillan, London.
- ROBBINS, Lionel (1935/84). „An Essay on the Nature and Significance of Economic Science“, New York University Press, New York.
- ROBBINS, Lionel (1938a). „Interpersonal Comparison of Utility: A Comment“, In: *Economic Journal*, Vol. 48, S. 635-641.
- ROBBINS, Lionel (1938b). „Live and Dead Issues in the Methodology of Economics“, In: *Economica*, N.S. 5, S. 342-352.
- ROBBINS, Lionel (1950). „The Economic Problem in Peace and War: some reflections on objectives and mechanisms“, MacMillan, London.
- ROBBINS, Lionel (1981). „Economics and political economy“, In: *American Economic Review*, Vol. 71, S. 1-10.
- ROBBINS, Lionel (1998). „A History of Economic Thought: The LSE Lectures“, Princeton University Press, Princeton.
- ROBBINS, Lionel (1999). „Introduction“, In: WICKSTEED, Philip H. (1999). „The Common Sense of Political Economy“, Thoemmes Press, Bristol, S. v-xxiii.
- ROBINSON, Joan (1965). „Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft: Eine Auseinandersetzung mit ihren Grundgedanken und Ideologien“, C.H. Beck, München.
- ROBINSON, Joan (1971). „Die Gesellschaft als Wirtschaftsgesellschaft: Grundlagen und Entwicklung“, C.H. Beck, München.

- ROBINSON, Joan (1972). „The second crisis in economic theory“, In: *American Economic Review*, Vol. 62, S. 1-10.
- ROBINSON, Joan (1977). „What are the questions?“, In: *Journal of Economic Literature*, Vol. 15, S. 1318-1339.
- ROSENBERG, Alexander (1983). „If economics isn't science, what is it?“, In: HAUSMAN (Hrsg.) (1994), S. 376-394.
- ROSENBERG, Nathan (1994). „The Emergence of Economic Ideas: Essays in the History of Economics“, Edward Elgar, Aldershot.
- ROTWEIN, Eugene (1973). „Empiricism and Economic Method: Several Views Considered“, In: MARR / RAJ (Hrsg.) (1983), S. 133-154.
- ROUSSEAU, Jean-Jacques (1983). „Vom Gesellschaftsvertrag: oder Grundsätze des Staatsrechts“, Reclam, Stuttgart.
- SAMUELS, Warren J. (1992). „Essays on the Methodology and Discourse of Economics“, MacMillan, London.
- SAMUELS, Warren J. (Hrsg.) (1993). „The Chicago School of Political Economy“, Transaction Publishers, New Brunswick.
- SCHUMPETER, Joseph A. (1949). „Science and Ideology“, In: HAUSMAN (Hrsg.) (1994), S. 224-238.
- SCHUMPETER, Joseph A. (1954/94). „History of Economic Analysis“, Oxford University Press, New York.
- SEN, Amartya K. (1990). „On Ethics and Economics“, Blackwell, Oxford.
- SERVET, J.-Michel (1992). „Liberalism and economic thought during the French Revolution 1789-94“, In: LOWRY (Hrsg.) (1992), S. 144-167.
- SHACKLE, G.L.S. (1958a). „Book Review: On the history and method of economics: Selected Essays. by Frank Hyneman Knight“, In: *Economica*, Vol. 25, S. 65-66.
- SHACKLE, G.L.S. (1958b). „The limitations of economic theory“, Institute of Social Studies: Publications on Social Change, The Hague.
- SHACKLE, G.L.S. (1967). „The Years of High Theory: invention and tradition in economic thought 1926-1939“, Cambridge University Press, Cambridge.
- SHACKLE, G.L.S. (1972). „Epistemics and Economics: a critique of economic doctrines“, Cambridge University Press, Cambridge.
- SHACKLETON, J.R. / LOCKSLEY, Gareth (Hrsg.) (1981). „Twelve Contemporary Economists“, MacMillan, London.
- SHIONOYA, Yuichi (1990). „Instrumentalism in Schumpeter's economic methodology“, In: CALDWELL (Hrsg.) (1993), S. 239-274.

- SIMONS, Henry C. (1932). „Excerpts from „Syllabus Materials for 201““, In: EMMETT (Hrsg.) (2002), Vol. IV, S. 9-70.
- SIMONS, Henry C. (1934). „A positive program for laissez faire“, In: EMMETT (Hrsg.) (2002), Vol. IV, S. 71-110.
- SMITH, Adam (1993). „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“, Hackett Publishing Company, Indianapolis.
- SPENGLER, Joseph (1974). „Was 1922-1972 a Golden Age in Economics“, In: *Journal of Economic Issues*, Vol. 8, S. 525-553.
- STIGLER, George J. (1962). „Comment“, In: *Journal of Political Economy*, Vol. 70, S. 71.
- STIGLER, George J. (1983). „Nobel Lecture: The Process and Progress of Economics“, In: *Journal of Political Economy*, Vol. 91, S. 529-545.
- STIGLER, George J. (1984). „Economics - The Imperial Science?“, In: *Scandinavian Journal of Economics*, Vol. 86, S. 301-313.
- THOMASBERGER, Claus (1990). „Utopie und Realität der Marktwirtschaft: Arbeitsmarkt und Weltwährungsordnung in den letzten vierzig Jahren“, In: *Leviathan - Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, Vol. 18, S. 80-105.
- THOMASBERGER, Claus (1996). „Marktöffnung und Demokratie: Der Fall Italien“, In: *Leviathan - Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, Vol. 24, S. 222-240.
- THOMASBERGER, Claus (2003a). „Karl Polanyi: Vom philosophischen Ökonom zum Historiker der Gegenwart“, In: BACKHAUS, Jürgen G. / HODGSON, Geoffrey (Hrsg.) (2003). „Die Wiederentdeckung der Historischen Schulen“, Peter Lang, Berlin.
- THOMASBERGER, Claus (2003b). „Marktmechanismus, Selbstregulierung und menschliche Freiheit“, Konferenzpapier vom 13.10.2003.
- ULRICH, Peter (1998). „Integrative Wirtschaftsethik. Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie“, Haupt, Bern.
- VEBLEN, Thorstein B. (1898). „Why is Economics not an Evolutionary Science?“, In: *Quarterly Journal of Economics*, Vol. 12, S. 373-397.
- VICKERS, Douglas (1997). „Economics and Ethics: An introduction to theory, institutions, and policy“, Praeger, Westport.
- VINER, Jacob (1917). „Some Problems of Logical Method in Political Economy“, In: EMMETT (Hrsg.) (2002), Vol. VI, S. 3-27.
- VOGT, Winfried (1977). „Zur Kritik der herrschenden Wirtschaftstheorie“, In: VOGT, Winfried, (Hrsg.) (1977). „Seminar: Politische Ökonomie - Zur

- Kritik der herrschenden Nationalökonomie“, Suhrkamp, Frankfurt/M, S. 180-205.
- WALKER, Donald A. (1998). „Walras, Léon“, In: EATWELL / MILGATE / NEWMAN (Hrsg.) (1987). „The New Palgrave: A dictionary of economics“, Vol. 4, Macmillan Press, London, S. 852-863.
- WALRAS, Leon (1954). „Elements of Pure Economics or: The theory of social wealth“, George Allen and Unwin Ltd, London.
- WALRAS, Leon (1972). „Mathematische Theorie der Preisbestimmung der Wirtschaftlichen Güter“, Detlev Auermann, Glashütten.
- WARD, Benjamin (1976). „Sind die Wirtschaftswissenschaften am Ende? - Aporien und Antworten“, Belser Verlag, Stuttgart.
- WARD, Benjamin (1981). „Die Idealwelten der Ökonomen. Liberale, Radikale, Konservative“, Campus, Frankfurt/M.
- WEINTRAUB, Roy E. (1990). „Methodology doesn't matter, but the history of thought might“, In: HONKAPOJA, Seppo (Hrsg.) (1990). „The State of Macroeconomics: Proceedings of a symposium: „Whither Macroeconomics?“, Blackwell, Oxford, S. 263-279.
- WOLF, Frieder O. (1973). „Wissenschaftsklassifikation, wissenschaftlicher Fortschritt und ideologische Reaktionen“, In: HÜBNER, Kurt / MENNE, Albert (Hrsg.) (1973). „Natur und Geschichte - X. Dt. Kongress für Philosophie“, Felix Meiner, Hamburg.

Forschungsergebnisse der Wirtschaftsuniversität Wien

Herausgeber: Wirtschaftsuniversität Wien –
vertreten durch a.o. Univ. Prof. Dr. Barbara Sporn

- Band 1 Stefan Felder: Frequenzallokation in der Telekommunikation. Ökonomische Analyse der Vergabe von Frequenzen unter besonderer Berücksichtigung der UMTS-Auktionen. 2004.
- Band 2 Thomas Haller: Marketing im liberalisierten Strommarkt. Kommunikation und Produktplanung im Privatkundenmarkt. 2005.
- Band 3 Alexander Stremitzer: Agency Theory: Methodology, Analysis. A Structured Approach to Writing Contracts. 2005.
- Band 4 Günther Sedlacek: Analyse der Studiendauer und des Studienabbruch-Risikos. Unter Verwendung der statistischen Methoden der Ereignisanalyse. 2004.
- Band 5 Monika Knassmüller: Unternehmensleitbilder im Vergleich. Sinn- und Bedeutungsrahmen deutschsprachiger Unternehmensleitbilder – Versuch einer empirischen (Re-)Konstruktion. 2005.
- Band 6 Matthias Fink: Erfolgsfaktor Selbstverpflichtung bei vertrauensbasierten Kooperationen. Mit einem empirischen Befund. 2005.
- Band 7 Michael Gerhard Kraft: Ökonomie zwischen Wissenschaft und Ethik. Eine dogmenthistorische Untersuchung von Léon M.E. Walras bis Milton Friedman. 2005.

www.peterlang.de

Georg Röttger

Zeit, Wert, Geld

Eine begriffliche Analyse der Ökonomie

Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien, 2003.

VIII, 455 S., zahlr. Graf.

Europäische Hochschulschriften: Reihe 5, Volks- und Betriebswirtschaft. Bd. 3046

ISBN 3-631-52287-8 · br. € 74.50*

In dieser Untersuchung wird gezeigt, dass erst eine handlungstheoretisch fundierte Entwicklungstheorie die Begriffe Zeit, Wert und Geld neu deuten und damit zugleich praktisch werden lassen kann. Denn nur über die Grundbegriffe selbst kommen wir zu einer neuen Sichtweise unseres Handelns. Eine derart entwickelte Zeit- und Werttheorie aus dem ökonomischen Handeln selbst heraus erzeugt, transzendiert das ökonomische System als System. Dies gelingt durch die Integration der Luhmann'schen autopoietisch orientierten Systemtheorie in die Habermas'sche kommunikative Handlungstheorie. Damit lässt sich zeigen, dass sich im ökonomischen System neben dem Medium Geld zwei neue Medien – Zeit und Wert – ausdifferenzieren haben, die zugleich Sinndimensionen sind und damit reflexiv werden. Die beiden Begriffe Zeit und Wert als Medien gefasst erzeugen zwei neue soziale Systeme. Ökonomie und Ökologie lassen sich hierüber wieder in die Gesellschaft integrieren, da diese Ausdifferenzierung über die Sinn-dimensionen zugleich eine Integration auf höherer Entwicklungsstufe ermöglicht. Ferner wird gezeigt, dass Geld nur funktionalen Wert für die Gesellschaft hat und keinen Eigenwert besitzt, und dass das ökonomische Prinzip des Strebens nach Effizienz nicht im Widerspruch steht zu den sozialen Prinzipien Gerechtigkeit und Solidarität und ebenso nicht zu dem ökologischen Prinzip der Nachhaltigkeit.

Aus dem Inhalt: Zeit · Wert · Geld · Logistik · Qualitätswesen · Controlling · Wirtschaftsethik · Institutionenökonomik · Sozialökonomik · Systemtheorie · Autopoiesis · Medien · Soziale Systeme · Märkte · Organisation · Kommunikative Handlungstheorie · Lebenswelt · System · Arbeit · Ware · Interaktion · Eigentum · Gesellschaft · Individuum · Entwicklungstheorie · Kognition · Emotion · Konkrektion · Abstraktion · Transzendenz · Immanenz · Volkswirtschaftslehre · Betriebswirtschaftslehre · Gesellschaftstheorie



Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

Auslieferung: Verlag Peter Lang AG

Moosstr. 1, CH-2542 Pieterlen

Telefax 00 41 (0) 32 / 376 17 27

*inklusive der in Deutschland gültigen Mehrwertsteuer

Preisänderungen vorbehalten

Homepage <http://www.peterlang.de>